Wessofontani proba sion possessio
claustri
Heus! Domino me redde meo: fic jura
reposcunt.
I. E. Belling. Cath. Sc. A.V.

<366114318300l2

<366114318300l2

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. m 659

Prüfung

Philos. Specul. Opera varia. 472.

R

Prüfung
der
SECTE
die an allem zweifelt,
Mit einer Vorrede
des
Herrn von Haller.

GOETTINGEN,
Verlegts Abram Vandenhoecks seel. Wittwe,
1751.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochgebohrnen Grafen und Herrn HERRN Heinrich Ernst,

Grafen zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Wernigerode und Hohenstein, Herrn zu Epstein, Münzenberg, Brauberg, Aigmont, Lohra und Klettenberg ꝛc. des Königl. Däni-schen Dannebrogs-Ordens Rittern und Domherrn zu Halberstadt.

Hochgebohrner Reichs-Graf,
Gnädiger Herr,

Diese Wiederlegung eines gefährlichen Feindes des Glaubens, hat unter den Grossen der Welt wenige Beschützer zu hoffen. Die Lehren, die hier bestritten werden, machen das Lehrgebäude der meisten Höfe, und die Religion der Cabinette aus. Es geschicht aber mit desto innigeren Vergnügen, daß ich sie dennoch einem Herrn von dem erhabensten

Stande zuschreiben kan, bey dem alles willkommen ist, was GOtt zu Ehren geschieht. Aus dieser Ueberzeugung habe ich es gewagt, Ew. Hochgräflichen Gnaden dieses Geschenk anzubieten. Dero im Leben und in Schriften geäusserte wahre Liebe GOttes versichert mich, daß es Ihnen angenehm seyn werde, und Sie lassen mir die Hoffnung mich, nicht mit unbedeutenden Worten, sondern mit einer gegründeten Verehrung, nennen zu dürfen

Hochgebohrner Reichs-Graf,

Ew. Hochgräflichen Gnaden

Unterthänigst gehorsamsten Diener,

Albrecht v. Haller.

Vorrede des Uebersetzers.

Es sind über diesen wenigen Bogen mir zehen Jahre verflossen, ein so langer Zeitraum, daß ich erschrecke, wenn ich zurückgedenke, wie wenig Zeit ich vermocht habe, auf eine Arbeit zu wenden, die ich aus vielen Gründen, für vorzüglich wichtig ansehen konte. Es ist an dem, daß ich weit mehr als dieses übersetzt, was ich itzt liefere; ich habe einen guten Theil zurückbehalten, um in diesem Jahrhunderte die wenigen Leser nicht abzuschrecken, die ich für eine so ernsthafte Arbeit zu hoffen hatte. Es ist auch freylich durch Krankheiten, und andere Zufälle, manche Stunde mir entrückt worden, und die pflichtmäßige academische Arbeit, samt andern in das menschliche Leben sich einflechtenden zeitverlustigen Bemühungen, haben mir nicht erlaubt, mehr Zeit zu der

Uebersetzung anzuwenden, als einen Theil derjenigen, die ein weises und gnädiges Gesetze uns zur Ruhe angewiesen hat.

In den zehn Jahren, in welchen wider mein Versprechen diese Arbeit zurückgeblieben, ist die Nothwendigkeit eines solchen Buches vielfach gewachsen. Der Unglaube hat sich über mehrere Länder ausgebreitet. In einem grossen Reiche, wo der Aberglaube sonst seinem Wachsthum entgegen gestanden, nimmt er schleunig und beständig überhand. Unser Deutschland, das sonst nur einzelne Freygeister bey unzählbaren äusserlichen Bekennern der Lehre JEsu gehabt, ist in einigen Gegenden fast ohne äusserlichen, und wie viel mehr befürchtlich ist, ohne wahren und thätigen Glauben.

Ich schätze weder meine Wahl bey der geschehenen Arbeit, noch meine angewandte Mühe so hoch, daß ich mich bereden sollte, es würde mit meinem Werke einem so mächtigen und so erschrecklichen Uebel ein genugsamer Einhalt geschehen; der Unglaube ist dem Menschen viel z'. angenehm, als daß sein Verderben sich so leicht eine so trostvolle Stütze sollte rauben lassen. Keinen GOtt über sich zu erkennen, vor keinen Strafen noch dem

Tode sich zu fürchten, und in diesem Leben ohne Gewissen, ohne Einschränkung alles thun, was uns gelüstet, ist eine solche Religion, die eben so viel Liebhaber haben muß, als das Laster selber, dessen Theorie sie ist.

Ich hoffe indessen, es werde auch diese Bemühung nicht gänzlich ohne Nutzen seyn. Die Ungläubigen, die Halbgläubigen, die Spötter trotzen gar sehr auf das Ansehen ihres Vorgängers des Bayle. Ein Mann von solcher Einsicht hat nichts geglaubt ⁄⁄⁄ er hat so viel unauflösliche Schwürigkeiten in der Religion gefunden ⁄⁄⁄ wann er erst die Freyheit gehabt hätte zu schreiben, wann er die itzigen verklärten Zeiten erlebt, und ein Vaterland gehabt hätte, wo man nicht nur alles denken, sondern auch alles drucken darf ⁄⁄ Dieses sind die gewöhnlichen Reden der Leute, denen die Religion, wie ein despotisches Joch, unerträglich auf den Halse liegt, und die nach einer allgemeinen Revolution seufzen, die den Menschen in seine natürliche Vorrechte wieder setzt, wie die Thiere nach seinen Trieben zu leben.

Es wird also eine philosophische Prüfung der wahren Kräfte des Herrn Bayle diese verhoffte Würkung haben, daß diejenigen,

die ihn als ihren Anführer an die Spitze stellen, die Schwäche des Mannes einsehen lernen, unter dessen Fahne sie so zuversichtlich fechten. Wenn man ihnen zeigt, daß ein Theil seiner Schlüsse blosser Witz und Scherz, ein andrer eine überspitzige und eben deßwegen kraftlose Künsteley, und noch ein andrer seiner eigenen von ihm selbst bezeugten Ueberzeugung gerade entgegen ist: so steht es von vernünftigen, und fast von halb vernünftigen Menschen zu hoffen, sie werden dieses berühmte Zeughaus von Einwürfen wider die Religion minder hoch schätzen, und minder herausstreichen.

Es ist mir besonders bekannt, daß wohlmeinende, aber in dem alten Schulstaube auferzogene Männer, da sie das Baylische Werk bey männlichen Jahren erst kennen gelernet, von der Anmuth seiner Schreibart und der anziehenden Verschiedenheit der Materien, und von dem neuen Reitze seines Vortrages berückt, in Zweifel verfallen sind, die, durch eine beständige Treppe, sie endlich biß in den Abgrund geführt haben. Es scheint also nöthig zu seyn, diesen Kämpfer des Unglaubens gerade vor der Stirne anzugreiffen, und zu zeigen, daß auch seine Gaben,

den Irrthum stark zu machen, zu schwach sind.

Ich glaube, so viel ich meinem Urtheile trauen darf, der Herr von Crousaz sey in diesem Stücke in so weit glücklich gewesen, daß er die Gründe des Herrn Bayle erläutert, und durch die Erläuterung entkräftet habe. Eine Stelle in der Königlichen Academie der Wissenschaften, eine sehr seltene und nur für acht Fremde aufgehobene Stelle, ist die Belohnung des grossen Werks gewesen, welches er dem Bayle entgegen gesetzt hat.

Es war aber in Folio; ein bedenkliches Format für diejenigen, die wegen ihrer Flüchtigkeit am meisten nöthig hatten, ein solches Werk zu lesen, das ihren Glauben befestigen sollte. Eine Widerlegung kan fast niemahls die Annehmlichkeit eines historischen Vortrags haben, und am allerwenigsten eine Widerlegung, in welcher man die Blumen von den Baylischen Schlüssen abreißt, und ihre nackte Schwäche entblössen will. Aus dieser Bemühung entsteht eine unvermeidliche Trockenheit, und diese ist, nebst dem heimlichen Verständnüsse mit dem menschlichen Verderben, stark genug, den meisten Lesern

ein solches Werk unangenehm und widrig zu machen.

Diese Betrachtung hat schon vor ziemlich vielen Jahren, den berühmten Herrn Formey bewogen, die hauptsächlichen Gründe der Zweifler und ihre Beantwortung in einen kurzen Auszug zu bringen, dessen geschmeidige Grösse niemand abschrecken könte, und aus welchem auch alle die allzu tiefen und weitläuffigen Untersuchungen wegbleiben solten.

Dieses ist nun dasjenige Werk, das ich hier dem Leser anbiete. Da ich es selbst übersetzt habe, so habe ich mich genugsam überzeugt, daß fast durchgehends, die wenigen von mir bemerkten Stellen ausgenommen, der Ungrund der spottenden Zweifler zuverläßig gewiesen, und so viel gesagt ist, als einen unverfangenen Gemüthe nöthig ist, den grossen Fürsprecher des Pyrrho zu verachten. Ich gestehe, daß ich eint und andere Stücke gerne entbehrt hätte, die entweder des thörichten Sextus ungefährliche Spizfündigkeiten betreffen, oder physische Schwürigkeiten auflösen, die den Glauben nichts angehen, und die auf unsere Unwissenheit in den allererſten Begriffen des Raums hauptsächlich

lich hinaus laufen. Ich hätte gewünscht, daß bloß dasjenige hätte mögen geprüft werden, was gerade dem Glauben entgegen gesetzt ist, oder auf dessen Wahrheit einen Eindruck haben kann. Man hätte dabey nicht nur eine beliebte Kürze gewonnen, sondern auch Gelegenheit gehabt, die angewandte Philosophie mehr zu heiligen, und die Wahrheit gerade zu ans Herz des Lesers zu bringen, da sie itzt mehr auf seinen Verstand würksam ist.

Ich habe mich aber nicht unterstehen wollen, und meine Zeit hat es nicht zugelassen, eine so tieffe Veränderung mit meiner Urkunde vorzunehmen, da sie zumahl mit des ehrwürdigen Alten, des Herrn von Crousaz Unterschrift gutgeheissen, und dadurch authentisch geworden war.

Ich habe also mit möglicher Treue übersetzt, was ich vom Herrn Formey empfangen und nur mit wenigen Anmerkungen hin und wieder den Beweiß zu erklären oder zu bestärken gesucht. Das Werk hat auch itzt diesen Hauptnutzen behalten, daß man in der Nähe sieht, wie diese in der Entfernung so fürchterliche Blitze des Unglaubens, nur bloße unkräftige und kleine Feuerwerke sind.

Meine

Meine Absicht hierbey, ist nicht aus einer bloß philosophischen Liebe zur Wahrheit entstanden, obwohl ich diese im geringsten nicht mißbillige. Aber meine vornehmste Rücksicht geht auf die practischen Folgen des Unglaubens, auf das in unsäglicher Geschwindigkeit zunehmende Verderbnüß, das aus der Aufnahme der Gottesverleugnung entsteht.

Man müßte weder GOtt noch die Menschen lieben, wenn man sich nicht über die unseelige Würkung betrüben solle, die die Freygeisterey in den Ländern gehabt hat, wo sie überhand nimmt. Ein Schaftsbury, ein Bayle mag die theoretische Atheisterey beschönigen, sie mögen eine Gesellschaft von Gottesleugnern so tugendhaft abmahlen als sie wollen, die lebhaftesten Farben können ihrem Gemählde eine Schönheit, aber keine Aehnlichkeit geben. Erfahrung und Vernunft stimmen hier zusammen, und wir wollen ihre vereinigten Beweisthümer kürzlich vortragen. Was ich zu sagen habe, ist tausendmahl dem Wesen nach gesagt worden, aber die Ursachen es zu sagen, werden täglich stärker.

Der Mensch handelt nach Absichten, er sucht sein Glücke, und folget ihm in dem

Wege, den ihm sein Erkenntniß als den leichtesten, den kürzesten und den gewissesten vormahlt.

Die Verleugner eines rächenden GOttes, und eines ewigen Lebens, schränken unsere Glückseligkeit auf die kurze Dauer unserer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, und, mit einem Worte, auf angenehme Empfindungen ein.

Der unselige Verfasser des traité de la vie heureuse, hat in soweit der Welt einen Dienst gethan, daß er, mit abgeworfener Larve, den Menschen die wahre Gestalt eines Gottesverleugners, und die natürliche Folge der bißher noch so sehr beschönigten Theorie entdeckt hat. Die Glückseligkeit, sagt er, ist eines jeden Menschen sein Recht, er muß sie finden, wo sie ist, sie gehört dem Lasterhaften so wohl, und so billig als dem Besten unter den Menschen zu. Der Genuß der Liebe in seinem natürlichen und den Thieren vernemlichen Verstande, die feineste Kützelung der Sinne ist unser einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beyfall der Welt glücklich. Dieses zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht hindern. Sie ist ein Hirngespenste,

eine

eine Brut der Kunst, und ein fremdes Gewächs, das in unserm Herzen nicht von Natur wächset. Die Reue, die so hartnäckig ist uns zu verfolgen, und das unbequeme Gewissen, eine Frucht der in unserer Kindheit empfangenen Schläge und eingesogenen Vorurtheile, muß man betäuben, schweigen heissen, und so lange ihm den Mund stopfen, biß es nicht mehr sprechen kan. An GOtt ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, ist erwiesen: also hat man nichts zu fürchten, als das einzige Wesen, das unserm Glücke im Wege ist, den Henker = = Vor diesem Richter muß der Philosophe sich in acht nehmen, der sonst nichts weder über der Erde, noch unter derselben, scheut.

Der Verräther der Atheistischen Geheimnisse hat uns noch einen Dienst gethan: er giebt uns eine brauchbare Erklärung des sittlichen Bösen und des sittlichen Guten. Ein Böser ist, der sich alleine liebt, ein Tugendhafter, der auch anderer Menschen Glückseligkeit zu befördern sucht. Diese Erklärung des Erzfeindes des Glaubens ist zu unserm Zwecke zureichend.

Wann der Unglaube so sehr überhand nehmen sollte, daß er herrschend würde, so werden un=

unfehlbar dieſes die erſten Folgen ſeyn, daß man die allgemeine Theorie in die Uebung bringen wird. Im Fortgang unſerer Betrachtung werden wir zeigen, daß es ſchon itzt geſchicht, da die Gottesverleugner noch unter einem Stande des Drucks, und unter Königen ſtehen, und mit anderen Menſchen geſellig leben, die einen Gott glauben, und an Mord, Blutſchande, Vergifften, und andern ſichern Mitteln zu unſerm Glücke kein Gefallen haben. Wann aber ganz Europa dieſe Lehrſätze wird angenommen, wenn ein neuer Flaminius wird öffentlich den Völkern bekannt gemacht haben „ Ihr ſeyd frey von dem Gotte, den ihr gefürchtet habt, lebt hinfüro noch eurer Willkühr, was würde denn wohl die Welt für ein Anſehen gewinnen?

Ein jeder liebt nunmehr, als ein wahrer Weltweiſer, ſich ſelber einzig und ohne Theilung. Er ſieht alles dasjenige als ſein an, was ihn glüklicher machen kann, ſo bald er nur die Kräfte hat, es zum ſeinigen zu machen. Seine Kinder, ſeine Eltern, ſeine Brüder, ſeine Mitbürger, haben nichts von ihm zu fordern, jenen iſt er keine Auferziehung und Erhaltung, dieſen keine Ehrfurcht, und den übrigen kein Mitleiden, keine Dienſte ſchuldig. So denkt

itzt ein D=s=, so werden tausende, so werden, wenn es ihm gelingt, alle Menschen denken. Die Bande des menschlichen Lebens werden alle aufs vollkommenste aufgelöset. Es wird zwar die Liebe zur Wollust noch eine Art einer unbeständigen und kurzen Vereinigung beyder Geschlechter zuwege bringen, ein Priester des Pantheon, wird vielleicht eine Formel zum Kebin zweyer gewissenfreyer Philosophen von beyden Geschlechtern sprechen, an welche sie sich nicht weiter gebunden erachten, als biß der Mann eine schönere Frau, und das Weib einen angenehmern Buhler findet. Die Natur wird ihre Würkung behalten, es werden, wiewohl weit seltener, Kinder gezeugt werden. Denn die Erfahrung hat es gewiesen, daß die einer Atheisterey ziemlich ähnliche allgemeine Epicurische Freyheit, so viel als irgend eine andere Ursache, zum Untergange von Rom beygetragen hat, bloß weil die gränzenlose Unzucht beyder Geschlechter fast allen adelichen Familien ein Ende, und insbesondere die meisten Kayser (fast den einzigen tugendhaften Antonin außgenommen) finderloß gemacht hat. Die Brunst der Männer wird in ihren eigenen Kindern, in den natürlichen Schwestern,

einen Reitz finden, den kein Wiederstand mehr hemmet, und dessen Würkungen die bittersten Feindschaften in jedem Hause erwecken, und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern so wohl, als der letztern befehlende Macht gegen die Kinder unterbrechen wird.

Aber was wird die erleuchtete Schöne mit ihrem Kinde, der unbequemen Last, der Hinderniß neuer Buhlschaften, dem unwillkommnen Theilnehmer ihrer Zeit und Nahrung anfangen? Sie wird es, wie zu Rom, Athen, und in China, den Thieren zum Raub hinsetzen, und, philosophischer als eine säugende Hündin, ohne Zeitverlust sich zu einer neuen Liebe geschickt machen.

Wird ein Kind durch glükliche Zufälle groß, so hat es von den Eltern keine Liebe zu gewarten. Es thut nichts für sie, so werden sie für ihr Kind auch nichts thun. Soll ich das Geld, womit ich mir einen wollüstigen Abend verschaffen kan, hingeben, und das Heulen eines schreyenden Kindes besänftigen, oder einem halberwachsenen Sohn einen Hofmeister zu bezahlen? Wo steht im Gesetzbuche des la M. die Stelle, die mich dazu verbindet?

Der Sohn wird zufälliger Weise groß; er weigert seinem Vaterden Gehorsam, er hat seine eigene Wollust zu sättigen, und sucht durch alle Mittel die nöthigen Gelder, die ihm der Vater aus gleichen Absichten weigert; ein ewiger Streit trennet die Familien. Er wird stärker, als sein durch Wollust und Unmäßigkeit geschwächter Vater, und hier kehrt sich das Schauspiel um. Der alte ist mir im Wege, wäre er nicht mehr, so könnte ich die schönsten Kleider tragen, den reitzenden Sängerinnen gefallen, die besten Speisen essen, und den theuresten Verschnittenen zuhören? Wer wird den weisen Sohn hindern, daß er nicht den Feind seines Glücks aufreibe.

Die Atheisten werden auch krank, sie erfordern eine Wartung, und die gedultige Liebe der ihrigen. Aber wie können sie sie hoffen? Der unbequeme Mann, wird die eben herrschende Beyschläferin sagen, werde ich seiner nicht bald loß seyn! Er wird, wie ein verlassener Wilder in America, ohne Hülfe verschmachten, denn was geht sein Elend andre Menschen an, die für ihr eigenes Vergnügen zu sorgen verpflichtet sind.

Wird unter den neuen Philosophen jemahls der Freundschaft angenehmes Band entstehen können? Es wird wohl Tafel-Freunde, und Gefährten in dem Genusse der Wollüste geben. Aber wird nicht der geringste Eigennutz, die Mißgunst eines Vorzugs, die Ungleichheit der Gedanken diese schwachen Bande alle Augenblicke trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug seiner Wollust ansieht, und eben so leicht haßt, so bald dessen Triebe den seinigen entgegen sind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treu in Geheimnissen, keine Freundes-Dienste in der Noth, keine edelmüthige Entziehung von unserm eigenen Nutzen und unserer eigenen Lust, zu Beförderung des Vergnügens und Milderung des Leidens unsers Freundes, mehr Statt hat.

Ein Kind wird vaterloß, es verliehrt den Beystand (wenn es ja einen Beystand genossen hat) seiner Eltern, wer wird sich seiner annehmen? Die Liebe, die die Christen Charitas zu nennen um destomehr Recht gehabt haben, weil die christliche Religion vornemlich sie unter den Menschen bekannt gemacht hat, ist mit allen andern Vorurtheilen ausgerottet. Der Wayse, der

hülflo-

hülfloſe Wandersmann, der entkräftete Arme wird, wie ein verlaſſenes Vieh, hinſterben.

Die Ehen werden vielleicht nicht mehr ſeyn; ſollten ſie aber fortdauren, was wird für ein Band zwiſchen zweyen Menſchen ſeyn, davon der eine ſein Vergnügen beſſer bey einer fremden Perſon, als bey der ſchon gewohnten Buhlerin findet, und die andere ihrem Manne keine Treu und keine Liebe ſchuldig iſt, ſo bald ſie dabey ihr Vergnügen nicht findet. Dann die neue Lehre hebt aus dem Grunde alle Bänder auf. Ich verſpreche, aber warum ſoll ich halten? Mein Halten iſt nichts Gutes, mein Brechen nichts Böſes; jenes iſt eine Thorheit, eine Pedanterey, ſo bald es mich an meinem mehrern Vergnügen hindert, und die Treuloſigkeit wird eine Pflicht, ja meine einzige Pflicht, wenn ſie mich glücklicher macht.

Kauf und Verkauf und alle Handlung wird unter dieſen neuen Troglodyten nicht anders als baar gegen baar, und mit allen den beyderſeitigen Verſuchen zum Betrügen zugehen, die nur möglich ſeyn werden. Warum ſollte ich nicht betrügen? für eine Verfälſchung in der Waare kan ich Wein kaufen,

und

und besser zu Nacht essen, es ist meine Pflicht zu betrügen, weil es mein Nutz ist? Die fast ganz Religionslosen Chineser bringen diese Theorie bekanntlich in aller ihrer Vollkommenheit in die Uebung.

Die neuen Philosophen werden sich über den Besitz der Güter bestreiten: wie hart wird nicht ein jeder bey der Behauptung seines Rechtes seyn, da alles ihn anspornet, dasselbe zu behaupten, und nichts ihn zurückhält. Wir geben zu, es werden noch Richter seyn. Aber diese Richter kennen kein Recht, keine Ehre, keinen GOtt, sie sind Menschen und Atheisten, die nicht durch ein Hirngespenst der Tugend und Ehre, sondern durch das wesentliche Gut, die Wollust, glückseelig werden wollen. Warum sollen diese vorurtheilfreyen Richter nicht die grössere Bestechung vorziehen, und denjenigen glücklich machen, bey dessen Glücke sie das ihrige finden?

Der Stolz des einen stößt wider den Stolz des andern, die Wollüstigkeit des einen sucht ihr Vergnügen, wo der andere, die Gränzen sind dem begierigen Nachbaren zu enge zu unbequem. Rache und Haß wird alle Herzen trennen. Ein jeder will alles, er hat ein Recht zu allem, ein jeder ist ein Feind

aller

aller andern Menschen. Das Gift wird unbequeme Väter und Verwandte, und unangenehme Ehegatten wegräumen: Der Dolch eines erkauften Mörders, wird einen Beleidiger, oder einen Beleidigten, deßen Rache man befürchtet, aus dem Wege schaffen, dann der wird der gröste Feind seyn, dessen Haß man am meisten zu fürchten Ursach hat.

Der Arme, dem die Nothdurft fehlt, der Spieler, dem die Würfel zuwieder gewesen sind, der Müßiggänger, der nichts hat, womit er seinen Abend hinbringen kan, der wollüstige Bürger, der über den Trieben der Natur, denen er weißlich gefolgt hat, um alle Mittel sich zu erhalten kömmt, wird bald auf der Landstrasse, mit der Pistole in der Faust, dem ersten Reisenden beweisen, daß er kein Recht zu seinem eigenem Gelde hat. Der Richter wird aus Ohnmacht, aus Mangel tugendhafter Bedienten, aus Eigennutz, aus Trägheit zu der Störung der öffentlichen Ruhe die Augen zuthun, oder gar die Beute mit dem Räuber theilen. Der Bürger verschwendet die Frucht seiner Arbeit in der Art der Ueppigkeit, die er erreichen kan, er sucht in der Vermeidung der Zölle, in schlechterer Waare, in offenbarem Betrug, ein Mittel zur

Un=

Unterhaltung seiner Frühstücke, zur Besuchung der Schauspiele und der Vauxhalls.

In allen andern Verhältnüssen des menschlichen Lebens wird die gleiche Unordnung herrschen. Der Herr wird von dem Diener, von dem Unterthanen alles, und noch mehr fodern, als seine Kräfte zu seinem Vortheil aufbringen können. Der Diener hingegen, und der Unterthan werden zu der geringsten Arbeit, zu der gemäßigtesten Abgabe, um so viel unwilliger seyn, je deutlicher sie überzeugt sind, daß der Herr kein ander Recht habe etwas von ihm zu verlangen, als die überlegene Macht. Und wenn einmahl ein philosophischer Pöbel, eine in den Geheimnissen unterwiesene Armee, merken wird, daß sie stärker ist, als der einzelne Fürst und Feldherr, so wird diese gerühmte Entdeckung ihre Würkung bald kräftig an Tag legen.

Aber ein Fürst wird richten, wird strafen, wird die Philosophen durch Schwerdt und Strick überzeugen, daß es besser für sie ist ehrlich zu seyn, und ungefehr so zu leben, wie das Christenthum befiehlt. Aber warum soll er diese Mühe über sich nehmen, und diese Aufsicht führen, hat er nicht nähere, nöthigere Geschäfte? Muß er nicht geniessen?

Muß er nicht in der Wollust das einzige wahre Gute suchen? die Wollust, die er so leicht und so verschieden haben kann? Wann er kriegerisch gesinnet ist, muß er nicht dem Ruhm seiner Waffen, seinem einzigen Abgott folgen, und was ficht es ihn an, wann einige tausend erlegte Maschinen seinem Siegeswagen den Weg ebener machen? Sein erleuchteter Verstand sieht die Nichtigkeit des Rechts viel zu deutlich ein, er ist von der Thorheit der Tugend viel zu vollkommen überzeugt. An seinem Hofe herrschen die Erfinder neuer Wollüste, die nach dem Geschmacke des Despoten sind, und wer sich am tiefsten beugt, steigt am höchsten, wenn er ein Werkzeug des Vergnügens seines Fürstens ist. An keine milde Stiftung, an keine zur Verbesserung des Verstandes und der Sitten abzielende Anstalt ist zu gedenken. Warum sollte der Fürst seinen Schatz anwenden, andere glücklich zu machen, die nicht er selber sind? Der Statthalter, der Feldherr, und die übrigen Obrigkeiten folgen, nach dem Maaß ihrer Kräfte, dem Beyspiel ihres Herrschers, und der gemeine Mann muß den Preis bezahlen, womit die Grossen beym Hofe ihre Strafloſigkeit bey seiner Unterdrückung erkauffen.

kauffen. Zudem was ist ein Fürst, sagt sein atheistischer Feldhauptmann? Worauf gründet sich sein Recht? Wer hat mir befohlen ihm zu gehorchen? Dann die Eide wären bey einem Gottesleugner eben so lächerlich, als wann man itzt in Wien oder in Paris bey den Gerichten die Leute beym Apollo und Neptun schweren liesse. Die Folge dieses philosophischen Beweises wird seyn, daß Gift und Schwerdt von allen Seiten nach dem Fürsten zielen wird; dann welcher Unterthan wird ihm sein Serail, seine schönen Pferde, und seine Lustgärten gönnen?

Werden ihn die Leibwachen schützen? Wird ein zahlreiches und in guter Mannzucht stehendes Heer seine unwilligen Unterthanen unter dem Joche halten? Aber wer schützt ihn wieder seine Leibwache, wieder den beliebten Feldherren einiger Legionen, wieder den Statthalter einer Provinz? Rom im dritten Jahrhundert, und das heutige Persien dient zum Beweißthum, wie wenig die Armeen einen Fürsten bewahren können, wo einmahl das Band zwischen ihm und seinen Unterthanen gebrochen ist. Der überall eingerissene Bau des Staates wird bald fallen, und ein Arbaces, ein Miriweys,

ein

ein Galba der philosophischen Monarchie ein Ende machen. Sardan Pul, Nero und Borgia waren demetrische Weltweisen und Fürsten, in der Uebung und in der Theorie.

Alle diese Züge sind der Natur nach gemahlt, und ihre Farben haben noch bey weitem nicht ihre gehörige Lebhaftigkeit. Ich habe zu Rom, zu Algier, in Persien und auch wohl näher die Urbilder dieser Beschreibung gefunden.

Ich glaube es ist genug erwiesen, daß diese neue Weisheit der Untergang des gesellschaftlichen Lebens seyn wird. Da sie einen jeden Menschen sein einziges Glück, und zwar sein bloß sinnliches Glück, zum Zwecke giebt, so erregt sie eine unendliche Widerstrebung in den Kräften aller Menschen, da ein jeder die seinen gegen alle andere anspannt, und muß also den allgemeinen Zustand der Feindschaft und des Kriegs einführen, den Hobbes sehr aufrichtig schon erkannt hat, und der nicht eher aufhört, bis der Glaube Frieden macht.

Der Glaube thut gerade das Wiederspiel des Unglaubens. Alle diese Kräfte, diese Willen, die gegen einander streiten,

ver-

verbindet er in einem Mittelpunct, in GOtt. Nach seinen Gesetzen sollen wir GOtt über alles und den Nächsten lieben, wie uns selbst. Was für ein unendlicher Reichthum von Weisheit, und das Glück der Welt befördernder Güte!

Wir sind nach der Offenbarung nicht für diese Welt bestimmet, ihre Güter sind eine Probe für uns, wir sollen sie mit einer beständigen Zurückhaltung geniessen, die uns verwehrt, unser Herz gar zu sehr daran zu hängen. Wir müssen sie verlassen. Wir sind bestimmt in eine Geister Welt überzugehen, woraus des Leibes Wollüste verbannt sind, und in welcher wir, als niedrige und aus Gnaden verklärte Geschöpfe, in der Gegenwart von GOtt, und von tausend weit herrlicheren Wesen, als das unsrige, den Trieb der Ehrsucht ausziehen müssen.

In dieser itzigen Welt sind wir alle Brüder, es ist uns anbefohlen, gegen den Nächsten alles das zu thun, was wir gegen den unendlich belohnenden GOTT thun würden, wenn er in menschlicher Gestalt erschiene, und unsrer Hülffe bedürftig wäre: eine Vorstellung, die allen Reitz menschlicher Beredsamkeit an zwingender Rührung übertrifft.

Aus diesen kurzen Grundgesetzen fliessen alle bürgerliche Tugenden, und, wann sie befolget würden, die Glückseligkeit der Welt, ungezwungen und dennoch nothwendig.

Wir wollen die Christliche Gesellschaft gegen die Atheistische in allen den Fällen vergleichen, in welchen wir die letztere abgemahlt haaen.

Die Ehe zweyer Christen ist ein Schauplatz der Liebe und der Sanftmuth. Das eine soll des andern Last tragen; das stärkere soll seine Macht nicht mißbrauchen, das schwächere soll gehorchen. Kein fremder Reitz soll sich wider die unzerbrüchlichen Gesetze der ehelichen Treu auflehnen; dann die Begierde ist schon ein Ehebruch. So sagt Christus, so sagt die nunmehr von ihm erleuchtete Vernunft, denn die gefällig empfundene Begierde wird zur That, so bald die Macht dazu da ist. Das Alter trennt die Liebe zweyer Christen nicht, es kan sie vermehren. Mehrere Zunahme im Guten, macht den einen Gatten dem andern verehrungs-würdig und wehrt, und diese ist mit den Jahren vermuthlich.

Die Kinder sind bey dem Christen ein Pfand, ein anvertrautes Gut, das wir bauen sollen, auf daß es dem algemeinen Herscher

Früchte trage. Wir sollen sie nicht nur lieben, sondern zur Tugend, zur Gottesfurcht, zum ewigen Glücke erziehen. Gott hat uns ihnen zu Pfleg-Eltern, und an seine eigene Stelle gesezt, er, der der algemeine Vater unsrer aller ist.

Die Kinder sollen ihre Eltern als Gottes Statthalter verehren, sie können sie, da sie von ihnen geliebt werden, nicht anderst als hinwiederum lieben: Pflicht und Natur vereinigen sich, das zärteste, das vergnüglichste Band in einer jeden Haushaltung zu knüpfen.

Confucius hat mit Recht gelehrt: ein Reich würde glüklich seyn, wann eine jede Haushaltung in Ordnung unter sich selbst stünde, wenn die Haushaltungen in einer Statt in eine Verfassung zusammen stimmten, wann die Stätte in einem Reich unter einer algemeinen und obersten Quelle der Ordnung sich vereinigten. Dieses Reich hat Confucius nie erlebt, und dieses findet sich, sobald das Christenthum zum Ernst und zur Uebung kommt, weit vollkommener in der That, als beym Confucius in der Hofnung.

Der Diener des Christen ist sein Bruder, er ist ihm alle Liebe, alle Pflegung, alle Bil-

ligkeit schuldig. Kan der Diener eines solchen Herrn ihn nicht lieben, nicht sein Vergnügen wünschen? da ihm Gott befiehlt seinen Herrn zu ehren, und seinen nicht unbillig, nicht vom Herrn aufgedrungenen, sondern von Gott selbst für ihn ausgesuchten Stand als genugsam, als den besten anzusehen, dessen er fähig ist.

Handel und Wandel erhält durch das Christenthum eine Treu, die kein Gesez verschaffen kan. Der Christ ist niemahls allein, Gott sieht ihn, und er steht in der tiefsten Einsamkeit der Nacht unter einer weit ehrwürdigern Aufsicht, als der Atheiste in der Gegenwart seines Fürsten. Das heimlichste Pfand, das allen Menschen unbekannte Vertrauen eines verstorbenen Freundes reitzt uns zu keiner Untreu. Solte ich ein so grosses Uebel begehen, da es Gott siehet? Solte ich dem leichtgläubigen Nächsten schlechte oder theure Waare verkauffen, weil er es nicht versteht, weil er meine Waare höchstnöthig braucht? ist dieses dem Gesetze gemäß, zu thun wie ich will, daß man mir thue? Soll ich die Ewigkeit für etwas mehr Geld vertauschen, das ich nur ein paar Jahre geniesse?

Der

Der Richter, der Vorgesezte sieht seine Macht an, als eine von Gott ihm anvertraute und zur Prüfung für eine kurze Zeit überlassene Statthalterschaft, nach deren Gebrauch er befördert oder gestraft werden soll. In diesem Lichte verschwindet aller Eigennutz und alle Begierde, die ewige Belohnung für den Genuß eines Augenblicks zu vertauschen. Er wird ohne Mühe gerecht, sorgfältig, und unerkäuflich. Er handelt unter den Augen seines obersten Fürsten, dem keiner von seinen Gedanken unbekannt ist.

Der König sitzt auf seinem Throne ruhig. Alle Unterthanen sehen in ihm das Ebenbild Gottes auf Erden, die sichtbare Quelle der Ordnung, die Sonne der bürgerlichen Welt, die, mit dem empfangenen Glanz, ihre weit ausgedähnete Sphäre erleuchtet und wärmet. Unter dem Scepter eines Christlichen Königes, wachsen Schulen zur Auferziehung der Jugend, Kirchen zur Besserung der Alten, Hospitäler zur Pflegung der Kranken, Colonien zur Ruhstatt bedrängter Bürger und Fremden. Seine Statthalter, seine Unterrichter kennnen ihn, sie wissen, daß mit ihrer Tugend ihre Ehre, und ihr Glück verbunden ist; seine Gottesfurcht prägt vielen

tausenden die Aehnlichkeit seines Gemüthes und seiner Gaben ein. Keine Aufruhr steigt auch nicht einmahl im Herzen der Unterthanen auf. Wer haßt die Sonne?

Alle diese Vortheile fliessen aus dem einzigen, daß GOtt der Eigenliebe in der Offenbarung Schranken setzt, daß er uns von der Unersättlichkeit der Begierde nach Wollust und Ehre befreyt, und uns ein anderes Glück zeigt, das wehrt ist, dafür Wollust und Ehre zu verleugnen. Die innern Triebe, die im Körper nach der Wollust, und in der Seele nach der Ehre liegen, sind noch übrig stark, unsre Trägheit zu stören, und die Offenbarung schränkt diese reissenden Ströme nur in Dämme ein. Sie fahren fort zu fliessen, sie tragen nützliche Schiffe, aber sie verwüsten das Land nicht mehr. Es wird niemahls zu befürchten seyn, daß eine Windstille in der Seele des Menschen entstehe. Ehrsucht, Wollust und Geitz keimen mitten unter der Sorgfalt der aufmerksamen Religion, und sie selber hat Pflichten, die uns zur Arbeit, und zur würdigen Bekleidung unserer Bedienungen verbinden.

Nichts wird wohl mehr übrig seyn, als einigen Einwürfen vorzukommen, die den

Gön-

Gönnern des Unglaubens leicht einfallen können, und eben diese Einwürfe werden uns zum zweyten Theil unserer Vorstellung führen, der durch die Erfahrung dasjenige bestärkt, was wir aus der Theorie vorgetragen haben.

Sind dann die Christlichen Reiche mit tugendhaften Menschen besetzt, sagt der Atheiste? sind die Heiden nicht eben so gut gewesen? ist China nicht unter einer atheistischen Herrschaft und Regierung, ein gesittetes und ordentliches Reich? und, ist dieses alles wahr, was rühmet man uns dann die Offenbarung, die den Menschen nicht besser macht? Was schilt man auf den Unglauben, der sie nicht hindert gut zu seyn?

Es ist andem, Griechenland und Rom haben in verschiedenen Absichten Männer hervorgebracht, die aus blosser Ehrbegierde zum Vortheil ihres Vaterlandes, grosse Thaten begangen, tapfer gefochten, gerecht geurtheilt, herzhaft im Rahte gesprochen, und andere äussere dem gemeinen Wesen nützliche Tugenden ausgeübt haben. Unsre heutigen Gottesverleugner können sich aber der Exempel dieser Männer schwerlich wider uns bedienen. Sie sind, ihrem Lehrgebäude zu folge,

eben sowohl Thoren, als die Christen gewesen. Wie diese für ein ewiges Leben im Himmel, so haben jene, mit gleicher Enthusiasterey, für eine Unsterblichkeit in den Reden der Menschen gearbeitet, und dabey die Hauptabsicht des Menschen und das wahre Glück, die Wollust, verabsäumet. Sie sind auch eben nicht Atheisten gewesen: die tugendhaftesten unter den Heiden haben ein göttliches, und auf die Menschen aufmerksames Wesen geglaubt, und eine Dämmerung von dem wahren Lichte scheint bis auf ihr Gemüthe durchgedrungen zu haben. Hieher zählen wir den Antonin, den Epictet, und gewissermassen den Socrates. Ja die Römer, zu den Zeiten des Polybius, waren noch so voller Ehrfurcht gegen die Götter, daß man keinen unter ihnen hätte bereden können, einen falschen Eid zu thun.

Es fehlt aber sehr viel, daß selbst Athen und Rom, diejenige Art der Tugend besessen haben, die ein Volk glüklich, und einen Menschen selig macht; und die Ursach, warum sie sie nicht besessen, liegt eben darinn, daß ihnen das Licht der Offenbarung noch nicht aufgegangen war. Diese Betrachtung dient vornemlich zu unserm Vorhaben.

Die

Die Tugend der noch freyen Römer gieng vornemlich auf die Aufnahme des Staats. Alle Bürger waren mit einem fanatischen Begriff eingenommen, die Herrschaft der Welt sey den Römern zugedacht, und ein jedes Mitglied der Republic arbeitete an diesem grossen Werke mit Eifer und Vergnügen. Die Triumphe, die Bilder und Siegeszeichen erhielten diesen Trieb, und feureten die Ehrbegierde an. Aber es fehlete diesen Römern (und noch mehr den Griechen) an sehr vielen und nöthigen Tugenden. Sie waren rachgierig, und hielten den Haß und die Verfolgung ihrer Feinde für eine Tugend. Die Acculationes, oder gerichtliche und peinliche Klagen wider ihre und ihrer Eltern Feinde, waren eine der gemeinesten Strassen, auf welcher die jungen Römer nach der Ehre strebten. Die Feindschaft zwischen den Familien war fast unversöhnlich, und ein Sohn konte, wenn er sich nicht entehren wollte, fast nicht die Feinde des Vaters unverfolget laßen. Hieraus entstunden zwar keine Zweykämpfe, die weiter im Norden ihre Erfinder gehabt haben, aber doch Aufruhr und Zwentracht. Die Römer kannten, so viel ich mich erinnern kann, die Liebe und Mildthätigkeit gegen die

Armen nicht, die Almosen und Hospitäler sind neue Erfindungen, und gehören dem Wesen und Namen nach, dem Christenthume zu. Gegen ihre Feinde waren sie, auch die besten unter ihnen, grausam und unerbittlich, und ein König, über den man triumphirt hatte, muste samt seinem Geschlechte sterben, ja die unschuldigen Töchter wurden, einem abscheulichen Gebrauche zufolge, vom Henker erst ihrer Ehre, und dann des Lebens beraubt. Die herrschenden Absichten, selbst des noch tugendhaften Roms, waren ungerecht, es mischte sich in alle Gelegenheiten ein, und unterdrückte eben die Völker, die es zu beschützen vorgenommen hatte. Die Vorzüge der Keuschheit waren dem männlichen Geschlechte ganz unbekannt, man weiß des Cato heillosen Raht, die Vergötterung der Flora, und die Schauspiele der Römer, deren sich das Volk schämte, und sie dennoch nicht enbehren konnte. Ein Antonin selbst hielt seine Beyschläferin. Die Trunkenheit wurde eben so wenig, als der Geiz, für ein sonderliches Laster angesehen, der jüngere Cato hat die erstere mit seinem Exempel, und der ältere den letztern mit seinen Vorschriften rühmlich gemacht. Der Selbstmord

mord war eine erlaubte Freylassung, die man sich selber gab, und der übertriebenste Ehrgeitz nicht nur eine Heldentugend, sondern eine Mutter der Helden. Die Eitelkeit und der Eigenruhm, waren, auch bey den besten Römern, allgemein: der Brief des Cicero an den Luccejus ist ein ewiger Beweiß, wie weit sich auch philosophische und gutgesinnete Männer in diesem Stücke vergessen haben, und die Münzen sind ewige Zeugnüsse der Ruhmgierigkeit dieses Volkes. Die grausame Aufopferung der gefangenen Fechter, die eine der vornehmsten Belustigungen des Volkes, sogar bey den Mahlzeiten war, die Aussetzung der Kinder, die man selbst in den vornemsten Geschlechtern, um keinen neuen Aufwand zu machen, dem Tode überließ, die Knechtschaft sind lauter wider die Menschenliebe streitende Fehler, und Merkmahle einer allgemeinen Unbarmherzigkeit. Kurz es bleibt von allen den Römischen Tugenden wenig über, als die Herzhaftigkeit, und der Eifer für die Vergrösserung des ewigen Roms.

China ist nichts weniger, und ist auch niemahls dasjenige gewesen, wozu es, aus eigenen Absichten, die Jesuiten gemacht haben.

An=

Anson, le Gentil, Rinius und andere neue Reisenden haben es nach dem Leben abgemahlet.

Wir könten zwar den Freygeistern ableugnen, daß die Gelehrten in China Atheisten seyen. Der Kayser selbst opfert dem Gott des Himmels, und die Aufmerksamkeit des Tien (oder obersten Wesens) auf die Aufführung der Menschen ist angenommen und canonisch. Aber wir wollen die heutigen Chineser, bey ihrer grossen Laulichkeit in der Religion, den Atheisten gerne überlassen, sie werden bey dieser Vermehrung ihrer Anzahl nichts gewinnen.

China hat seine Gesetze und Anordnungen von seinen ersten Kaisern, von den tugendhaften Yen und Vouvang und andern Herrschern, die, soviel ich finden kan, der allerältesten Religion zugethan gewesen, und einen einzigen Gott, als einen Schöpfer, Versorger und Richter der Menschen, verehrt haben. Diese Gesetze sind ungemein ordentlich. Eine scharfe und despotische Aufsicht und Macht steigt vom Kaiser auf die Stadthalter der Provinzen, von diesen auf die Obrigkeiten der Städte, und endlich auf den Hausvater herunter, der eine vollkommene Herrschaft gegen seine

Haus-

Hausgenossen, und einen eben so vollkommenen Gehorsam gegen seine Obern, die sehr unrichtig sogenannten Mandarinen, ausübet. Diese und viele andere Verordnungen, samt der natürlichen Feigheit des Volks, hat dieses grosse Reich noch so ziemlich in Ruhe und in der gleichen Verfassung erhalten. Die neuen Herrscher, die von Zeit zu Zeit das blödherzige China mit den Waffen bezwungen, haben diese despotische Macht ihnen selbst sehr zuträglich, und zugleich sehr nöthig gefunden, ein unzählbares Volk, das seine Ueberwinder allemahl wohl hundertmahl an Mannschaft übertroffen hat, zugleich im Zaume, und in einem erträglichen guten Willen gegen seine Ueberwinder zu erhalten. Aber was ist die gerühmte Würkung dieser Gesetze, und dieser gepriesenen Sittenlehre, in welcher kein Gott ist? Eine allgemeine Herrschaft vieler Laster, mit überaus wenigen Tugenden. Der Chinese ist feig, falsch, rachgierig, eigennützig, betriegerisch, wollüstig. Es ist wahr, er ist höflich, arbeitsam, und im äussern gelassen und sittsam. Aber wie gering sind diese Tugenden gegen die überwegenden Laster?

Selbst die innere Verfassung hat mehr Fehler, als die schlechtesten Europäischen Staate. Alles ist voll Räuber, und alle Jahrhunderte sind voll von solchen Störern der allgemeinen Ruhe, die durch die Feigheit des Volks, und die Ungelenksamkeit der langsamen Regierungsform fürchterlich, und den Kaisern selbst gefährlich, geworden sind. Die Gerechtigkeit, die gelehrten Beförderungen sind durchgehends verkäuflich. Alle Jahre leidet diese oder jene Provinz von der Hungersnoth: die öffentlichen Vorrathshäuser stehen, durch die üble Besorgung eigennütziger Obrigkeiten ledig, und der Unterthan stirbt zu tausenden. Der Kaiserliche Hof ist voll Unruhen, selbst der gepriesene Kamhi hat seinen erwählten Thronerben hinzurichten zu lassen sich gezwungen gesehen. Kurz in China ist der blosse Schatten der Tugend und das wesentliche des Lasters anzutreffen.

Hier wird der Freygeist mir die Europäischen Sünden vorwerfen. Er wird die Greuel deß so andächtigen Constantinopolitanischen Hofes, das zu Rom herrschende Verderben, und der protestantischen Länder Fehler vorrücken. Der Herr Bayle hat diesen Einwurf schon vorgetragen, er fällt auch

leicht

leicht in die Augen. Seht die Folgen des Christenthums, sagt man, der Spanier bittet und mordet in einer viertel Stunde; der andächtige Italiäner ermahnet seinen Feind zur Beichte, und schießt ihm die mörderische Kugel, nachdem der elende gebetet, ruhig durchs Herz. Die Christen geben vor, sie glauben ein ewiges Leben, und dieses seye die Hauptabsicht ihrer Thaten. Aber seht sie näher an, suchen sie was anders als Geld, Wollust und Ehre, und was sucht der Atheiste anders? Also kömmt, in der ausübenden Sittenlehre, der Atheiste und der Christe überein, und die Würkung der Offenbarung ist nur in den Geberden zu finden.

Dieser Einwurf scheint stark, aber er scheint es nur. Das Christenthum hat zu allen Zeiten seine wahren Kräfte genug gezeigt, und die Tugend hat allemahl in dem gleichen Verhältnüsse mit der Frömmigkeit zugenommen.

Die ersten Christen waren Muster der Keuschheit, der Liebe, der Demuth, der Uneigennützigkeit, und warum sollten sie es nicht gewesen seyn, da sie alle Augenblicke gewärtig und erböthig waren, ihr Leben zu lassen, und alle die Güter zu verlieren, wonach an-

dere

dre Menschen streben? Der jüngere Plinius ist ihr erster Zeuge, und sie haben bey ihren Verfolgern allemahl herzhaft auf die Untersuchung sich berufen, ob sich wohl unter ihnen, unter ihren tausenden, ein einziger Lasterhafter befände? So lang sie wahre Christen waren, solang trieben sie die Tugend über alle bekannten Gränzen der Menschlichkeit. Seine Feinde lieben, sein Leben für die Wahrheit niederlegen, sich ohne Wiederstand von der wütenden Obrigkeit mißhandeln und ermorden lassen, sind freylich Tugenden, die nicht in des Menschen Herzen ursprünglich sind, und die die weisesten Heiden nicht gekannt haben.

Es ist andem, in der Folge der Zeit hat man erlebt, daß in dem Herzen Unzucht, Ehrsucht und Rache aufgewachsen sind, da zugleich der Mund die Sprache der feurigsten Liebe zu Gott nachgeahmt hat. Eine grosse und mächtige Secte der Christen hat den Mord, und alle Arten der Verfolgungen, eben so weit, und vielleicht weiter getrieben, als die Römer. Denn schwerlich wird man in der Geschichte einen Tag finden, der dem Bartholomäustage an der Anzahl, dem Adel der Erschlagenen, und der Treulosheit der Mörder

gleich

gleich kömmt, einen Tag, den der angebliche Statthalter JEsu mit Müntzen, mit Jubelreden, mit allen möglichen Freudensbezeugungen gutgeheissen und geweihet hat.

Es ist gleichfalls andem, daß in den gereinigten Kirchen der Christen selbst die menschlichen Laster, in einem unleugbar hohen Grade herrschen. Es giebt unzüchtige, ehrsüchtige, geitzige, ungerechte, in allen Ständen und allen Gemeinen. Aber alles dieses beweiset für die Gottesverleugner nichts, und beweiset vieles für uns.

Der Aberglaube ist ein fast eben so abgesagter Feind der Religion als der Unglaube. Dieser läßt das menschlichen Verderben frey, weil kein GOtt ist, der es straft, und jener, weil sich GOtt durch Ceremonien, durch fremde Verdienste, durch eine äusserliche Anhängigkeit an eine wahre Kirche gewinnen läßt. Beyde machen die Menschen zu bösen Schuldnern gegen GOtt. Der Atheist leugnet die Schuld, und der Abergläubige will für Gold Papier bezahlen. Was gehen also die Religion die Folgen des Aberglaubens an, und warum sollte sie die Uebelthaten ihres Feindes verantworten?

Die Laster der laulichten, der Namens-Christen, fallen eben so wenig der Religion zur Last. Wann wir sie mit dem Unglauben vergleichen, so halten wir das Lehrgebäude der Offenbarung und das Lehrgebäude des Unglaubens gegen einander. Jene führt uns zur allgemeinen Liebe, die das wesentliche der Tugend, nach dem Geständnisse unserer Feinde ausmacht, und diese trennet uns von allen Menschen, sie macht uns selbst und unsern Willen zu unserm GOtt, und dem einzigen Endzweck unserer Thaten. Der Christ ist lasterhaft, weil er kein wahrer Christ ist, und der Atheist, weil er ein wahrer Atheist ist. Die Tugenden, die diesem bleiben, kommen von seiner Scheu vor seinen Mitbürgern, von den überbliebenen Empfindungen der Auferziehung her, und er ist kein rechter Atheist, er handelt nicht nach bündigen Schlüssen, so bald er etwas anders liebt, als sich selber.

Wir bemerken ferner, daß bey allen diesen Mängeln eine ungemeine Menge gutes im Christenthum übrig bleibt, dessen Quelle wir einzig in der Religion zu suchen haben, da dieses Gute, nach unsrer Gegner Bekenntniß, eine fremde Pflanze bey uns, und nicht

eine

eine Frucht unsers Herzens ist. Eine allgemeine Redlichkeit im Handel und Wandel, eine noch grosse Uebermacht ehlicher Huld und Treu gegen die entgegen stehenden Laster, eine durchgängige Liebe der Kinder, der Freunde, der Armen, eine weit über das Gegentheil vorziehende Gerechtigkeit, ein fast unbegreiflicher Gehorsam gegen die öfters unbarmherzige Obrigkeit, eine ununterbrochene Treu in den Kriegesheeren, herrschet noch fast in der ganzen Christenheit. Wie viel Arme werden noch gespeiset, wie viel Kranken gepflegt, wie viel Waisen erzogen, wie manche aufsteigende Begierde zur Rache, zur Unkeuschheit wird noch durch das Gewissen, durch die dem Gemüthe gegenwärtige Erinnerung an GOtt gebrochen? und wie mancher Mensch bleibt, wieder den Dank seines Verderbens, eben deßwegen ein guter Bürger, ein liebreicher Ehmann, ein zärtlicher Vater, ein nüzlicher Magistrat, bloß weil er ein Christe ist!

Viel algemeiner, viel reiner würde das Reich der Tugend unter den Menschen seyn, wenn mehrere Christen wären, wenn die meisten Menschen die grossen Wahrheiten der Offenbarung ihrem Gemüthe mehr ein-

drü-

drücken, wann sie nicht von der Macht der Göttlichen Drohungen und Verheissungen sich durch eine freywillige Unterlassung aller Mittel befreyten, dadurch die Religion zur Kraft kommen kan. Die Vergleichung eines der Religion ergebenen Staats, und eines andern, wo die Freygeisterey herrscht, ist ein augenscheinlicher Zeuge für uns.

Engelland war unter der grossen Elisabeth und noch später noch fast gänzlich frey vom Unglauben. Die grösten Geister dieser Zeiten, ein Verulam, und lang hernach ein Milton, waren voll der tiefsten Achtung gegen GOTT. Damahls war die englische Nation häußlich, eingezogen, arbeitsam, tapfer, freygebig, gastfrey, mitleidig, und in allem ordentlich. Der Eindruck der Religion haftet selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, um auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses Engelland war dem Philip und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark: auf einmahl und zu gleicher Zeit, hoben sich die Schiffahrt, die Gelehrtheit, die Handlung und der kriegerische Ruhm in die Höhe, und der Nahme dieses glückseeligen Volkes flog über den bewundernden Erdboden. Es

Es kam die Zeit da Freygeister herrschten, da unter Carl dem Andern, alles, was der Religion ähnlich sah, zum Gelächter und zum Vorwurf wurde. Ein noch unbekehrter Rochester, ein Hobbes, ein Dryden, waren die Schooßkinder des Hofes, und der Nation. Der Unglaube drang bald von dem Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeinste Volk, biß in die Gemächer des Frauenzimmers. Was folgte darauf? Ein herrschendes, ein allgemeines Verderben. Keuschheit und Eingezogenheit, häußliche Sorgfalt, Treu im Handel und Wandel, patriotische Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, fast zusehends, aus dem von der GOttesfurcht verlassenen Lande. Es ist leider mehr als zu bekannt, daß diese Wunden seit dieser Zeit nichts weniger, als zugeheilt sind. Das Verderben hat bey dem Pöbel, auf eine erstaunliche Weise, zugenommen. Die kluge Liebe unsers Monarchen hat ein alles Fluches würdiges Getränke zu verbannen gesucht, aber selbst die Gesetze haben dem erstarten Laster weichen müssen. Unglückli-

che Heyrathen, Feindschaften in den Familien, Verschwendung und Betrug, und alle Laster, haben unter dem Schutze des Unglaubens so sehr zugenommen, daß, selbst im äusserlichen, die Handlung durch die unnöthige Erhöhung der Preise, durch die betrügliche Ausarbeitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindseligen Nachbaren, das Kriegswesen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung durch einen unsinnigen Beyfall eines einer verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeisterey empfunden haben.

Ein Protestante würde an seinen gereinigten Glauben gedenken, er würde diesen Schatz mit seinem Blute bewahren. Aber ein freydenkender Troglodite denkt, und sagt auch wohl: was geht mich die Sicherheit einer Secte an, von welcher Lehre ich nichts glaube. Was frage ich darnach, ob mein Land frey oder glücklich ist. Mag es doch zu Grunde gehen, wenn ich über seinen Schutt zum Glücke steigen kan. Und den

dennoch bleibt auch bey den verdorbensten Ländern und in den Gemüthern der Freygeister selber, noch viel gutes, das eigentlich dem Christenthum zu verdanken ist. Sie treffen, selbst wann sie groß und mächtig sind, eine Menge guter Einrichtungen und Anstalten schon gemacht an, die sie umzustossen bedenklich finden und deren guter Nutz für den Staat gar zu augenscheinlich ist. Sie sind selber aus der Auferziehung, aus dem Lesen solcher Bücher, deren scharfsinnige Verfasser sie durch die Anmuht ihres Vortrages zur Anhörung ihrer Sittenlehren anlocken, noch voll von moralischen Begriffen, deren sie sich so wenig, als der Epicurische Lucretius, entschütten können. Die Schaam zwingt sie sich zu verstellen, und der noch nicht genugsam erleuchteten Welt nicht alzufrüh zu erkennen zu geben, daß die Freygeisterey die Religion des Lasters ist. Und endlich muß man gestehen, daß in einem Lande, wovon wir eben das Verderben bedaurt haben, nicht so wohl eine undenkende Verleugnung eines obersten Wesens herrscht, dazu die Vernunft dieses scharfsinnigen Volks zu erleuchtet ist, und

daß es nicht viel tiefer, als auf die natürliche und einen Unterscheid des guten und bösen übrig lassende Religion verfällt, da hingegen unsere herzhafteren Weisen einen allgemeinen Krieg wieder alles beginnen, was göttlich ist, was über den Menschen ein Recht behaupten will, und alle Schranken des guten und bösen, alle Furcht und Hofnung, auf einmahl umzureissen und auszurotten sich bestreben. Es ist auch in allen Ständen eine Anzahl rechtschaffener Christen übrig geblieben, deren Licht nicht zuläßt, daß eine allgemeine Finsterniß überhand nehme. Auch unter den Gesetzgebern der Nation wenden Littleton und West ihre Gaben zur Vertheidigung der Wahrheit an, und noch weit näher dem Throne, könten wir in dem obersten Range unter den Sterblichen erlauchte Verehrer der Wahrheit anzeigen, vor denen Laster und Unglauben sich schämen muß.

Hat nun der Unglaube dieses alles unter dem Drucke und im Finstern gethan, da noch eine Religion bey vielen im Herzen, und äusserlich bey allen geherrschet hat, so kan man

sich

sich den Zustand eines Reichs vorstellen, von welchem die Religion gänzlich verbannet, und das mit lauter neuen, vorurtheilfreyen, Philosophen bewohnt ist. Rom unter dem Nero, ist ein ziemlich ähnliches Vorspiel dieses Zustandes gewesen, obwohl die Christliche, die jüdische Religion, und die stoische Weltweisheit noch hin und wieder die allgemeine Herrschaft des Verderbens in etwas gehemmt haben. Und doch hat schon da der noch seltene Liebhaber der alten Römischen Tugend sich sorgfältig gehütet, etwas davon mercken zu lassen, daß er für diese verhaßte Lehrerin einige Hochachtung behalten hätte.

Es ist also unser Streit mit den Freygeistern nicht eine blosse theoretische Zwistigkeit, ein Krieg über den vollen und leeren Raum, wobey der irrende eben so rechtschaffen bleiben kan, und der rechthabende keinen näheren Weg zur Tugend erwählt. Es ist ein Krieg zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Glücke der Welt und ihrem Elende.

Doch wir haben dieses Reich des Verderbens schon abgemahlt, und es ist vermuhtlich

duet-

deutlich, wie nöhtig es seye, daß ein jeder Freund der Menschen und des Vaterlandes, der über die Aufnahme der Freygeisterey erschrickt, ernsthafte Mittel ergreiffe, womit er von dem Haupte seiner Bürger, seiner Kinder, und vielleicht von seinem eigenen die Gefahr abwenden kan, die über ihm hängt. Solte nicht ein jeder Christ mit gedoppeltem Eifer sich ermuntern, bey seinen Kindern, bey seinen Freunden, bey der Welt den Glauben fortzupflanzen, und der Nachwelt Christen zu erziehen? Solten nicht die noch übrigen Grossen, die ihre Kronen von Gott empfangen zu haben nicht vergessen, durch Beförderung der Tugendhafften, durch Verachtung und Zurücksetzung der Freygeister, durch ernstliche Ordnungen in Schulen und in Kirchen, durch eine behutsame Wahl in Ministern, in Vorgesetzten und in Obrigkeiten, den Unterthan in den Gehorsam gegen den Glauben zu setzen trachten, wovon ihr und sein Glück so natürlich abhängt? Solten nicht die Gelehrten, die vorzügliche Gaben empfangen haben, dieselben ihrem Geber heiligen, und anstatt kleiner gleichgültiger Untersuchungen nach Sprachen, Geschichten und Philologie das eintzig nöthige, das

Kreuz

Kreuz Christi mit Rührung, mit Wehmuth und Nachdruck predigen? Und solte nicht ein jeder Christ in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben, und bey sich selbst anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beyspiel eines wahren Christen entgegen zu stellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums, und die Pralereyen der Weltweisen, wie der Schatten der Nacht beym Anbruch der Morgenröthe, verschwunden sind.

Gegeben zu Göttingen den 26. Dec. 1750.

Erster Theil,
Der
Wiederlegung
der Pyrrhonischen Lehre.
Oder
die Beurtheilung des Sextus Empiricus.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Begriff der Weltweisheit des Sextus.

I.

Des Sextus Gemühts-Art.

Sextus ist unter allen Alten derjenige, aus dem man am besten verstehen kan, wie die vormahligen Pyrrhonier gedacht und geschlossen haben. Er war ein Arzt: Man weiß die Zeit, da er gelebt, nicht eigentlich, die Werke, die er über seine Kunst geschrieben hat, sind verlohren gegangen: und wir haben keine andere, als die, so die Zweifel-Lehre angehn. Man findet Witz und Artigkeit darinn, aber auch sehr viele Wiederhohlungen, und falsche Schlüsse. Wann Herr Bayle über

eben diese Materie ein ganzes Buch geschrieben hätte, so würde es ihm nicht gelungen sein so viele Leser zu finden, als er gefunden, da er seine Anmerkungen in seine Werke zerstreuet hat.

Warum man beym Sextus anfängt.

II. Ich habe geglaubt, es würde dienlich sein, bey der Beurtheilung des Sextus anzufangen, auf das man die Lehrart der alten Pyrrhonier mit der neuern ihrer zu vergleichen im Stande sein möchte. Ich kan ihn freylich nicht ganz übersetzen, und ihn auch nicht von Stük zu Stük wiederlegen, und muß mich also dahin einschränken, daß ich einen kurzen Innbegrif seiner Lehre mache. Ein Muster kan dieser Auszug abgeben, welchen ich aus dem ersten Buche seiner Pyrrhonischen Hypotyposen gemacht.

Kurzer Außzug deß ersten Buches der Hypotyposen.

III. Die Dogmatischen Lehrer sind die, welche sich an gewisse Säze halten. Die Academischen, entsagen aller Kenntnüß der Wahrheit, und halten sie vor unmöglich. Und die Sceptischen suchen, ohne daß sie biß izt etwas gefunden hätten, oder sich bereden lassen, daß man etwas finden könne. Sextus sagt frey herauß, daß er von dieser lezten Classe seye.

VI. Die Sceptische Lehre bestehet darinn, daß man die sinnlichen Begriffe, und die vernünftigen (intellectuelles) nicht unter sich, sondern jede mit andern von ihrer Art vergleichet. Der Zwek dieser Vergleichung besteht darinn, daß sie auf beyden Seiten gleich starke Gründe zu finden trachten, wodurch wir uns in Gleichgewichte erhalten, und in einen

Stand

Stand der Ruhe seßen können, den sie atarapia genennt. Wer zu diesem Stande gelangt ist, der ist ein wahrer Sceptischer Weiser.

V. Der Grundsaz der ganzen Secte ist: Man mag für das, was man über eine jede Materie sagt, so viele Gründe anbringen, als man will, so kan man doch das Wiederspiel mit Gründen vertheidigen, die im geringsten nicht schwächer sind.

VI. Alles ist zweifelhaft, auch diesen selbigen Saz nicht ausgenommen. Dieser Saz vergleicht sich mit den purgierenden Genesmitteln, die mit dem, was sie verjagen sollen, sich selber abführen.

VII. Der Sceptische Weise zweifelt an allem, aber im übrigen führt er sich den Wahrscheinlichkeiten gemäß auf, und richtet sich nach dem übrigen menschlichen Geschlechte.

VIII. Die Vernunft, die Sitten, die Natur-Lehre sind lauter Haufen von Ungewißheiten.

IX. Wir sehen außer uns eine unendliche Menge Vorwürfe, die uns scheinen diese oder jene Eigenschaften zu besitzen. Aber wir wissen nicht, ob sie würklich so sind, wie sie scheinen; ja wir wissen nicht einmahl ob sie sind.

X. Es giebt kein gewisses Kennzeichen des wahren und des falschen: und wir können nichts anders thun, als unsern angebohrnen Trieben folgen.

XI. Der Sceptische Weise ist den Eindrüken äußerlicher Dinge unterworfen, als auch den Zufällen, und den Krankheiten. Aber er glaubt deßwegen nicht, daß dieses alles wahre Uebel seyen. Weil er sich in der Ataraxie befindet, in Ansehung der Meinungen, so ist er auch in der Mediopathie, oder

der Mittelmaaße, in Anſehung ſinnlicher Empfindungen.

Suſpenſion. XII. Man verharret in der Epoche, oder den Stand des Aufſchiebens, indem man beharrliche Begriffe gegen Begriffe, Empfindungen gegen Empfindungen, Begriffe gegen Empfindung, daß Vergangene gegen das Gegenwärtige, und das Gegenwärtige dem Zukünftigen entgegen ſezt.

XIII. Es giebt zehn ausnehmende Mittel, wodurch man ſich in dieſem Zuſtande erhalten kan.

1. Die Betrachtung der Unterſcheiden die zwiſchen den Thieren gefunden werden. Sextus führt bey dieſer Gelegenheit viele nichts zur Sache thuende, und zum Theil fabelhafte Dinge an.

2. Der Unterſcheid zwiſchen den Menſchen.

3 Den Wiederſpruch zwiſchen dem, was uns die verſchiednen Sinne lehren.

4. Die Verſchiedenheit deſſen, was der gleiche Sinn uns vorbringt, als z. E. des Geſicht.

5. Die Verſchiedenheit, die in dem gleichen Vorwurfe aus der Lage entſteht.

6. Oder aus denen verſchiednen Mitteln, durch welche man die Vorwürfe ſieht.

7. Oder die ſo von der Menge grober oder feiner Theilchen entſteht.

8. Wir kennen nur die Verhältniſſe, und nicht die Weſen der Dinge.

9. Der Preiß der Dinge hat kein gewiſſes Maaß.

10. Die Geſätze und Gewohnheiten ſind unendlich unterſchieden.

XIV. Zu diesen vierzehen Mitteln haben die neuen Sceptischen Gelehrte fünf andre hinzugethan, die im Grunde mit den vorigen überein kommen, außer einem einzigen, welcher von der Menge verschiedner Lehrgebäude hergenommen wird, die alle sich auf unerwiesene Säze gründen.

XV. Nichts ist auch sich selbst gewiß, es hat allemahl Beweise nöthig. Bringt ihr mir Beweise, so fodere ich die Beweise dieser Beweise, und so fort, biß ins unendliche.

XV. Die Dogmatischen Lehrer fallen in der Erklärung der Natur in eine unendliche Menge von Fehlern. Onesidemus hat ein Verzeichnüß davon gegeben. Biß hieher hat man diesen Fehlern nicht abgeholfen, und es würde umsonst sein, wann man es unternehmen wolte. [Diese Fehler sind würkliche Mängel, *) aber die daraus gezogene Folge ist unrichtig.]

XVI. Hier folgen nun etliche der Sceptischen Secte angewöhnte Ausdrüke. Keine Meinung dünkt mich besser zu sein als die die ihr entgegen gesezt ist. Ich kan nicht absehen, ob Ja oder Nein zu sagen besser sein werde. Vielleicht kan ich ja sagen, vielleicht ist nein besser, es kan sein, und kan auch nicht sein. Ich erkläre nichts, ich vertheidige keine Meinung. Alles ist für mich unumschränkt und unbegreiflich. Man kan für und wider einen Saz mit gleichem Rechte streiten.

Vorläufer der Zweifelsucht.

XVII. Die Sceptische Lehre hat ihre eignen Vorläufer gehabt. Heraclitus, Demo-

*) Siehe Le Clerc in der B. A & M. T. XIV. p. 1.

Democritus, Protagoras, können in gewissen Absichten als solche Vorläufer angesehen werden. Die Cyrenaische Secte hat auch eine Aehnlichkeit damit.

P. 1. §. 2. §. 5. XVIII. Außer den drey Academien, von denen ich schon gesprochen habe, hat man noch eine Vierte, deren Häupter Philon und Charmidas gewesen, und eine Fünfte, deren Urheber Antiochus ist. Die ersten Lehrer der Academie, als Socrates, und Plato, sind bey weitem nicht so weit gegangen, als die Pyrrhonier. Sie haben eine vollkommne Ueberführung über gewisse Wahrheiten angenommen. Die neuern Academischen Weltweisen entferneten sich von den ersten darinn, daß sie zum Grunde sezen, alles seye unbegreiflich, welches sie mit den Sceptischen gemein haben. Von diesen aber sind sie wiederum darinn unterschieden, daß sie etwas für gut und etwas für böse erkennen, welches die Sceptischen nicht thun. Arcesilaus und Philo sind hierinn am weitesten verfallen. Dieser gab der Unvollkommenheit der Kräfte unsrer Seele die Schuld von dieser Unbegreiflichkeit: die er eben nicht in der Natur selbst der Dinge suchte. Antiochus war zugleich der Stoischen Seite zugethan.

XIX. Die Arzneykunst und die Zweifelsucht vertragen sich ganz gut zusammen: insonderheit darinn, daß sie sich beyde nach den Eindrüken der Natur richten.

XX. Ich habe also einen verkürzten Begriff der Sceptischen Weltweißheit gegeben: so wie ihn Sextus selber hinterlassen hat. In den übrigen Büchern seines Werkes werde ich einer andern Ordnung folgen, und

nur

nur die Beweisgründe daraus anziehn, und wiederlegen. Hierdurch werde ich vieles Wiederholens enthoben seyn.

Zweyter Abschnitt.

Allgemeine Anmerkungen über das erste Buch der Hypotypposen.

I.

Absichten des Sextus.

So viel man vom Sextus aus seinen Schriften zu urtheilen vermögend ist, so hatte er der verschiednen Secten in der Weltweißheit ihre Fehler angemerkt. Hierdurch ward er ungewiß, ob er, wann er einen neuen Lehr-Begrif aufrichten wolte, nicht eben auch selber andern ihn zu wiederlegen eine Blöße geben würde. Also entschloß er sich gar keine Secte zu erwählen, und sein Lebenlang zu wiedersprechen. Sein Geschmak bewog ihn diesen Weg zu wählen, wobey er beständig verblieb. Aber sich hartnäkig vorsezen nichts zu glauben, ist ja selbst eine Wahl, und also wiederspricht er sich selber.

II. Aber dieser Wiederspruch ist nicht der einzige der ihm zur Last ist. Ein anderer und nicht geringerer ist es, wann er Grundsäze sezt, die wir im vorigen Capitel vorgetragen haben, und daraus Schlüsse folgert. Woher kömmt diese Geschiklichkeit, und wo hat Sextus so viel gelernet? Erkennt man daran einen Mann der nichts weiß? Es ist vielmehr ein Kennzeichen eines Mannes, der den Schein haben will nichts zu wissen, auf daß er das

Vergnügen genießen möge, andern beständig zu wiedersprechen.

Allerley Materien sind ihm gleichgültig, wann er nur Beweisgründe davon hernehmen kan. Der Unterscheid der Seele vom Leibe, die inn're Triebräder der Thiere sind für ihn Quellen von Beweisthümern, ungeachtet der Dunkelheit dieser Materien. Und zu gleicher Zeit verwirft er, was am deutlichsten ist. Er erklärt mit Fleiß seine Worte. Daraus erhellet, daß er ihnen eine gewisse Bedeutung zulegt. Vergebens sagt er, er bejahe nichts, er hat doch einen Grundsaz, daß nichts in der Welt erwiesen seye. Diese Redens-Arten, es dünkt mich, vielleicht, sind im Grunde viel bejahender, als die Worte der Dogmatischen Lehrer, weil sie die Kraft haben, alle Dinge der Ungewißheit zu unterwerfen. Jemehr der Sceptische seine Vernunft zu Schlüßen anwendet, jemehr umstrikt er sich selber, und giebt uns Waffen wieder sich. Wann er sagt, es dünkt mich, ich bejahe nichts, so werde ich ihm antworten, euer Dünken ist die allervollkommenste Bejahung. Wie will er mir das Wiederspiel beweisen? Bringt er Gründe an, so müssen eben die Gründe ihn verurtheilen, und es kan keiner darunter sein, der mir nicht recht giebt zu sagen, er dünkt mich falsch. Auf diese Art kan man einen solchen Mann so matt machen, daß er sein lächerliches und wiedersprechendes Wesen selber fühlen muß.

Er giebt uns Waffen wieder sich selber.

III. Sextus thut, als wann er alles äuserst genau bestimmete, und bringt verschiedene Gründe an zu erweisen, worinn die

die Sceptische Weltweißheit von andern Secten unterschieden seye. Was bedeuten diese Unterscheide? so bald es wahr ist, daß der menschliche Verstand nichts erkennt? Ist dann das Wiederspiel nicht eben so vollkommen wahrscheinlich? worzu dienet alle die Mühe, die Sextus sich giebt? worum hat er gearbeitet sich so vieler Leute Meinungen bekannt zu machen? was hilft ihn sein vieles Lesen, Prüfen, und Nachdenken? Ist sein Zwek gewesen Beweise zu finden, daß er nichts wisse? Zur Zeit, da er eben sein Werk zu schreiben begriffen war, konte er wohl mit einiger Redlichkeit zweifeln, ob sein Papier würklich da wäre, ob er seine Feder hielte, ob er endlich selbst am Tische säße? Konte er damahls zu sich selber sagen, vielleicht giebt es Menschen, die dasjenige, was ich hier schreibe, lesen, und mich im Verdacht haben werden ich seye ein Narr, und ein Lügner gewesen. Vielleicht giebt es auch andre, die sich von mir werden einnehmen lassen, und zweifeln werden, ob sie mein Buch zur nehmlichen Zeit, da sie es lesen, in der Hand halten? Vielleicht wird nichts von allem diesem geschehen. Ist es wohl wahrscheinlich, daß Sextus etwas dergleichen werde gedacht haben.

Was ein Scepti-scher Gelehrter ist:

IV. Ein Sceptischer Weltweiser ist also ein Mann, der sich nicht entschließen kan die Mühe zu nehmen das wahre vom falschen zu unterscheiden, und mehr Vergnügen und Ehre dabey findet, alles anzugreifen. Ein Mann der, um einem Geständnüß zu entgehn, welches ihn zu andern Bekenntnüssen nothwendig führen würde, nichts als lauter, Vielleicht, antwortet, und allgemählich alle

Schaam unterdrükt, die auf solche Reden folgen solte. Im übrigen ist er andern Menschen ganz ähnlich, er denkt über viel Sachen eben wie sie, und entfernet sich von der getretenen Heerstraße bloß in der betrachtenden Anschauung der Dinge.

Die Sprache der Scepti-schen ist betrüglich.

V. Die Neigung der Sceptischen zum Zanken, hat sie bewogen alle ihre Schlauigkeiten anzuspannen, eine Schreibart zu erfinden, die ihnen Schlupfwinkel läßt. Sie sagten, sie begriffen die Wahrheit nicht, aber sie sprechen doch ihr ganzes Leben lang davon. Sie konnten nicht läugnen, daß sie einen Begriff hätten von dem, was sie sprächen, dann so weit ließe sie die Vernunft nicht verfallen. Hieraus folget handgreiflich, daß sie etwas wissen mußten. Vergebens wolten sie sich damit rechtfertigen, daß sie sprachen: ich weiß nicht ob dieser und jener Weltweiser eben sagt, was ich ihm izt zuschreibe: es dünkt mich nur so, und es dünkt mich auch, ich zweifle daran, aber ich werde mich wohl hüten zu gestehn, daß ich würklich daran zweifle. Man kan allerdings auf diese Weise reden, aber so zu denken ist, so viel ich weiß, unmöglich. Wann jemand einen Catholischen Gottesgelehrten wiederlegte, und zum Grunde sezte, er hätte des Calvinus Meinungen, was würde man von dem Manne denken? Verlachen würde man ihn. Aber ein Sceptischer würde an seiner Stelle schon eine Ausflucht finden. Er würde sagen, diese 2 Säze N. ist Reformirt, und N. ist Catholisch, sind einer so deutlich als der andere, ich habe zu dem einen so viel Ursache zum Beyfall als zum andern.

VI. Wir

Es ist in dieser Secte keine Aufrichkeit.

VI. Wir können also mit allem Zutrauen sagen, die Sceptischen Weltweisen nicht aufrichtig gewesen. Sie begriffen die Materien ganz wohl, wovon sie sprachen, aber sie hüteten sich es zu gestehn. Sie nahmen ihre Zuflucht zu einem vielleicht, um ihrem Gegner zu entgehn, und das Vergnügen, zu wiedersprechen, länger zu genießen. Ein unnatürlicher Zustand für einen vernünftigen Mann.

Wiederlegung ihres vornehmsten Beweisgründes.

VII. Der vornehmste Beweisgrund der Sceptischen Sache, und ihre lezte Verschanzung, in welcher sie sich für unüberwindlich hielten, war auf diesen Saz gegründet: Man kan zu keiner Gewißheit kommen, weil die Beweißthümer andern Beweisthümer bis in Ewigkeit erfodern. Nun aber sagten sie, ist diese Reyhe von Beweisen einmahl unentbehrlich, dann, wann ihr mir ein Kennzeichen der Wahrheit bringet, so werde ich euch sagen, beweiset es: und wann ihrs beweiset, so werde ich von euch den Beweiß dieses Beweiß verlangen, und dieses wird ohne Ende so fortgehn. Also giebt es keine Gewißheit.

Man muß gleich im Anfang anmerken, daß der Sceptische einen Grundsaz fest sezt, und daraus einen Schluß herleitet. Der Grundsaz ist wahr, aber der Schluß nicht. Der Sceptische sagt, er erfordre eine unendliche Reyhe von Beweisen. Das kan wahr sein, für einen Mann, der ohne einiges Ende zanken will. Aber ein vernünftiger Mann, der sich selbst zu belehren suchet, wird wie mich dünkt, eher so sprechen: Entweder giebt es gar keine Kennzeichen der

Wahr-

Wahrheit, oder sie kan durch die Empfindung und ohne Beweißthum erkannt werden. Er würde weiter sagen: Entweder bietet sich die Wahrheit ohne Unterscheid allen Leuten, oder nur denjenigen an, die sie mit anfrichtigem Willen suchen. Hierauß würde er schließen. Man muß also sie aufrichtig suchen, und sich ihr ergeben, so bald man sie gefunden hat. Hieraus würde bald eine vollkommene Ueberführung sich ihnen anbieten. Aber die Sceptischen hüten sich wohl einen so kurzen Weg einzuschlagen. Sie fliehen vor der Ueberführung und vermeiden biß auf ihren Nahmen. Sextus würdigt dieses Kennzeichen der Wahrheit nicht es vorzutragen, und er sucht andere in finstern Quellen auf, die es ihm nicht so schwer wird zu bestreiten. Handelt er also nicht wieder besser Wissen und Gewissen? *)

VIII.

*) Ich kan diesen ganzen Schluß des Hrn. von Crousar gar nicht begreifen. Den Sceptischen zu wiederlegen, muß man Säze herbringen, die zu Beweisen nicht nöthig ist, als ein Ding kan nicht zugleich sein und nicht seyn: oder die Empfindung der Sinne, die auch ohne Beweißthum deutliche Wahrheiten uns beybringt. Dann die Optischen Fehler nehmen von dieser Deutlichkeit nichts weg. Wir sehen freylich einen Stecken als gebrochen an, der halb in der Luft und halb im Wasser steht. Aber hierdurch wird nur der allgemeine Saz, was gerade ist scheint auch dem Auge gerade, so eingeschränkt, wann es ganz in dem gleichen Mittel gesehen wird Den Stok sehen wir deßwegen nichts desto minder gewiß, nur eine Eigenschaft davon wird in ihren Umständen geändert.

Anmerkungen über den Zwek der Sceptischen Philosophie.

VIII. Eh als ich zu der Prüfung des zweyten Buchs der Hypotypoſen übergehe, will ich noch etliche Anmerkungen machen, über den vermeinten Zwek der Sceptischen Philoſophie, davon Sextus im 12. Cap. des ersten Buches spricht. Er ist, wie sie vorgeben, der ruhmwürdigste Zwek, der nur sein kan. Man erhalte, meinen sie, durch die Sceptische Lehre eine gründliche Beruhigung, und seze sich für allen den Bewegungen der Begierden, und der Furcht vollkommen sicher. Wann man ihnen aber hieraus den Einwurf machen wollte, sie hätten also würklich einen Vorsaz, und brauchten Mittel zu diesem Vorsaze zu gelangen; so sagten sie, diesen Vorsaz hätten sie nicht gesucht, sondern durch ein glükliches Ungefehr gefunden, da hingegen die Dogmatischen Lehrer ihre Kräfte aufopferten etwas zu entdeken, und doch nichts finden könten. „ Wir wissen nicht was gut „ ist, auch nicht was böse ist, wir kennen weder das „ nüzliche, noch das schädliche, also verlangen wir „ nichts, und fürchten auch nichts.„ Alles dieses ist nichts als ein Gewäsche. Wäre etwas wahres daran, so müste man die Arme in die Schooß legen, ohne einigen Beruff anzunehmen, ohne sich irgendwo zu seßen, ohne etwas zu lernen: und man dörfte nichts anders thun, als an dem Orte, wo man sich befindet, sißen zu bleiben. Aber, sagen sie, wir thun, was andere Menschen thun. Aber also verläugnet ihr eure Lebensregeln, denn ihr wisset nicht, ob andere darinn gegründet sind, was sie thun. Wir thun es, sprecht ihr, auf daß man uns nicht verachte oder mißhandle. Das ist nun ein vollkommnes

Geständ-

Geständnüß. Ihr habt also Gründe, die euch bewegen etwas vorzunehmen, und das Wiederspiel ist euch also nicht gleichgültig. Wir folgen, sagt ihr, unsren Neigungen, unsren Einfällen. Dieses Bekenntniß ist sehr gut, wir sehen also, wie viel man auf euch bauen kann. Der gleiche Einfall, der euch heute zu meinem Freunde macht, kann euch morgen zu meinem tödtlichsten Feinde machen. Aber auch überdem, so überlasst ihr euch auch euren Neigungen nicht so sehr zu eigen: ihr wißt gar wohl ihnen zu widerstehn, wann sie euch schaden könnten. Wann ihr euch in einen fernen Lande befündet, dessen Früchte euch unbekannt wären: wann euch dabey jemand warnete, diese oder jene Frucht sey vergiftet, würdet ihr euch dem Eindruke der Sinne überlassen, die euch reizen, von diesen verdächtigen Früchten zu essen. Wann ihr krank wäret, würdet ihr wohl ohne Wahl nach dem ersten Arzte schiken, der euch einfiele. Wannihr eine Rechtssache hättet, würdet ihr euch dem ersten Sachwalter anvertrauen, der euch begegnete. Man künstlet vergebens, die Natur kan man dennoch nicht ausziehn, noch der deutlichen Ueberführung wiederstehen. Es ist nöthig so unverschämt als ein Sceptischer zu seyn, um sich nur anzustellen als wann man wiederstehen wolte.

Unbeständigkeit ihrer Aufführung.

IX. Man würde zu viel Mühe auf sich laden, wann man alles Unvernünftige erzählen wolte, so von der Pyrrhonischen Lehre unzertrennlich ist. Hier sind nur ein paar Beyspiele. Die Sceptischen sagen, sie begeben sich aller Untersuchung, weil es eine vergebene Mühe seye.

Aber

Aber wann einer so spricht, folgt er dann nicht deutlich der Ueberführung, die ihn beweget im Gleichgewichte zu bleiben? Es ist wahr, diese Ueberführung ist falsch, aber sie würkt eben so auf ihn, wie die wahre Ueberführung auf andre. Die Sceptischen meinen, sie haben den rechten Weg ergriffen. Aber wie wollen sie es beweisen? Kan man nicht mit ihnen zanken, wie sie mit andern? und von ihnen eine unendliche Reyhe von Beweißthümern fodern? Am Ende können sie doch nichts beweisen, als ihre eigene Thorheit, und ihre eigene Aufführung wird sie Lügen strafen.

Man sagt, es seyen dennoch etliche Zweifler gewesen, die nach ihrem Lehrgebäude ihr Leben eingerichtet, und folglich wie Narren gelebt hätten: indem sie keinen Unterscheid zwischen dem physischen und sittlichen Guten und Bösen gemacht. Es hat unter ihnen Leute gegeben, die sich ins Feuer, ins Wasser, und über gähe Felsen würden gestürzt haben, wann nicht ihre vernünftigern Freunde sie aufgehalten hätten. Sie konten würklich von Glüke sagen, daß ihre Freunde nicht von ihrer Secte gewesen, dann solche Freunde würden sie in der Freyheit gelassen haben, ihren Einfällen zu folgen. Pyrrho kan davon ein Zeuge seyn, der seinem Lehrer Anaxarchus nicht aushelfen wolte, als er ihn vor seinen Augen in einen Graben fallen sahe. Der Lehrer, an statt seinen Schüler zu schelten, bewiese ihm hierüber sein Wohlgefallen. Herr Bayle erzählt diese Geschichte, *) und merkt bey Gelegenheit der Antwort des Anaxarchus an. Was

(* Dict. T. III. p. 734. 735.

„Was konte man selbst in der Trape thun, das wunderbarer wäre?„ Dieser zweydeutige Ausdruck macht entweder den Anaxarchus zu einem Heiligen, oder die Mönche in der Trape zu Thoren. Wann im übrigen ein Pyrrhonier seine Grundsäze von der Ungewißheit vertheidigen, und seiner gewöhnlichen Lehrart folgen will, so solle er von rechtswegen das Leben dem Tode oder auch gar der Vernichtigung nicht vorziehn. Wann ihm etwas das Leben angenehm macht, so kan es nichts anders seyn, als das Vergnügen zu Wiedersprechen.

Wir können also schließen, daß der so sehr gerühmte Zwek der Zweifler einen augenscheinlichen Wiederspruch in sich begreift. Meine Unwissenheit, sagten sie, verursacht meine Ruhe. Und ich sage hingegen, diese Ungewißheit könne nichts anders als eine Quelle von Unruhe und Unordnung sein. Wann dieser Saz wahr wäre, vielleicht wiederfährt mir hieraus nichts schlimmes, so hätte doch der ihm entgegen gesezte eben so viel Wahrscheinlichkeit, vielleicht bin ich dem grösten Unglüke ganz nahe. Kan man in einem solchen Zustande des Gemühtes vorgeben, man seye vor aller Furcht gesichert? Auch war ihr Herz mit ihrem Munde nicht einig.

Dritter Abschnitt.

Prüfung des zweyten Buches der Pyrrhonischen Hypotyposen.

I.

Dieses zweyte Buch enthält nichts, als algemeine Säze. Sextus streitet darinn wieder die Vernunftlehre, und bemühet sich zu beweisen, es gebe keine sichere Lehrart, die zur Wahrheit führe. Ich will seine Gründe in der Ordnung anführen, worein er sie selber gesezt hat, und einen jeden mit seiner Antwort begleiten.

Wovon das zweyte Buch des Sextus handle.

II. „Man fiel den Zweiflern mit dem „ Vorwurfe sehr beschwerlich, daß sie wie„ der Chimären stritten, die ihrem eige„ nen Geständnisse nach kein gewisses Wesen hät„ ten: Dann, sagte man, ihr könnt ja nicht wissen, ob die Meinungen die ihr angreifet, würklich sich so verhalten, und ihr könnt eben so wenig euch der Beweißthümer versichern, die ihr wiederleget. Sextus hat hierwieder diese Ausflucht „ wir bejahen nicht, „ daß diese bestimmte Meinung würklich diesem be„ stimmten Verfasser zuzurechnen seye. Wir sagen „ nur, es dünke uns so, und es dünke uns zugleich, „ diese Meinung habe nicht genugsamen Grund„ Aber diese Ausflucht hat nichts wahres. Dann wer wolte doch sich vorsezen einen Schriftsteller zu wiederlegen, dessen Meinung er nicht begreift. Ueberdem, so will ich eine Zeitlang annehmen, der Zweif-

Ausflucht der Zweifler wird wiederlegt.

ler habe Ursache den Dogmatischen Lehrer anzugreifen, er wiederlege ihn mit genugsamen Grunde, und zeige die Schwachheit seiner Säze deutlich an. So wird ja daraus folgen, es seye deutlich, daß dieser Schriftsteller geirrt habe, und es wird dem Zweifler selber schwer seyn zu sagen. „ Er zweifle daran.

Einwurf wieder die Kennzeichen der Wahrheit.

III. Sextus sagt, es gebe verschiedene Kennzeichen der Wahrheit, und er theilt sie, seiner Gewohnheit nach, sehr genau ein. Es giebt etliche ganz gemeine, als die Sinne. Andre sind minder gemein, und werden dennoch zu Führern im gemeinen Leben gebraucht, wie die Gewichte, die Maaße, die Richtschnuren. Andere sind ganz besonder, welche sich die Dogmatischen Lehrer zuschreiben. Nun, sagt Sextus, ist unter diesen Kennzeichen allen keines zuverläßig. Dann woran erkennet ihrs für ein Kennzeichen? Ihr mögt anführen was ihr wollt, so werde ich neue Fragen thun, und euch zwingen, eine unendliche Reyhe neuer Beweise fürzubringen. Also giebt es keinen Beweiß, dawieder nichts einzuwenden seye.

Dieser Schluß ist das wahre Streitpferd der Zweifler. Sie wiederhohlen diesen Einwurf alle Augenblike: und eben das macht sie langweilig zu lesen. Ich habe schon oben davon gesprochen *), und gestehe daß dieses ein gewisses Mittel seye, allemahl das lezte Wort zu behalten. Aber könte wohl jemand glauben, daß die Zweifler, von denen dieser Einwurf herkömmt, eben den Beweiß, den sie fordern, schon gefunden haben. Dann eben dieser Saz, hat

*) II. Abschnitt n. VII.

hat ja eine Deutlichkeit, die sie überzeuget, wann sie sagen: Man kan nichts beweisen, also ist man gezwungen Beweißthümer über Beweißthümer anzuführen, und davon kan kein Ende sein. Sie erkennen ja diesen Saz, und handeln ihm gemäß. Nun aber, solte es dann so schwer sein, noch andere Säze auszufinden, die eben so deutlich wären? Braucht es ein Beweißthum, mich zu versichern, daß zwey mahl zwey viere machen? daß ich denke, daß ich mein eigenes Dasein fühle? Kan ich meinen Beyfall der überführenden Deutlichkeit dieser Säze versagen? so bald ich ohne Zanksucht darauf aufmerksam bin.

Kindische Stellen des Sextus.

IV. „Der Mensch kennt sich selber nicht, „wie wolte er dann das wahre vom fal„schen unterscheiden können? Hier will ich einige Beyspiele der kindischen Klügeleyen des Sextus anführen, die wahrhaftig nur Miteiden verdienen. Democritus hatte gesagt, der Mensch sey ein Wesen, welches ein jeder durch seine eigne Empfindung kenne. Vielleicht ist diese Erklärung eben nicht vollständig; aber, was sie ausdrükt ist deswegen doch wahr: hier ist nun was Sextus dagegen einwendet. 1. Der Mensch ist ein Wesen, das sich selbst kennet. Nun kennen wir auch die Hunde. Also sind die Hunde Menschen. 2. Der Mensch ist ein Wesen, das alle kennen. Nun aber ist niemand den alle Leute kennen. Also taugt die Erklärung nichts. 3. Epicurus hat gesagt. Wann man den Menschen will bekannt machen, so braucht man nur einen Menschen zu zeigen. Nun aber, wann du mir einen Menschen zeigest, so bistu kein Mensch. Dann ein

anders ist der, der zeiget, und ein anders der, der gezeiget wird. Welche ungereimte Possen?

Scheinbarere Schwürigkeit. Der Mensch kennt sich selber nicht.

Sextus hat aber auch andre Einwürfe gemacht, die mehr Schein haben. „Der „Mensch besteht, sagt er, aus Leib und „Seele. Von dem Körper aber kennt „man nichts als die Oberfläche, und die „Seele ist noch weit unbegreiflicher, dann sie kennt „sich selber nicht. Also ist es unmöglich etwas zu „kennen. Auf diese Art könte ich beweisen, daß das Auge nicht sieht, dann es sieht sich freylich selber nicht. Ueber dem kan man die Empfindung mit dem äussern Begriffe der Dinge nicht vergleichen. Es fehlt so viel, daß man das nicht kenne, was man empfindet, daß vielmehr die Empfindung die ungezweifelteste Art ist, Dinge zu erkennen. Ich bin dessen, daß ich denke, besser überzeuget, als von keiner andern Sache. Es ist an dem, ich erkenne mich selbst nicht vollkömmlich, weil ich ein sehr zusammengesetztes Wesen bin. Aber es giebt dennoch viele Sachen, von denen ich durch eine innere Ueberzeugung versichert bin. Wann das wahr ist, warum wolte ich dann die äusserlichen Dinge nicht erkennen können! Es ist ein großer Unterscheid zwischen diesen zweyen Sätzen, alles erkennen, und einiger besonderen Dinge vollkommen kundig seyn.

„Aber, sagt der Zweifler, auf wen wollt ihr „vertrauen? Der Menge? Dieses ist der gewis„seste Weg zum Irthum. Den Weisesten? Wo „wolt ihr sie finden? Oder woran wolt ihr sie er„kennen?

Ich

Ich will schon einen Weg finden: Dann ich will mich nicht dem Ansehen unterwerfen, sondern der Ueberführung folgen, wo ich sie finde, oder andre sie mir anbieten.

Anderer Einwurf, hergenommen von der Untreu der Sinne.

V. „ Die Sinne sind betrüglich, und ihr Bericht ist ungetreu. Hier dähnen sich die Zweifler in viel besondre Umstände aus, wodurch sie den Irrthum der Sinne erweisen: Aber ihre Gründe würden uns heutiges Tages erbärmlich vorkommen, da man alle diese Fragen mit so vieler Deutlichkeit erläutert hat. Mann erkennt nun endlich die Werkzeuge der Sinne, und man hat die Entdekungen über ihre Betrüglichkeit biß zu einer mathematischen Gewißheit gebracht. Es ist zu verwundern, daß nach einer solchen Aufnahme der Wissenschaften, es noch Zweifler geben kan. Aber Sextus selber, wußte, als ein Arzt, hierüber genugsam Bescheid, und hätte solche falsche Schlüsse nie gezogen, wann ihn die Begierde, sich Schüler zu verschaffen, nicht verführet hätte. Ich bin versichert, daß er bey seinen Kranken sich ganz anderst aufgeführet, dann sonst würde er ja eher ein Mörder als ein Arzt gewesen sein. Aber er brachte seine Begierde zum Gezänke nicht vor ihre Bette.

Es ist wahr, wann ich gerade zu der Schwürigkeit entgegen gehen soll, die Sinne sind nicht über alle ihre Vorwürfe gleich versichert, aber es giebt doch einige darunter, die sie deutlich begreifen. Ich weiß eben nicht vollkommen, was die Natur der Farben ist: Aber ich ha-

be deutliche Begriffe von den Figuren, und kan ihre Eigenschaften beweisen. Die Entfernung, und die Lage eines Körpers benehmen mir die vollkommne Sicht desselben, aber dazu waren auch meine Sinne nicht gemacht. Kan man z. E. annehmen, daß einem Handwerksmanne, welcher seinen Leben über einem einzigen Metalle zubringt, in einen Zweifel verfalle, ob auch würklich ein solches Metall in der Welt seye. Kan ein Uhrenmacher eine Uhr machen, sie verkaufen, sie wieder ausbessern, und die Bezahlung dafür einrechnen, ohne überzeugt zu sein, daß alles dieses würklich geschehen seye? Es ist nicht möglich in Ernst solchen Argwohn zu haben.

Dunkelheit in dem Lichte des Verstandes und Verschiedenheit in den Meinungen.

VI. Sextus sagt weiter „der Verstand „ ist von niemand gekennt, und kan nichts „ kennen. Man kan durch sein eigen Licht „ sich von nichts versichern, was dem einen „ deutlich und überführend vorkömmt, ist „ für einen andern nicht so, und welchem „ von beyden soll ich dann glauben.„ Sextus spricht von nichts öfter, als von der Verschiedenheit der Meinungen. Er bringt diesen Beweißgrund unter allerley Gestalten vor. Ich habe davon schon im 2. Abschnitte des ersten Theiles gehandelt: und will noch hinzufügen, daß, wann eine allgemeine Einstimmung nöthig wäre, um eine Wahrheit gewiß zu machen, es in der Macht bey einem Duzt Thoren stehen würde, den algemeinen Beyfall des menschlichen Geschlechts von der Schöpfung an biß auf den heutigen Tag übern Haufen zu werfen, und den Zweifel an statt der vollkommensten Gewißheit

auf

auf den Thron zu bringen. Aus eben diesen Maaßregeln, mußte ich meinen Beyfall aufschieben, wann eilf kluge Männer mir über eine Frage den gleichen Raht gegeben hätten,und ein einziger, der ihnen sonst in nichts zu vergleichen wäre, sich dawieder sezte. Diese ungereimten Folgen entstehen aus dem Pyrrhonischen Grundsaze.

Gebrauch der Sinne.

VII. Die Begriffe, welche von den Sinnen unsrer Seele geliefert werden, sind mehr deßwegen gemacht,uns die Dinge in dem Verhältnüsse gegen uns kennen zu lehren, als daß sie uns entdeken solten was die Dinge in ihnen selber sind. Der weise Urheber der Natur hat uns mit den Werkzeugen der Sinne bloß deswegen versehen, daß er uns dadurch belehren wolte, was unsern Körper gut oder schädlich wäre, und nicht, damit wir eine genaue Bekanntschaft der empfindlichen Dinge davon hoffen solten. Daher kömmt es, daß der Zustand dieser sinnlichen Vorwürfe, und die Beschaffenheit unsers Körpers, uns den gleichen Körper bald groß, bald klein, bald warm,und bald kalt vorzukommen macht. Daher kömmt es auch, daß der gleiche Vorwurf ganz verschiedene Empfindungen in zweyen Personen erwekt, die doch darinn sich vereinigen, daß sie diesen Empfindungen den gleichen Nahmen beylegen. Es kan geschehen, daß der gleiche Stof in dem einen Menschen die Empfindung einer grünen Farbe,und in dem andern die von der blauen verursacht,und dennoch werden beyde den Stof blau nennen, weil sie diese Empfindung von Jugend auf mit diesem Nahmen zu belegen sich angewöhnt haben, die doch in dem einen,

und dem andern doch nicht die gleiche ist. Aber dieser Unterscheid thut der Gesellschaft keinen Schaden, und die Sinnen verlieren deswegen nichts von ihrer Nuzbarkeit.

Man wolte uns gern bereden, es habe auch eine gleiche Beschaffenheit mit den Begriffen, die im Verstande entstehen, und uns glauben machen, sie seyen ebenfalls in allen Menschen verschieden; und eben dieses sey die Ursache, warum etwas dem einen wahr, und dem andern falsch vorkömmt. Die Erwahrung, sagt man, überzeugt uns hievon, und die Menschen würden alle nur eine Meinung haben, wann dieses Hindernüß nicht da wäre. Aber es ist falsch, daß man die sinnlichen Begriffe mit denjenigen vergleichen könne, die im Verstande entstehen. Es geht wohl an, daß man mit den gleichen Worten verschiedene Begriffe verknüpft. Eine Nation kan die Buchstaben paar mit dem Begriffe verbinden, der an andern Orten unpaar heißt. Aber deswegen ist der verständliche Begrif vom paaren und unpaaren dennoch unveränderlich. Die Griechen bejahen mit den Buchstaben nai, und die heutigen Deutschen brauchen zum verneinen einen Thon der diesem ganz nahe kömmt. Aber deswegen haben die Deutschen vom Bejahen, und vom Verneinen doch den gleichen Begriff. Ich kan mich nicht allemahl von dem Berichte der Sinne genugsam versichern, aber, wann ich etwas von Zahlen verstehe, so ist es mir unschwer einzusehen, daß unter zweyen Personen, davon einer 6 mal 8 für acht und vierzig hält, und der andre für funfzig, jener recht, und dieser unrecht hat. Wann es auch etwa geschieht, daß zwey Personen eine gleiche

che Ausrechnung ungleich bestimmen, so kommt es nicht daher, daß ihre Begriffe von Zahlen verschieden seyen. Die wahre Ursache ist, daß der eine die Rechenkunst versteht, deren der andre unkundig ist. Dieser hat nur etwas davon auswendig gelernet, und in der großen Anzahl Zahlen, die er in seinem Gedächtnüß aufgehoben hat, entsteht zu Zeiten eine Verwirrung, dergleichen die ist, die ihm 50 an statt 48 vorgestellt hat. Der andere aber hat sich angewöhnt auszurechnen, und sieht mit einem einzigen Blike die Probe seiner Ausrechnung ein. Und dieses ist, was den Unterscheid ausmacht zwischen dem der wohl, und dem der übel rechnet. Der eine kan Beweißthümer anführen, der andere keine: und dieser, wann er einmahl in seinem Gedächtnüsse einen falschen Grundsaz angenommen hat, vergeht sich immer weiter.

Der Verstand betriegt eigentlich niemahls.

VIII. Wann es wahr ist, daß einmahl der Verstand irrt, wer will mir Sicherheit verschaffen, daß er sich nicht allemahl vergehe? So sagt der Zweifler. Dieser Einwurf ist gut wieder die, die die Wahrheit nur durch das Ansehen der Obern unterscheiden wollen: Aber wieder die Ueberführung hat er keine Kraft. Wann ich einem Mann, der mir gestern gelogen hat, heute etwas auf sein Wort glaube, so bin ich freylich in der gleichen Gefahr betrogen zu werden. Aber, wann ich ihm dann erst glaube, wann es mir unmöglich ist ihm nicht zu glauben, dann ist es bloß die Ueberführung, welcher ich mich unterwerfe.

Der Verstand betriegt niemahl: sondern der Mensch, dem es an Aufmerksamkeit gebricht, wann

er den Verstand rahts fragt. Die Begriffe sind unveränderlich, aber ich sehe sie nicht immer gleich ein. Es ist damit wie mit einem gelbsüchtigen Auge beschaffen, welches die Vorwürfe deßwegen nicht gelb macht, ob es wohl sie gelb macht zu scheinen. Wann ich heute besser eine Sache einsehe, so ist die Ursache, daß mir etwa ein Licht aufgegangen ist, so mir gestern fehlte. Diesen Augenblik sehe ich nichts, nicht weil ich nicht gute Augen habe, sondern, weil ich mich in einem finstern Zimmer befinde. Man braucht es nur zu öfnen, so werde ich ganz deutlich sehen.

Der Verstand wird durch die Sinne nicht in Irrthum verführt.

IX. „ Die Begriffe, die im Verstande
„ entstehen, kommen dennoch alle aus den
„ Sinnen. Nun haben wir bewiesen, daß
„ die Sinne irren. Und die Begriffe gehen
„ von den Sinnen in den Verstand mit al-
„ len ihren Fehlern über, wie ein Abdruk
„ ganz genau dem gestochenen Siegel ähnlich ist.
„ Zudem, kennt man die Weise noch nicht, wie die-
„ se Abdrüke im Verstand entstehen. Also vertrauet
„ man auf etwas, welches uns unbekannt ist. „
Hier merke ich an 1. was ich schon mehr als einmahl angemerket, daß nehmlich die Feinde der Ueberführung dennoch Schlüsse und Beweißthümer brauchen. 2. Frage ich, was dieses Siegel mit seinem Abdruke bedeute? Woher weiß Sextus diese Begebenheit? Wie kan er sie zu einem Grunde legen, er der nichts weiß. Ich bringe, sagt er, solche Gründe, die mein Gegner annimmt. Nemlich deßwegen werde ich ihm antworten, weil euch die dogmatische Lehre bekannt ist.

ist. Aber dieses bekannt sein ist nur eine Einbildung, ihr betriegt euch, oder beweiset mir, daß ihr euch nicht betrieget. 3. Ich gehe aber weiter, und antworte, wie ihr nach euren gewählten Säzen. Alles ist, wie ihr meinet, ungewiß. Also ists auch mit eurem Beweißthüme beschaffen, ihr und ich wissen beyde nichts davon. Auf diese Art kan man die Zweifler eintreiben, und sie zwingen, entweder etwas zu glauben, oder zu schweigen.

Hierbey muß ich noch anmerken, daß die Pyrrhonier nicht alle Hofnung zu einer Gewißheit zu kommen verworfen, obwohl sie dieselbe, wie aus dem Sextus erhellet, für sehr entfernet angesehn, diese Hofnung entkräftet genugsam alle Folge, die sie daraus zu ziehen suchten, daß uns die Natur des Verstandes unbekannt ist. Und eben deßwegen, daß wir das Wesen des Verstandes nicht völlig einsehen, hätten die Zweifler nicht so dreiste annehmen sollen, daß der Verstand sich von keiner Sache vergewissern könne. Sie fielen dabey in eben den Fehler, den sie an den Naturkündigern schalten, wann dieselben weit und breit über eine Erscheinung uns belehren wollen, die nicht einmahl gewiß ist.

X. „ Zwischen den Gründen, so die „ dogmatischen Lehrer vorbringen, und „ den Einwürffen der Zweifler ist ein „ vollkommenes Gleichgewicht „ Wer hat euch dieses Gleichgewicht kennen gelehret? Ihr wißt also Gründe abzuwegen, ihr könnt unterscheiden, und seyt also aufm Wege zu uns, fahrt nur fort, so werden wir zusammen kommen. Zu-

Die Gleichheit der wahrscheinlich ist nicht in allen Puncten wahr.

Zudem so ist dieses Gleichgewicht unwahr. Ich spreche bey mir selbst, zweymahl drey sind sechse, und kan nichts anders sprechen, wann ich nicht liegen, und meiner eigenen Ueberführung wiederstehen will. Ich habe freylich keinen vollständigen Begriff von den Zahlen, und von dem Vermögen der Seele, welches die Zahlen gegen einander hält. Und democh fühle ich, daß diese Unwissenheit nichts von der Kraft wegnimmt, die mich zwinget zu glauben, zwey mahl drey machen sechs. Es ist nicht möglich, daß ich ein Gegengewicht ersinne, welches eine solche Wahrheit mich hindere vorzuziehn: Und es fehlet also viel, daß es eine solche Gleichheit der Gegengründe geben könne, die man uns vorwirft.

Sextus trägt selbst einen Grundsaz vor.

XI. „Auf daß ich mich versichern können, daß ein Saz wahr sey, so muß ich „ versichert sein, daß er die Sachen aus„ drüke, wie sie würklich sind„ Ich merke erstlich an, daß Sextus hier wieder einen Grundsaz annimmt, dem er Glauben giebt, da er ja verlanget, daß wir ihn annehmen sollen. „Nun aber, fährt „ er fort, kan man eine solche Gewißheit nicht hof„ fen.„ Ich meine der Vordersaz von diesem Schlusse sey genugsam deutlich den Nachsaz zu wiederlegen, und er werde democh nicht der einzige sein, welcher eine solche Deutlichkeit hat. Wann er nicht deutlich ist, warum bringt ihn Sextus an, und warum zieht er einen Schluß daraus? Dieser Einwurf führt also seine Wiederlegung mit sich.

XII.

XII. Die Zweifler waren große Schwäzer. Das sieht man aus der Weitläuftigkeit womit Sextus vom den Zeichen übrehaupt handelt, wozu ihm die Kennzeichen der Wahrheit die Gelegenheit geben. Er sagt darüber so viele abgeschmakte Dinge, daß die Zweifler darüber erröthen müssen: Und diese Possen sagt er nur deßwegen, daß er wiederhohlen könne „Es gebe „ keine wahren Kennzeichen, weil man ohne ein Ende zu finden Beweißthümer davon ausfinden „ müsse.„

Die Zweifler sind Schwäzer.

XIII. An einem andern Orte wirft er den Dogmatischen Lehrern vor, sie gebrauchen überflüßige Säze, als wenn sie sagen,, wann es Tag ist, so ists auch helle. Nun ist es Tag, also ist es helle. Könnten sie nicht etwas ersparen, sagt Sextus, und schlechtweg sagen. Es ist Tag, also ist es helle? Aber man könte ihm selber viel mehrere überflüßige Worte zur Last legen. Und warum heißt er in diesem Schlusse einen Saz überflüßig, als weil er selber den gar zu deutlichen Zusammenhang der 2 übrigen Säze gestehn muß.

Sie sind voll von überflüßigen Reden, welche sie doch ihren Gegnern vorwerfen.

XVI. „ Wann es überführende Be- „ weise gäbe, so würden sie entweder all- „ gemein, oder besonder sein. Es giebt „ aber weder einen allgemeinem noch ei- „ nen besondern Beweiß. Also ist kein Beweiß „ möglich. Ein allgemeiner Beweiß kan nicht ge- „ funden werden, weil alle Schlüsse aus Säzen beste-

Sie bedienen sich kindischer Zweydeutigkeiten.

hen,

„ hen, die würklich sind. Aber was ist, das ist nicht „ allgemein, sonder absonderlich?„ Welch ungereimte Vermischungen von zweydeutigen Wörtern! Der Thon des Nahmens Mensch ist freylich einzig und absonderlich. Aber deßwegen ist der Begriff, den wir mit diesem Thone verknüpfen, allgemein, und erstrekt sich über die ganze Menge vernünftiger Geschöpfe, die auf Erden sind, gewesen sind, und noch sein werden. Diese Sprache steht dem Sextus sehr übel an, der sich überall für so sorgfältig in Bestimmung der Begriffe will angesehen wissen.

Ihr Beweißthum, daß es keine Beweise gebe.

XI. „Aber es giebt auch keine besondern Beweise. Dann die Vordersäze reichen „ nicht zu, und der Schluß-Saz ist bey einem Beweiß unentbehrlich. Nun aber „ ist dieser wesentliche Theil des Beweises ungewiß. „ Dann, wann sie nicht ungewiß wäre, so würde sich „ niemand die Mühe geben, sie zu beweisen. Folglich ist der ganze Beweiß ungewiß. „ Aber wie leicht ist es nicht einzusehen, daß die Sachen, die im Zweifel stehn, sich durch ihre Zusammenhaltung mit andern Säzen erhellen lassen, welche einiges Licht darauf streuen. Ists möglich, daß dieses dem Sextus solte unbekannt gewesen seyn.

„ Wann der Folgesaz ein Theil des Beweises „ wäre, so würde er sich selber für einen Beweiß dienen.„ Ganz und gar nicht, und dieses wird nicht eher geschehen, als wann der Folgesaz der ganze Beweiß wäre: Welcher bekanntlich aus den Beweißgründen, und dem, was erwiesen wird, zusammen gesezt ist. Der Folgesaz gründet sich auf Beweißthümer, die in den Vordersazen enthalten sind. XV.

XV. Nun wollen wir auch einmahl angreifen. Entweder giebt es einen Beweiß, und also hat der Zweifler unrecht, oder es giebt keinen, und also hat er recht. Ist das leztere wahr, so hat der Zweifler erwiesen, daß ein Erweiß möglich seye, und also ist ja ein Erweiß möglich, nehmlich der, den der Zweifler gegeben hat.

Der Beweißthum wird dem Zweifler zurückgeschoben.

„ Wir haben nichts erwiesen, antwortet der „ Zweifler, sonder wir haben bloß euere Beweißthümer geschwächt „ Also habt ihr nichts ausgerichtet, dann es bleibt auf die Art eben so wahrscheinlich daß Erweise möglich seyen, als daß Wiederspiel wahrscheinlich ist. Es ist mehr, das wieder den Zweifler streitet: Er hat nichts als eine Wahrscheinlichkeit, und wir haben eine völlige Ueberführung, welcher der Zweifler sich vergebens sucht zu entziehen. Dieser Beweißthum spricht genugsam für mich, dann das vermeinte Gleichgewicht der Wahrscheinlichkeit ist schon wiederlegt worden. (*) Man kan auch Nachsehen wie Herr le Clerc dasjenige, was Sextus über den Erweiß gesagt hat, in der Bibliotheque Ancienne & moderne (**) wiederlegt.

XVI. Was soll man dann mit einem Zweifler anfangen, der sich als einen unversöhnlichen Feind der Ueberführung aufführt. Man muß ihn als einen verächtlichen Mann stehen lassen, und mit ihm zu

Wie man sich gegen einen hartnäkigten Zweifler verhalten soll.

zan-

* oben n. X.

** T. XIV. 1. Part. p. 77.

zanken, wäre fast eine Thorheit, wie die seine. Vielleicht wird man sagen, ich spreche hier wieder mich selber. Aber ich ich habe zwey Haupt-Absichten bey diesen Werke, welche mich von diesern Tadel erledigen. Ich seze mir vor darinn eine Gemählde der Ausschweiffungen des menschlichen Verstandes zu machen, von welchem ich hoffe es werde denen, die es mit Aufmerksamkeit ansehen, nicht völlig ohne Nuzen sein. Und ich schreibe zugleich in der Absicht diejenigen vor der Zweifelsucht zu bewahren, welche noch nicht gänzlich davon eingenommen sind.

Thörichter Einwurf des Sextus.

XVII. Sextus, da er von Schlüßen spricht, macht selber einen recht elenden Schluß. „Eine Ursache kan nicht würken, wann sie nicht da ist. Wann der „Folgesaz erscheint, so sind die Vordersäze „nicht mehr da. Also können die Vordersäze keinen Einfluß auf den Folgesaz haben, noch seine Ursache sein.„ Kan man auf eine so unwürdige Art den Thon„ Folgesäze, mit ihrer Bedeutung vermischen? Ists möglich seiner selbst so sehr zu vergessen? Es geschieht solches freylich nicht auf einmahl. Im Aufang verläugnet man noch nicht die allgemeinen Begriffe. Aber, da diese Geständnüsse einem unbequem fallen, und die Ueberführung anzunehmen zwingen, deren man entgehen will, so wirft man endlich nach uud nach auch dieses Joch ab, und ergiebt sich einem unumschränkten Zweifel.

Einwurfe wieder die Erklärungen.

XVIII. Auch wieder die Erklärungen haben die Zweifler etwas einzuwenden. Sie

Sie sagten „sie wären alle unnüze, dann entweder „ kennte man das Ding, das man erkläret, oder man „ kennte es nicht. Wann man's nicht kennt, wie „ kan mans dann erklären, und wan man's kennt, ist „ die Erklärung überflüßig.„ Ich könte gleich anfangs den Sextus fragen, warum er so viele Erklärungen vorne an seinem Buche zusammen getragen habe? Allem Ansehen nach sahe er sie als etwas nothwendiges an, womit man den Verstand desselben erleichtern müßte. Hätte ihm jemand diese Nothwendigkeit geläugnet, so würde er unfehlbar seine Lehrart mit den gleichen Gründen entschuldiget haben, welcher wir uns bedienen. Nemlich 1. was uns bekannt ist, kan dienen dasjenige zu beleuchten, was uns unbekannt ist 2. Wann eine Sache zusammen gesezt ist, so muß man sie aus einander sezen, wann man zu ihrer Erkenntnüß gelangen will. 3. Dieses Amt versehen die Erklärungen, und stellen uns die Dinge mehr ausgewikelt vor Augen. 4. Eine Erklärung kan unvollkommen, und deßwegen doch nicht falsch seyn. Es ist an dem, daß man zu Zeiten ganz schlechte Erklärungen für vortreflich hergegeben hat. Sextus findet viel dergleichen Beyspiele in der Weltweißheit des Aristoteles, und macht sich darüber ganz lustig. Aber sie sind deßwegen nicht alle von dieser Art. Die Erklärung der Worte ist ohnedem von einer augenscheinlichen Nothwendigkeit: und ob wohl Sextus einwendet, die Bedeutung der Worte seye veränderlich, so kan man doch den Verstand, welchen sie vor diesem gehabt, und auch denjenigen, den sie noch haben, ausfündig machen: Und dieses ist der kürzeste Weg unzählbaren Zankereyen vorzukommen.

Spizfündigkeit des Sextus.

XIX. Nichts kan kindischer sein, als was Sextus wieder den bekannten Grundsaz anbringt „ das ganze ist grösser als ein Theil. Es sind lautere Zweydeutigkeiten, die nicht wehrt sind, daß man sie nachschreibe.

Zänkereyen über die Arten und Gattungen.

XX. Nicht besser ist, was er über die Art (Genus) und die Gattung (Species) sagt. „ Der Mensch ist eine Art, woran „ Titus und Cajus Theil haben, also muß „ der eine thun, was der andere, und Titus kan „ nicht spazieren gehn, wann Sempronius sizt. Es „ verhält sich eben so mit den zufälligen Beschaffenheiten, die sie beyde gemein haben. Wann des „ Titus athemholen so beschaffen ist, wie des Cajus „ seines, so kan Titus nicht mehr athemholen, „ wann Cajus es nicht mehr thut. „ Alles dieses sind eitel Zweydeutigkeiten. Die Gatturgen, und die einzeln Dinge (individua), welche unter einer gleichen Art begriffen werden, sind einander nach einem gewissen Verhalt ähnlich, welcher ihre gemeinschaftliche Art ausmacht, aber deswegen sind sie einander nicht in allem gleich. Titus und Cajus gehören zu der gleichen Art, weil sie beyde Menschen sind, und nicht in soweit sie sizen, oder stehen. Aus des Sextus Schlusse würde folgen, daß wann Titus ein Mörder ist, Sextus auch einer sein müsse, und man also beyde zugleich henken solle. Man kan im übrigen über diese Abhandlung von Gattungen und Arten, und zufälligen Beschaffenheiten leicht durch den Mißbrauch der Kunstwörter eine große Verwirrung anrichten. Zum Beweißthume ist dasjenige zu-

reichend, was Hr. Bayle darüber in seinen Anmerkungen, beym Abschnitt vom Stilpo gesagt hat *). Nachdem Hr. Bayle an dem angeführten Orte den Stilpo, als einen biß aufs Blut streitbaren Zänker beschrieben hat, folgt er ihm selber auf den Fußstapfen nach, und verwikelt sich mit der Erzählung einer Streitigkeit, worinn er sich als den angreiffenden Theil aufführt, und in der That nichts als ein Gewäsche vorbringt. Er konte wohl, wann er wolte, etwas leicht machen, und in ein sehr helles Licht sezen. Aber öfters bringt er mit Fleiß ein Gewirre von unverständlicher Metaphysic vor, in der bloßen Absicht die Leser irre zu machen, welche ihm in seinen ungebahnten Wegen nachzufolgen nicht im Stande sind.

Mit allem dem ist der Begriff einer Art gar nicht so dunkel. Es giebt kein vollkommen einfaches Wesen. Ein jedes Ding schließt in sich eine Sammlung anderer wesentlicher Dinge, durch deren Kenntnüß man zu der Erkenntnüß des ganzen gelangt. Wann wir zwey Dinge zusammen halten, so finden wir bey beyden wesentliche Dinge die gleich, und andere, die ungleich sind. Diejenigen, welche einander ähnlich sind, machen die Art aus, und der Unterscheid kömmt von den Dingen her, die ungleich sind. Es folget also nicht, wann ein gleicher Begriff sich zu zweyen Dingen schikt, daß deswegen zwischen denselbigen kein Unterschied seye. Dann es kan ja in andern Eigenschaften einer seyn, woraus dieses Ding zusammengesezt ist. Wir können uns zwey voll-

kom-

*) Dict. T. IV. p. 283. seqq.

kommen ähnliche Kugeln einbilden, die eine stellt uns die andere vor, und sie erweken den gleichen Begriff. Aber das Dasein der einen ist deswegen nicht das Dasein der andern. Die eine kan zerschmettert oder verbrannt werden, und die andere deswegen doch an ihrer Stelle, und in ihrem ganzen unversehrt bleiben. Laßt uns davor zwey Klumpen von dem gleichen Erzte und vom gleichen Gewichte einbilden, es ist genung daß ihre Figur nicht die gleiche, und die eine rund, die andere aber vierekt ist, so ist dieser Unterscheid zureichend, zwey unterschiedliche Begriffe bey mir zu erweken. Wann nun die runde geschmolzen wird, und man Geld daraus schlägt, so bleibt die andere dabey unverändert Ein jedes Wesen kan Zustand und Lage verändern, aber dieses einzige Wesen, und kein anders von seiner Art leidet bey diesen Veränderungen das geringste.

Vertheidigung der Regeln der Vernunftlehre.

XXI. Die Unnüzbarkeit der Vernunftlehre zu beweisen, greift Sextus folgende Regel an. „ Die Genesmittel sind dem Uebel entgegen gesezt. „ *) Sie taugt nichts, sagt Sextus, und ein gescheider Arzt wird sich wohl hüten wieder eine Entzündung kalt Wasser zu gebrauchen. Ich gestehe zum voraus daß diese Regel

*) Der ganze Einwurf bedeutet nichts. Die Entzündung wird durch ihr würkliches Wiederspiel geheilet, nemlich durch solche Dinge die den allzugroßen Trieb des Geblütes verringern. Aber dieses thut das kalte Wasser nicht, und ist folglich auch der Entzündung nicht entgegen.

gel nicht viel bedeutet. Wann man daraus einigen Nuzen schöpfen soll, so muß man zum voraus aufs allergenaueste wissen, worinn dieser zweyen Dingen Wiederwärtigkeit bestehet, und ihnen in keinem andern Verstande wiederwärtige Würkungen zuschreiben, als in demjenigen, worinn sie einander würklich entgegen sind. Nun aber ist es hiervon sich zu versichern sehr schwer, ohne so weit insbesondere sich zu vertiefen, daß die Regel selbst dadurch unnüze wird. Aber die Folge, die Sextus hieraus wider die Vernunftlehre ziehen will, ist darum nichts desto gründlicher. Dann 1. wann die Falschheit einer besondren Regel erwiesen wäre, so verlieren dadurch die andern Regeln nichts von ihrer Richtigkeit. 2. Die Regeln der Vernunftlehre sind, wie alle andern Regeln, einigen Ausnahmen unterworfen, und erfordern einige Einsicht von denen, die sich ihrer bedienen wollen. Ich merke hierbey auch an, daß Sextus den Vernunftlehrer aus den Erfahrungen der Arzneykunst zurecht weiset, und also allerdings einige Meinungen den andern vorzieht. Er selbst würde nicht gerne seinen Nachruhm bey den Kranken in Gefahr gesezt, und ihnen zu verstehn gegeben haben, daß er ohne Absicht in Tag hinein seine Mittel verschreibe. Dann man hat ihn zu seiner Zeit für einen geschikten Mann gehalten. Also ist seine Weltweißheit zu nichts, als zum Geschwäze gut, dann im würklichen Umgange des menschlichen Lebens ließ sie sich unmöglich anbringen. Ist dieses einmahl wahr, so kan man die Zweifler nicht anderst, als für Zerstörer der öffentlichen Ruhe ansehen: vergebens sagen sie, sie folgen den angenommenen Gebräuchen, man sieht gar

zu leicht ein, daß sie ihnen nur gezwungen folgen, und daß diese Schranken für einen Zweifler viel zu schwach sind. Aber mit was vor einem Auge muß ein ehrlicher Mann sie ansehen? Oder was kan er von ihren Schriften halten?

Vierter Abschnitt.

Prüfung des dritten Buches der Hypotyposen.

I.

Sextus wendet sich von der Vernunftlehre zu der Erkenntnüß der Natur, und fängt bey dem dasein der Gottheit an.

Fragen über das Dasein Gottes.

II. Um aller Gefahr vorzubeugen sagt er gleich anfangs, er bete eben die Götter an, welche seine Landesleute verehren, und er verehre sie auf die gleiche Art. Hernach aber läßt er sich weiter heraus „ Niemand als ein Gottesvergessener Mann könne eine Gottheit glauben, dann, „ wann er eine, oder auch mehrere annehme, so „ müsse er glauben, entweder Gott könne nicht dasjenige thun, was am besten seye, oder er wolle „ nicht: Dann ohne einen dieser Säzen anzunehmen könne man keinen Grund angeben, warum so „ vieles böses in der Welt seye. Hingegen seye es gott„ los, das eine, oder das andre einzugestehn. „ Aber worinn besteht dann diese Gottlosigkeit? Das hätte Sextus, der für so sorgfältig im erklären der Kunstwörter will gehalten sein, beweisen sollen. Ich will

es

es aber für ihn thun. Die Gottlosigkeit besteht darinne, daß man etwas sagt oder thut, woraus eine Verachtung der Gottheit hervorleuchtet. Wann keine Gottheit ist, so kan auch niemand in Gefahr sein, gottlos zu heißen. Wann aber eine Gottheit ist, so macht sich ja Sextus einer tausendmahl grössern Uebelthat schuldig, da er Gott, und folglich alle seine Vollkommenheiten läugnet. Ich würde ihn noch weiter fragen, ob er die Gottlosigkeit als etwas böses ansehe? Sagt er nein, so bedeutet alles, was er gesagt hat, nicht das geringste. Ist es aber eine Uebelthat, so ist er ja verdammlich, daß er dieselbe selber begeht, und äusserlich eine Gottheit verehret. Dann es ist eine Gottlosigkeit sich gottlos anzustellen. Also stürzet sich Sextus in lauter entsezliche Wiedersprüche. Er will nicht gerne gottlos sein, sagt er, und dieser Gefahr zu entgehen, nimmt er keine Gottheit an: Und dennoch sezt er sich selber unter die Zahl der Gottlosen, indem er ihrem äusserlichen Gottesdienst beypflichtet.

Der Begriff von GOtt ist zureichend.

III. „Um mich zu bereden einen GOtt „ anzunehmen, muß man aufs wenigste „ mich belehren, was er ist, wo er ist, und „ muß verschaffen, daß ich ihn erkenne. „ Aber hierüber vergleicht man sich nicht, und niemand kan mir einen Begriff von GOtt geben„ Ich antworte, 1. Man kan eine Gottheit glauben, ohne dieselbe vollkommentlich zu erkennen, es ist genug, wann man seine vornehmsten Vollkommenheiten kennt: Nun aber führen alle Wesen zu dieser

Kenntnüß. 2. Diese Vollkommenheiten sind von verschiedenen heidnischen Weltweisen, und sonderlich vom Socrates, zur Gnüge erwiesen worden. 3. Sie haben auch geglaubt, die Gottheit wohne auf eine besondere Art im Himmel, ob sie wohl auch daneben allgegenwärtig seye. 4. Sie haben auch geschrieben, die Gottheit habe keine menschliche Gestalt. War das alles dem Sextus nicht genug? Und konte er sich daraus einen genugsamen, obwohl noch nicht vollständigen, Begriff von der Gottheit machen?

„Man kan, sagt er weiter, von den zufälligen „ Beschaffenheiten der Dinge sich keinen Begriff „ machen, ohne ihr Wesen zu kennen, und also auch „ die Vollkommenheiten der Gottheit nicht erkennen, „ so lang uns ihr Wesen noch nicht bekannt ist. „ Dieses alles ist ein grober Irrthum, und es ist so wenig wahres daran, daß uns nichts als die Eigenschaften der Körper bekannt sind, da uns hingegen ihr Wesen verborgen bleibt. Die Unsterblichkeit, die Seligkeit Gottes, werden ja deutlich daraus erwiesen, daß er die erste Quelle aller Wesen und aller ihrer Eigenschaften ist? Sind diese Gründe nicht allen Menschen verständlich? Hieraus schließe ich, daß jeder vernünftiger Mensch die göttlichen Eigenschaften erkennen kan, ohne das Wesen der Gottheit einzusehn.

Diese Antworten sind vom Hrn. le Clerc. Man kan dazu fügen, daß die Ausdähnung mit den Eigenschaften, die zum unendlichen uns leiten, und endlich die unterschiedenen Würkungen der Seele andre Schwürigkeiten leiden, die nicht geringer, als diejenigen

gen sind, welche man wieder das Dasein einer Gottheit anbringt. Also gehen die Einwürfe des Sextus eben so wohl wieder das Dasein der Körper, und der Geister, als wieder das Dasein der Gottheit. Dann von allen diesen Dingen ist uns das Wesen gleich unbekannt. Schwürigkeiten von einer solchen Art, werden einen vernünftigen Mann nimmermehr aufhalten, der dasjenige annimmt, was deutlich bewiesen ist, ohne sich um die Dunkelheit zu bekümmern, die noch übrig ist. Dann man kan ja 1. etwas gewisses von einem Dinge wissen, ohne alles zu verstehen, was damit verknüpfet ist. 2. Die Schranken unsers Wissens sollen uns nicht zu einem allgemeinen Zweifel verleiten, sondern uns nur wieder die Vermessenheit wafnen. 3. Die Gründe, welche das Dasein einer ersten Ursache beweisen, sind zugleich deutlich, und überzeugend. 4. Ob schon die heidnischen Weltweisen diese Materie zu erläutern sich bestrebet haben, so ist sie doch in ein viel grössers Licht durch eine große Anzahl neuer Schriften gesezet worden. In diesen sind die physischen und metaphysischen Gründe des Daseins eines Gottes auf eine sieghafte Art vorgetragen worden, so daß niemand mehr, auser dem Thoren in seinem Herzen, sagen kann „es seye kein GOtt. 5. Alle Einwürfe laufen dahin hinaus, daß man eine genaue Erklärung und eine umständliche Beschreibung der Natur und der Vollkommenheit eines unendlichen Wesens verlangt: Welches aber eine ungereimte Forderung ist. 6. Die Gottes-Verläugner sind fast im gleichen Rang mit dem Blinden, der von Farben urtheilt; sie schwazen ein langes und ein breites über eine Materie, die

ihnen unbekannt ist. 7. Sie fragen, wo ist GOtt? auf was vor eine Art füllt er einen Raum aus? Wie kan er an allen Orten seyn? Wann man mir diese gleichen Fragen über die Seele wird beantwortet haben, deren Dasein von niemand in Zweifel gezogen wird, so will ich mich auch verbunden erkennen, eben diesen Fragen über die Gottheit ein Gnügen zu leisten. Es ist ein Wiederspruch, daß die Natur des nothwendigen Wesens an die Schranken der Zeit und des Raumes gebunden sey. Nun aber haben wir keinen Begriff weder vom ewigen, noch vom unendlichen. 8. Wann man bescheidener gewesen wäre, da man über diese Materien Lehrsäze fest gestellet, hat so würde man allerdings den Pyrrhoniern und Gottes-Verläugnern nicht so viel Blöße gegeben haben.

Schwürigkeiten wieder die Vorsehung.

IV. Sextus geht von den würklichen Dasein einer Gottheit zu der Vorsehung über. Er spricht " wann Gott sich nie-
" mahls offenbahret, wann er für nichts
" Vorsorge thut, woher wollen wir dann ihn erken-
" nen lernen? Beherrschet er alles, oder nur etwas
" von allem? Wann jenes wahr ist, woher kommen
" dann die Uebel, und die Laster? und wann dieses
" Plaz hat, fehlets ihm dann am Willen, oder an der
" Macht, das übrige auch zu übersehen? " Herr Bayle hat diesen Einwurf noch viel höher getrieben, und deswegen verschieben wir die Beantwortung bis auf den folgenden Theil. Indessen merken wir an, was eigentlich die Heiden für Ursachen gehabt haben, über die Vorsehung ungewiß zu seyn. 1. Sie sahen das alles an, als wann es einzig für die Menschen

ge-

gemacht wäre, und in dieser Meinung hielten sie alles für eine Unordnung im Abrisse der Welt, was nicht zu des Menschen Vergnügen abzwekt. 2. Sie erkannten nicht, daß zwischen GOtt und dem Menschen eine unendliche Verhältnüß ist: Sie hielten GOtt an die gleichen Geseze, die gleichen Begierden, und die gleichen Leidenschaften gebunden, welchen die Menschen unterworfen sind. 3. Sie hatten vom zukünftigen nur einen verwirrten Begriff, und sahen also das gegenwärtige an, als wann es einzig die Aufmerksamkeit der Gottheit verdiente. Wäre ihre Erleuchtung weiter gegangen, so würde ihre Verwundrung und ihre Aergernüß bald aufgehöret haben.

Antworten.

V. Wir wollen aber auch izt schon einige Zweifel auflösen. 1. Die Macht des obersten Wesens erkennet keine Schranken. Sie kan ihre Würkungen verändern, und ist an keine gewissen Stufen von Volkommenheit, und Würklichkeit gebunden. 2. Es kan also möglich sein, und es ist würklich wahrscheinlich, daß es solche Wesen erschaffen habe, die an Anzahl, und Vollkommenheit den Menschen zuvorgehn: Und diesen Wesen zu lieb kan eine unendliche Anzahl von Dingen erschaffen sein, die wir nicht kennen, und vielleicht viele von denen, die uns bekannt sind. Wie können wir also etwas von dem Zweke des ganzen fest sezen? 3. GOtt hat gewolt, daß der Mensch frey sein solle. 4. Er hat aber auch gewolt, daß er sich seiner Natur gemäß aufführen solte: Er billigts, wann der Mensch es thut, und bestraft ihn, wann er sich anderst erweiset. 5. Die Menschen können GOtt nicht in allem nachahmen

men, und GOTT kan sich auch nicht an die gleichen Einschränkungen binden, woran die Menschen gebunden sind. 6. Der Mensch hat keine rechtmäßige Ursache über Gottes Fügung gegen ihn zu klagen, oder vorzugeben, GOtt trüge für ihn nicht genugsame Vorsorge. 7. GOTT ist den Menschen nichts schuldig. Er hat ihm sein Wesen geschenkt, und die ewige Seligkeit zugedacht, auf solche Bedingungen, die höchstvernünftig sind. Was hat der Mensch für ein Recht zu fodern, das GOtt alles auf sich nehmen, und Früchte des Gehorsams selber hervorbringen möge, wann es ihm, dem Menschen nicht gelegen ist, diese Mühe selber zu übernehmen. 8. Die wesentliche Pflicht des Geschöpfes ist dem Schöpfer in allem Gehorsam zu leisten, diese Pflicht ist um desto stärker, wann die Gerechtigkeit der Geseze und die Größe der Belohnungen ihn dazu antreibt. 9. Können wir uns wohl darüber beklagen, daß GOtt uns nicht auf einmahl im höchsten Grade glükselig gemacht hat? Diese Klage ist weder ehrerbietig, noch vernünftig. 10. Konte dann GOtt wohl mehr thun, als was er gethan hat. Er giebt uns Kräfte, die uns einiger maßen ihm selber ähnlich machen, als die Freyheit, die Würksamkeit, die Macht zu denken, und das gute zu thun: Und den Gebrauch dieser Vermögen, will GOtt mit einer unendlichen Freygebigkeit belohnen. 11. Die Physischen Uebel beweisen nichts wieder die Allmacht des Schöpfers. Sie zeigen nur, daß er frey ist, und daß diejenigen, welchen er gutes thut, eine desto grössere Dankbarkeit fühlen sollen, weil es eine lautere Würkung seines Wohlgefallens ist, die ihn dazu bewogen hat.

Anmerkung über die Gemüths-Art der Zweifler.

VI. Diese Antworten sind mehr als genugsam die Einwürfe des Sextus zu wiederlegen, und wir werden sie weitläuftiger vortragen, wann wir zu des Hrn. Bayle Einwürfen kommen werden. Je weiter man in der Wiederlegung der Pyrrhonier fortgeht, je mehr entdekt sich ihre Gemühts-Art. Es sind leichte Geister, die nichts prüfen. Sie gelangen, sagten sie, zu der äusern Ruhe, indem sie wie der Pöbel leben, und zu dem innern Frieden, damit daß sie nichts glauben. Aber, wann sie fähig wären etwas ernstlich ihrem Zustande nachzudenken, so würde diese Sicherheit nicht lange dauren. Ich will nur eine einzige, vollkommen natürliche Betrachtung anbringen. "Wann keine Gottheit ist, so laufe ich keine " Gefahr, wann ich eine glaube. Aber wann ein " GOtt ist, wie sehr seze ich mich dann in Gefahr, wann " ich ihm meinen Glauben versage, und auch in andern " den Glauben zu unterdrüken suche." Die Ungleichheit dieser zweyen Fällen ist gar zu unermeßlich groß.

Unendlicher Fortgang.

VII. "Es giebt keine Ursachen, und diesen Saz beweiset Sextus folgender maßen. " Entweder habt ihr einige Gründe, Ursachen anzunehmen, oder ihr habt keine. Ist " dieses wahr, so könnt ihr meinen Beyfall nicht " verlangen. Ists jenes, so fange ich mit dem gleichen Einwurf wieder an, und werde niemahls aufhören." Aber eben weil der unendliche Fortgang

et-

etwas ungereimtes ist, muß man bey einer ersten und nothwendigen Ursache stehen bleiben. Und also läuft der Zweifler in seine eignen Waffen ein. Wir finden überdem in der Freyheit unsrer Seele, in der Art, womit sie würket, und sich entschließt, eine sinnliche Abbildung dieser obersten Ursache. Wir fühlen ganz deutlich, daß das, was in uns denket, die unmittelbare Ursache der verständlichen Würkungen ist.

Ungründliche Einwürfe wieder die Ursachen.

VIII. Sextus fährt fort,, "eine Ursache
" ist nicht neuer als ihre Würkung. Sie
" ist auch nicht älter. Dann in diesem Fal-
" le wäre sie eine Ursache, ehe als sie es
" wäre. Dann sie wird erst eine Ursache, wann sie
" etwas hervorbringt: Also folget, daß die Ursache zu-
" gleich mit ihrer Würkung da sein muß. Aber
" dieses ist ungereimt. Dann etwas hervorzubrin-
" gen, muß ein Ding würken, und wann es würken
" soll, so muß es da sein. Also muß die Ursache da
" sein eh als sie würken kan." Was für eine Menge grober Zweydeutigkeiten! Eine Ursache kan ja vor der Würkung da sein, und wann sie schon noch keine Ursache ist, so kan sie ja dennoch ein Wesen sein. Kan dann ein Wesen nicht würklich da sein, ohne zu würken? Können diese Einwürfe gegen die Gründe bestehen, die Sextus selber etwas weiter oben für die Ursachen anbringt? Woher kömmt die beständige Aehnlichkeit in der Fortpflanzung der Arten? Und warum erhält sich in den gleichen Ländern beständig die gleiche Beschaffenheit der Luft?

Verschiedenheit der Meinungen über den Urstoff der Körper.

IX. Die Urstoffe der materiellen Dingen folgen hierauf. Sextus führt die unendliche Verschiedenheit der Meinungen sorgfältig an. Soll man sie alle annehmen, fragt er, oder welche Meinung soll man wählen? 1. Erkennt Sextus daß es Meinungen gebe, und zwar solche Meinungen, die mit einander streiten. Dieses ist nicht das einzige mahl, das Sextus sich durch die Deutlichkeit, der von allen Menschen erkannten Begriffe hat zwingen lassen. 2. Sextus solte billig nach seinen Grundsäzen erkennen, es seye möglich, daß sie alle mit einander wahr sein könten. 3. Es giebt in der Natur-Lehre Materien, die so zart und verstiegen sind, daß sie sich durch die Einbildungs-Kraft fast nicht fassen lassen. Aber hieraus folgt gar nicht, daß in eben dieser Natur-Lehre nicht andre Wahrheiten und Erfahrungen sein können, die ganz ohne allen Zweifel sind. 4. Ich gebe hier einen Grundsaz. Die Natur-Lehrer sind über die Urstoffen nicht einig. Merket nun die Folge, welche die Pyrrhonier aus diesen Grundsaze ziehen, und vergleicht sie mit der Folge, die ich daraus hernehme. Sie schließen daraus, die Menschen seyen zu einem ewigen Zweifel verurtheilet. Und ich hingegen sage,, Wann man alle angenommnen Lehrgebäude werde geprüft haben, und mit keinem sich befriedigen lasse, so müsse man trachten, sich einen neuen Weg zu bähnen, und weitere Entdekungen zu machen suchen, ohne deswegen den Muth zu verlieren. Nun frage ich, welche Folge von diesen beyden der Vernunft gemäßer seye?

X. Das

Dasein und Berührung der Körper.

X. Das Dasein der Körper schien dem Sextus nicht genug erwiesen. Er fand vielen Wiederspruch, oder suchte ihn wenigstens darinn: indem er diese Materie mit solchen Worten verwirrete, die keinen gewissen Verstand hatten. Der Leser mag hierüber Richter sein, "wann Körper in der Welt wären "sagt Sextus, so könten sie sich berühren, und in einander " eindringen. Nun aber sind es nur ihre Oberflächen, die sich berühren. Also spricht man uneigentlich, wann man sagt, daß die Körper einander " berühren. Es ist noch mehr zu sagen: eine Oberfläche, die auf der rechten Seite einen fremden " Körper berührt, kan den seinen auf der linken Seite nicht berühren. Also kan die gleiche Oberfläche nicht zwey Körper berühren, und also kan auch " kein Körper, man mag ihn sich so dünn einbilden " als man will, zwey andre berühren." Ists möglich daß man hoft mit solchen Vernunftschlüssen jemand einzunehmen? Wer hat jemahls gesagt, daß eine Oberfläche, oder ein Körper, zwey andre mit den gleichen Puncten seiner Oberfläche berühren? Ich will das zweydeutige ins reine bringen. Ein Körper, der einen Schuh lang und breit ist, hat sein eignes Dasein, welches ihn von allen andern unterscheidet. Er wird auf eine gewisse Art umschränket, die man seine Oberfläche heißt. Diese Oberfläche ist der Körper selber, in so weit er umschränkt ist. Wann man mich also fragt, ob ein Körper zwey andre berühren könne, so werde ich mit ja antworten, aber dabey sagen, daß es an zwey verschiedenen Theilen seiner Oberfläche geschieht. Es würde umsonst

sein

sein, wann man den Einwurf weiter treiben und spre-
chen wolte "Nicht der ganze, schuhlange Körper
" berührt den andern, sondern nur ein Theil desse-
" ben: Und nicht einmahl dieser Theil, sondern ein
" Theil dieses Theiles, und so fort." Ich antwor-
te, ein Körper ist ein ganzes Ding, eine Sammlung
von Theilen, deren Oberfläche die allgemeine Hülle
aller der Theile ist, und mit einem Theile dieser O-
berfläche berührt ein Körper seinen Nachbarn. Es
verhält sich eben so, mit einem Zolle, und mit einem
linien-großen Körper. Auf diese Art begreifen wir
die Berührung zweyer Körper. Die Pyrrhonier spie-
len nur mit den Begriffen.

Einwurf des Hrn. B. über die gleiche Materie.

X. Herr Bayle *) hat sich ein Ver-
gnügen gemacht alle diese Einwürfe wie-
der vorzutragen, so verächtlich sie sein mö-
gen. "Die Durchdringung der Körper,
" spricht er, ist unmöglich, und dennoch muß man
" sie annehmen, wann eine Ausdähnung da ist.
" Wann ihr euch hiervon überzeugen wollet, so stel-
" let eine Kugel, die mit etwas feuchtes überzogen
" ist, auf den Tisch. Der Kugel Schwere, und die
" Spur, die sie hinterlassen wird, beweisen deutlich,
" daß sie den Tisch unmittelbar berühret habe. Nun
" aber ist diese Berührung eine würkliche Eindrin-
" gung eines Körpers in einen andern. Dann die
" zwey Theile, die einander berühren, lassen sich
" wieder in eine unendliche Zahl andrer Theile thei-
" len, man mag sie nach der Länge, der Breite oder
der

*) Dict. T. IV. p. 540.

» der Dike nehmen; also berühren sie einander würk-
» lich mit ihrer Dike, nehmlich, sie dringen in ein-
» ander. Also schließt das würkliche Dasein der
» Ausdähnung einen würklichen Wiederspruch in sich
» ein."

Für meinen Theil, habe ich einen andern Begriff von der Ausdähnung. Ich stelle sie mir vor, als wann sie in gewisse Theilungen eingetheilet wäre, von denen eine jegliche ihre Seiten hat, mit welchen, und nicht mit ihrer Dike, oder Tiefe, diese Theile einander berühren. Sind dann dieser Tisch und diese Kugel biß ins unendliche ausgedähnt? Haben sie nicht eine Oberfläche, die keine Dike hat, und nur eine Betrachtung der Ausdähnung ist, nach welcher sich die Körper berühren ohne in einander einzudringen.

Weitere Einwürfe des Hrn. Bayle

XI. Hr. B. fährt fort uns anzugreifen. Er macht einen langen Einwurf voll Umgänge und Dunkelheit, wovon dieses der eigentliche Verstand ist. "Das Dasein der Ausdäh-
» nung erfodert unumgänglich eine unmittelbare
» Berührung aller ihrer Theile. Nun aber ist die-
» se unmittelbare Berührung in einer Ausdähnung
» unmöglich, welche sich unendlich theilen läßt.
» Also ist auch das Dasein der Ausdähnung unmög-
» lich, dann man würde müssen unendliche Zwischen-
» räume um jeden Theil der Materie lassen, da zwi-
» schen diesem Theil und allen andern eine unendli-
» che Zahl von Körpern ist." Wie zweydeutig sind nicht diese Reden! Das Dasein der Ausdähnung, sagt Hr. Bayle, erfodert eine unmittelbare Berührung ih-

ihrer Theile. Was will er damit sagen? Ein Marmorblok berühret einen andern, aber womit? Nemlich blos mit der Oberfläche eines von seinen Theilen. Ein jeder Theil der Ausdähnung, sagt er weiter, wird von allen andern durch eine unendliche Anzahl von Theilen unterschieden. Dieses ist ein scheinbares Räthsel, welches in dem Dasein der Ausdähnung eine äusserste Ungereimtheit zum Grunde sezt. Aber es verschwindet, so bald man den Verstand der Worte erläutert. Zwischen zweyen Oberflächen, die einander nicht unmittelbar berühren, ist ein Theil der unendlich theilbaren Materie. Wann izt noch etwas dunkeles übrig bleibt, so ist es nur die Frage von der unendlichen Theilbarkeit, die Hr. Bayle hier nicht angreift. Er fügt noch mehr Worte hinzu, worin er die Körper mit bloßen mathematischen Linien und Oberflächen vergleicht, und schließt daraus, es seyen von den drey Ausmessungen der Körper nichts als die Begriffe würklich da. Aber hierin beweiset er, daß auch geschikte Leute sich vergehn können, wann sie über Materien sprechen, die ihnen gänzlich unbekannt sind. " Die drey Ausmessungen der Körper " können nicht anderst, als in unserm Verstande, als " verschiedene würkliche Dinge angesehen werden. " Also ist auch das Ding, dem diese drey Ausmes- " sungen zugehören, kein würkliches Ding. Eine vortrefliche Folge.

Neue Schwürigkeiten.

XII. Hr. B. bringt diese Materie noch einmahl aufs Tapet, da er die Unterredung zweyer Aebte hererzählet, die er in den Ab-

schnitt Pyrrhon *) eingerükt hat. Der Pyrrhonische Abt bedient sich der neuen [Cartesianischen] Weltweisheit zu beweisen, was schon die alten Zweifler gesagt haben„ nemlich die in die Sinnen fallenden Eigenschaften seyen nur anscheinende Dinge. Er sagt "man wisse heutiges Tages, daß diese Eigen=
" schaften nichts als gewisse Zustände (modifications)
" der Seele, und daß die Körper würklich weder
" gefärbet, noch kalt, noch wohlriechend sind, wie
" sie uns wohl zu sein scheinen. Man wolle zwar
" gemeiniglich die Ausdähnung und die Bewegung
" ausnehmen: Aber es seye ja kein Grund zu geben,
" warum die Körper nicht eben so wohl uns nur
" scheinen können, ausgedähnt, gebildet, beweget, zu
" sein, ohne daß dergleichen etwas in ihnen wäre,
" und ob schon es keine Körper würklich in der Welt
" gäbe. Man habe keinen guten Beweißthum von
" dem Dasein der Körper. Der einzige, den man
" angiebt, sey daher genommen, daß GOtt uns be=
" triegen würde, wann keine Körper wären. Aber
" dieser Grund beweise zu viel. Dann Gott erlaubt
" ja daß die ganze Welt, sehr wenige Weltweisen
" ausgenommen, die Körper als farbicht ansiehet.
" Warum könte Gott nicht leiden, daß wir uns über
" der Ausdähnung betrögen. Der Irrthum wür=
" de nicht schlimmer sein" Hr. B. bringt diese Schwürigkeit in einem Lichte vor, welches uns verblendet, und ihn weit gefährlichermacht, als Sextus gewesen. Man muß mit dem Bayle sich nicht nur vor falschen Schlüssen, sondern auch vor der Art hüten, womit sie solche vorträgt. Indessen wird es keinem Men=

* Diction. T. III. p. 732.

Menschen, wann er nur zu der Prüfung der Wahrheit die nöthige Aufmerksamkeit, und die erforderliche Sezung des Gemühtes mitbringt, schwer sein, sich zu überzeugen, daß es Körper in der Welt giebt, und daß die Ausdähnung etwas würkliches ist.

Antwort. XIII. Es ist an dem, die Empfindungen der Sinne bewegen mich bey dem ersten Gefühle derselben zu glauben, es seye in den äusserlichen Vorwürfen der Sinne, etwas, welches dem ähnlich seye was ich davon empfinde. Wann ich aber die Begriffe der Kälte, der Wärme, des süßen, des bittern, aufmerksam betrachte, so fange ich an die Ausdähnung zu unterscheiden, als die aller dieser Eigenschaften unfähig ist, welche lauter Begriffe in der Seele sind: Dann sie vermischt den würklichen Vorwurf der Sinne, mit der Würkung, den dieser Vorwurf auf die Werkzeuge der Sinne hat. Je mehr ich Beweißgründe für diesen Verdacht suche, je mehr finde ich derselben, und ich überzeuge mich endlich, daß er wahr ist. Wann ich aber zweifeln wolte, ob es Körper gebe, ob die Erde mit Pflanzen und Thieren bewachsen seye ꝛc. so finde ich nichts, das mich in diesem Zweifel bestärken könte. Ich kan mich unmöglich bereden, daß mein Leben ein beständiger Traum seye, daß meine Verwandten, meine Freunde, die Stadt, und das Haus worinn ich wohne, die Bücher die ich lese, die Speisen, die ich zu mir nehme, nichts als Gespenster seyen, und ich glaube nicht, daß es Leute gebe die thöricht genug seyen etwas dergleichen mit Aufrichtigkeit zu behaupten. Die Wissenschaften, die Künste, der Krieg, der Frieden, das Eisen, das

Feuer, die Mittheilung der Gedanken, durch die Vermittlung der Körper, alles dieses sind Chimären, wann man einem neulichen Schreiber glaubt, der keine andere würkliche Wesen neben den Geistern annimmt. Aber seine Reden sind ganz vergebens: jemehr ich auf die Folge der äusserlichen Erscheinungen Achtung gebe, je mehr überzeuge ich mich, daß sie würklich sind. Dieser Beweißthum ist zurcichend, ungeachtet M. Bayle glaubt, man habe hierüber gar keinen überführenden Beweiß.

Die Vernunft beweißt das Dasein der Körper.

XIV. Die Beweißgründe von dem Dasein der Körper, welche uns die Vernunft angiebt, sind gründlich, und reichen auch ohne den Glauben zu. Man hat keine inn're Offenbahrung nöthig, damit man sich hierüber vergewissere: aber der Glaube und die Vernunft sind freylich vollkommen mit einander einig. Die Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Bücher des alten und neuen Bundes beruht gänzlich auf dem Zeugnüsse der Sinne. Sie zeigen uns daß die Bibel ein Buch, und von gewissen besondern Zeichen zusammengesezt ist. Aber die Verfasser dieses heiligen Buches berufen sich selbst auf das Zeugnüß der Sinne, nnd gründen darauf die Beweißthümer ihrer göttlichen Sendung. 1. Joh. I. 1. S. Paulus sagt, die Heyden seyen nicht zu entschuldigen, weil sie Gott in seinen Werken nicht erkennet. Röm. I. 20. Nun aber, was kan man daraus für eine Versicherung von dem Dasein Gottes haben, wann man sich von der Würklichkeit seiner Werke nicht versichern kan.

Die oberste Ursache öffet uns nicht.

XV. Wann keine Körper in der Welt sind, so folget, daß eine verständige und mächtige Ursache auf uns würken, und die beständigen Fühlungen verursachen müsse, die wir empfinden. Diese Ursache muß einen vollständigen Begriff von allen Begebenheiten haben, weil sie sonst dieselbe nicht verbinden, und in eine so vollkommene Ordnung bringen könte. Sie ahmt den Erscheinungen einer Welt nach, die sie als möglich begreift, und die sie, so bald sie wolte, zur Würklichkeit bringen könte. Warum thut sie es nicht? Warum zieht sie Gespenster, der Würklichkeit vor? findet sie ein Gefallen daran, daß sie uns äffet? Und wann dieses ihre Absicht ist, warum hat sie dann zugelassen, daß die Zweifler die Geschiklichkeit erhalten, dieses abzumerken. Darf man wohl sagen, daß diese Art die Welt sich vorzustellen, eben so wahrscheinlich sey, als wann man würkliche Dinge annimmt? Diese oberste Ursache hat mir Begriffe von Ordnung, von Wahrheit, von Weisheit, und Gerechtigkeit gegeben. Sie hat bewiesen, daß sie diese Geseze liebet, und diejenigen belohnt, welche sie beobachten, die aber hasset und bestraft, die sich davon entfernen. Aber sie giebt uns keine andere, als eingebildete Gelegenheiten diese Geseze thätig zu befolgen Die Mäßigkeit ist mir anbefohlen, aber ich mag essen und trinken was ich will, so verschlinge ich doch nichts; und dennoch, ob ich mich wohl nur so angestellt habe, empfinde ich davon ein Drüken, und einen Schmerzen. Die Verhältnüß, worinn ich gegen andere Mitglieder der Gesellschaft stehe, die Pflichten gegen Aeltern, Freunde, Mitbürger, sollen heilig und un-

verlezt gehalten werden; und dennoch, wann ichs beym Lichte besehe, so bin ich alleine in der Welt, und kan also niemanden unrecht thun. Habe ich zwar etwa jemanden einen Stoß gegeben, ob es wohl nur ein Gespenste gewesen ist, mit welchem ich mich gezanket gehabt, so machen sich andere über mich her, binden mich, und lassen mich solche Uebel empfinden, die für mich nur gar zu würklich sind. Und wann alles dieses wird zu Ende sein, so werde ich für ewig glüklich oder unglüklich werden, nachdem ich von diesen Erscheinungen einen guten oder bösen Gebrauch werde gemacht haben. Ist dann alles dieses ein Abriß einer Welt, der der obersten Weisheit Ehre mache?

Der Betrug über das Dasein der Körper kan mit den gemeinen Irrthümern der Sinnen nicht verglichen werden.

XVI. Hr. B. da er die Betrüge der Sinnen mit den Irrthümern, die das Dasein der Körper betreffen, zusammen hält, vergleichet zwey Fälle, die von einander ganz verschieden sind. 1. Man braucht eine kleine Aufmerksamkeit, zu begreifen, daß die Empfindungen eine Art von Gedanken sind. 2. Hingegen, je mehr man nachsinnet, je mehr findet man, daß die Ausdähnung möglich ist, und auch würklich da seie. muß. 3. Ich zweifle gar nicht an dem denkenden Wesen, das in mir ist, weil ein inwendiges Gefühl mich zwinget es zu erkennen. Aber der Begriff meines Körpers ist mir eben so gegenwärtig. Ich sehe ihn an als einen Theil von mir selber, und nehme einen wahren Antheil an seiner Erhaltung. 4. Die Sinnen selber haben zur Absicht die Erhaltung

des

des Leibes, und die Art, womit sie bewegt werden, mahnet uns selbst an das, was uns zu thun obliegt, und an die Gelegenheit, da es nöthig ist diesem künstlichen Körper beyzuspringen, wann er nicht zu Grunde gehen soll; Die Seele erkennt die Farben, aber, wann keine Körper wären, welche Farben erwekten, und deren Figur und Lage wir sehen, so würde uns diese Empfindung eben so wenig nüze seyn sie zu unterscheiden, als wann wir gar blind wären. 6. Gott betriegt uns nicht: so lange als wir sagen „ es dünke uns die Wärme sey im Feuer, und die Farben in den Körpern, so irren wir nicht, wann wir aber dazu thun, daß dieses alles sich würklich so verhält, so gehen wir zu geschwind: und unser Urtheil ist falsch, weil es übereilet ist. 7. Es ist nicht schwer gemeinen Leuten ihren Irrthum über diese Materien zu benehmen. Wann sie sagen, daß Feuer seye warm, und der Zuker süß, so thun sie es bloß aus Gewohnheit. Man braucht aber nichts, als ihnen die Frage deutlich vorzustellen, an welche sie wohl nie gedacht haben, und es werden ihrer wenig sein, die sie nicht begreifen. 8. Die Vernunft erfodert, daß man sich enthalte über eine Frage abzusprechen, wovon man noch keinen Begriff hat. Wann ich also nicht weiß, was grün, blau, bitter, oder süß ist, so kan ich ja darüber meinen Ausspruch zurük behalten, und bey den Erscheinungen stehen bleiben. Wann ich aber überzeuget bin, daß die Ausdähnung würklich ist, so steht es nicht in meiner Gewalt etwas anders zu glauben.

Von der Grösse.

XVII. Der gleiche Einwurf wird von Hrn. Bayle im Abschnitt vom Zeno * wieder angebracht; Dann es ist seine Weise, daß er seine Vernunft-Schlüsse zerstreuet, und sie mit einer neuen Art oder bey der Anführung einer andern Schriftstelle wiederhohlt. Er spricht hier „ von der anscheinenden Grösse. " Ein gleicher Körper, sagt " er, kommt einem Thiere groß vor; einem andern " mittelmäßig, einem dritten ganz klein, und also " giebt es keine abgesonderte eigenthümliche Größe; " wann wir die Körper niemahls anderst als durch " vergrössernde Ferngläser angesehen hätten, so wür- " den sie uns mit einer ganz andern Größe vorkom- " men. Wer kan aber sagen, ob unsere Augen nicht " eben solche Ferngläser sind, und uns die Körper ent- " weder zu groß, oder zu klein vorbilden! Wer weiß, " ob alle Menschen, und alle Thiere die gleiche " Größe an dem gleichen Körper sehen, und ob ihre " Ferngläser nicht einen verschiedenen Schnitt " haben.

Antwort.

XVIII. Man kan hierüber auf verschiedene Weise antworten. 1. Wann man recht bestimmet reden will, so ist nur das unendliche eigenthümlich groß. Alle andre Dinge sind nur groß in Verhältnüß gegen andere. 2. Es kan sein, daß in der Art die Körper zu sehen ein Unterscheid ist; es ist aber auch möglich, daß keiner ist. Eine Entfernung von zweyen Schuhen bis auf funfzig, verändert nichts

an

* T. IV. p. 541.

an der anscheinenden Größe, * ob sie wohl das Bild sehr verkleinert. 3. Die Begriffe von Größe und Entfernung werden in Kindern durch die Gewohnheit und Erfahrung vollkommener. 4. Das Alter verändert unstreitig die Wölbung des Auges gar merklich, aber es hindert doch nicht, daß im 70 Jahre wir die Körper eben so groß sehen, als im zwanzigsten. 5. Wann schon dem einen ein sechsschuhigter Körper eben so groß vorkäme, als einem andern ein siebenschuhigter, so würde dennoch daraus nicht folgen, daß der eine diesen Körper minder genau theilen könte, als der andre. Nur werden dem einem die Theile, ein jeder nach seinem Verhalt, größer scheinen, als dem andern. 6. Wann eine Mülbe dem einen größer vorkömmt als dem andern, was ist daran endlich gelegen? Dann die Sinnen sind eigentlich nur gemacht, um uns von den Verhältnüssen der Körper ge-

* Es ist ganz wahrscheinlich, daß die Fische, die Vögel, und gewisse Insecten die Dinge grösser sehen, als die Menschen, weil ihre Augen, und Krystall-Kugeln eine höhere Wölbung haben. Aber deswegen hat Hr. Bayle nichts gewonnen. Deswegen ist doch gewiß, daß einem Auge von einer gegebenen Rundung ein gleicher Körper immer gleich groß vorkommt. Und also betriegt das Auge nicht. Alsdann würden die Sinne betriegen, wann das gleiche Auge, durch das gleiche Mittel, den gleichen Körper, in gleicher Entfernung, bald größer, bald kleiner sähe. Aber nun sehen alle flache Augen kleiner, alle runde größer: Alle entfernete Körper werden größer, alle genäherte kleiner. Und also ist weder Irrthum noch Betrug, sondern alle Augen sehen die Größe, die in ihrer gewissen Verhältnüß beständig und unveränderlich ist.

gegen uns zu unterrichten; Ihre anscheinende Grösße wird bey ihrer Entfernung kleiner, weil ihr Vermögen, so sie über uns haben, zugleich abnimmt. Aber die Erfahrung beweiset, daß man sich von der Größe, der Figur und der Bewegung der Körper vergewissern kan, die nahe bey uns sind. 7. Man kan zum voraus die Würkungen dieser Eigenschaften wissen, und man sieht sie aufs genauste entstehen, nicht einmahl, und nicht hundertmahl, sonder beständig und unausbleiblich. 8. Ich sehe in einer gewissen Entfernung einen Haufen Reuter, die noch zu weit von mir entfernet sind, als daß ich ihre Anzahl oder Kleidung erkennen solte. Sie nähern sich, sie steigen ab, ich empfange sie, ich gebe ihnen zu essen, ich beherberge sie. Wann ich dann zähle, wie viel ihrer sind, und wann ich die Erfahrung sorgfältig wiederhohle, so werden alle Pyrrhonier in der ganzen Welt mich nicht an dem wesentlichen Dasein dieser Reuter zweifeln machen. 9. Selbst die betrüglichen Vorstellungen beweisen die Würklichkeit der Ursachen, von denen sie herstammen.

Unendliche Theilbarkeit der Materie wird von Hn. Bayle angefochten.

XIX. Hr. Bayle lehnt dem Zeno noch einen Einwurf wieder das würkliche Dasein der Ausdähnung, der eigentlich die Theilbarkeit der Materie betrift, und der uns dienen wird die Schwürigkeiten zu beantworten, die Sextus wieder die Bewegung vorbringt. Wir wollen also des Hn. Bayle Schlüße untersuchen. "Sie gehen dahin, wann eine "Ausdähnung würklich da wäre, so bestünde sie aus "mathematischen oder aus physischen Puncten, oder

aus

* aus Theilchen, die unendlich theilbar wären. Nun
" aber bestehet die Ausdähnung aus keinem von die-
" sen allen; Also ist keine in der Welt.

Was die mathematischen Puncte betrift, so ist der Nachsaz erwiesen. Ein Punct hat keine Ausdähnung, also können viel Puncten zusammen keine Ausdähnung ausmachen. Hr. Bayle wiederlegt hierbey des Epicurus untrennbare Theilchen (Atomos) ganz gründlich, und schließt mit allem Rechte,, weil die linke Seite eines Urstäubchens (Atomos) ein ander Ding ist, als die rechte Seite, so seye sie auch davon trennbar, und also die Untheilbarkeit des Urstäubgens chimärisch. Man kan also nicht ohne einen scheinbaren Wiederspruch einen Theil der Ausdähnung annehmen, der nicht theilbar ist.

Aber Hr. Bayle ficht den Saz der unendlichen Theilbarkeit nicht mit dem gleichen Fortgang an: und sein Einwurf, den er für eben so deutlich hält, als die Sonne hell ist, ist in der That nichts weniger. Hier ist er. "Eine unendliche Zahl von Theilen der
" Ausdähnung, von denen eine jede ausgedähnt,
" und von allen andern unterschieden ist, auch dem
" Orte nach, den sie einnimmt, kan nicht in ei-
" nem Raume enthalten sein, der hundert tausend
" Millionen mahl kleiner ist, als der hunderttausend-
" ste Theil eines Gerstenkornes. *

XX.

* Ueberhaupt bedeutet alles, was Hr. Bayle hier sagt, weniger als nichts. Wann wir auch gar nicht finden könten, woraus die Ausdähnung bestünde, so würde deswegen ihrem Dasein nichts abgehen: In tausend Fällen ist uns das

We-

Wird gehoben.

XX. Eh daß ich hierauf antworte, merke ich gleich anfangs an, daß überhaupt die Schwürigkeiten, die man wieder die unendliche Theilbarkeit macht, nur deswegen uns schwer fallen, weil sie unserm Geiste einen Vorwurf vortragen, den er nicht umfassen kan, nemlich das unendliche. Diese unendliche Anzahl von Theilen, die man in Gedanken annehmen muß, übernimmt, und verblendet uns, unser Verstand erliegt darunter. Dieses erhellet aus den Zahlen, die Bayle in seinem Einwurfe bestimmet. Man kan sich von diesen Zahlen keinen genauen Begriff machen, und schließet daraus, sie seyen unmöglich. Die Einbildungs-Kraft wiedersezt sich, wann man sagt, eine dünne Kupferplatte könne in so viel andre Blecher getheilet werden, daß sie die ganze Erde bedekte. Aber dieses ist deswegen kein zureichender Grund einen solchen Saz zu verwerfen, und man müßte, wann diese Strengigkeit gelten solte, unwiedersprechliche Erfahrungen läugnen, wie die ist, die man von der erstaunlichen Zügsamkeit des Goldes gemacht hat. Die wahre Frage ist, ob ein Saz sich wiedersprechе: Oder ob er auch nur bloß mehr Schwürigkeit habe, als andre angenommne Lehren. Nun aber kan man beweisen, daß weder das eine, noch das andere Plaz findet. Aber ich will gerade zu dem Hn. B. antworten.

Was die Stärke seines Einwurfes auszumachen scheint, ist, daß man annimmt, diese unendlich

lich getheilte Theile bleiben gleich groß. Wann dieses wahr wäre, so müßten die Schranken des Raumes, der einen Körper in sich faßt, breiter werden, wann man ihn theilet, und dieser Raum müßte ins unendliche sich dähnen, wann die Theilung biß ins unendliche wiederholet würde. Aber dieser angenommne Saz ist eine lautere Einbildung. Je mehr die Anzahl der Theile zunimmt, je mehr nimmt ihre Größe ab: und je weniger Plaz nehmen sie ein. Laßt einen Würfel entzwey sägen, so wird jede Hälfte kleiner als das ganze sein: Alle beyde aber werden zusammen das ganze wieder ausmachen. Fahrt nun mit dem theilen fort, so lang als ihr wolt, so wird doch die Summe der Theile allemahl wieder dem ganzen gleich sein. Wiederum, nehmt einen Blok Materie aus ihrem Raume, gebt euch die Mühe ihn zu theilen, und legt die Stüke allemahl wieder in diesen Raum: Er wird nicht unendlich, und auch nicht grösser, und endlich nicht einmahl voll werden, so lange euer theilen nicht fertig ist. Es ist also deutlich: 1. Daß man ohne Wiederspruch nicht sagen kan„ es gebe Theile in der Materie, die untheilbar seyen. 2. Daß wann ihr schon die Materie unendliche mahle theilet, ihr dennoch nur einen endlichen Raum damit anfüllen könnet. Es ist unmöglich die lezte Zahl der Theilungen der Materie zu finden, die man beständig in dem gleichen Verhältnüsse zu theilen fortfährt. Was die Anzahl der Theile betrift, die wann man sie etlichemahl wiederholt das ganze ausmachen, so ist diese zwar bestimmet, aber es ist keiner unter diesen Theilen, den man nicht wieder abtheilen könne. Also besteht der ganze Irr-

thum

Irrthum darinn, daß man sich vorstellt, als wann die Größe der Theile beständig bliebe, ungeachtet man sie schon abtheilet. Dieser Irrthum macht, daß die Vertheidiger der Urstäubchen noch immer uns vorwerfen, alle Ganze von Materie würden „ gleich groß sein, wann eben so viel Theile in dem „ einen wären, als im andern.„ Aber (die vierthel, die achtel, und so fort im kleinern Ganzen), sind in der gleichen Verhältnüß kleiner, als wie das ganze kleiner ist. Ein Elephant und eine Müke haben einer wie die andre zwey Hälften, aber deswegen ist die Hälfte der Müke nicht so groß als die Hälfte des Elephanten. Alle diese Verwirrung entsteht theils aus den engen Schranken unsers Verstandes, und theils aus der alzugroßen Mänge der Vorwürfe, die man ihm vorlegt.

Wie Gott die Theile der Körper kenne.

XXI. Aber Gott kennet und zählet die Theile eines Körpers. „ Also sind sie ja „ nicht unzählbar. „ Auf diesen Einwurf antworte ich, daß Gott freylich unzählbare Theile kennet. Aber diese Zahl unzählbarer Theile, wann sie ja eine Zahl heissen soll, ist über alles das, was wir Zahlen heissen, so sehr erhoben, daß sie nothwendig in eine Art von Zahlen gehört, die von der Art, so uns bekannt ist, ganz unterschieden ist. Schon Hr. Fontenelle hat dieses geantwortet.

Hr. Bayle verstund keine Geometrie.

XXII. Hierauf greift Hr. Bayle die Geometrischen Beweise der unendlichen Theilbarkeit, ordentlich an: Er braucht dazu Gründe, die die Meinung der Urstäubchen unüberwind-

überwindlich wiederlegen, aber unsere Meinung von der Theilbarkeit gar keinen Schaden thun. Hr. B. verstund keine Mathematic, und ließ sich durch der gemeinen Leute Irrthum einnehmen, welcher alles für mathematischen Erweiß ansehen, was Linien und Puncten hat. Er hat deswegen einen Grund vorgebracht, der ihm würklich selber zuwieder ist, wann man ihn deutlich auseinander sezet: Es mag nun sein, daß er die Materie nicht verstanden, oder vielmehr, daß er sie nicht genug geprüft. Er verließ sich auf die Unwissenheit seiner Leser, und noch mehr verließ er sich auf ihr verdorbnes Herz. Man kan in meiner Geometrie die Wiederlegung aller dieser Dinge sehen, so wohl als die Nothwendigkeit eines unendlichen, die darinn gänzlich erwiesen ist. Dieses macht, daß ich mich hier nicht aufhalten kan.

XXIII.

Es scheint die ganze Frage dahin aufgelöset werden zu können, daß die Theile der Materie würklich in Ansehung Gottes, und eines wie GOtt die Wesen der Dinge kennenden Geschöpfs gezählt und endlich sind. Da wir hingegen, die wir unsre Theilung nach und nach (successive) vornehmen, es mag in Gedanken oder in der That geschehen, kein Ende und keine Schranken finden, die unser Vermögen zu theilen aufhalten, und deswegen der Theilung, die ins unendliche fortgeht, nicht wiedersprechen können.

Wie die Vermischung der Feuchtigkeiten geschiehet.

XXIII. Ich komme wieder zum Sextus, den ich lange genug auf die Seite gesezt habe, weil ich die Stellen des Hn. Bayle, die den Sextus angehen, hinter einander anführen, und ihre Gründe den Lesern zusammen vortragen wolte. Der alte Zweifler streitet auch wieder die Vermischung der Säfte und anderer Körper. Er will die Unmöglichkeit einer solchen Vereinigung weisen, und macht einen elenden Einwurf, über den die heutigen Naturkündiger nicht anders als lachen können „ Zerlasset ein quintgen Schir-
„ ling in hundert quintgen Wasser, sagt er. Alles
„ dieses Wasser wird die Eigenschaften des Schir-
„ lings annehmen, und hieraus folget, daß ein ein-
„ ziges Quintgen hundert andern an Ausdähnung
„ gleich wird.„ Dieser Einwurf möchte einigen Schein haben, wie man noch verborgene Eigenschaften der Körper annahm, welchen man physische Würkungen zuschrieb. Aber izt weiß man, in welchem Verhältnüß die Farben, die Gifte, die schmakhaften Körper sich unter die Theilchen der Feüchtigkeiten mischen. Es verhält sich damit, wie mit einem Scheffel Weizen, den man mit hundert Scheffeln Roken mischet. Wann ich aus einem Haufen dieses mischelkornes mit einem Maaße schöpfete, welches 1010 grane hielte, so würden sich darinn 1000 grane Roken und zehen grane Weizen finden. Wann das Maaß nur von 505 granen wäre, so würden 500 grane Weizen, und fünfe von Roken sein. Alle anderen Gemische werden die gleichen Verhältnüsse heraus bringen.

Von der Bewegung aus einer Stelle in die andere.

XXIV. Sextus findet viele Schwürigkeiten in der Bewegung eines Körpers von einer Stelle zur andern, die man heutiges Tages als die einzige wahre Art von Bewegung ansieht. Zu seiner Zeit war diese Materie noch nicht genug aus einander gesezt, aber die Erfahrung bezeuget, daß es nicht nöthig war an ein mehrern Erleuchtung zu verzweifeln. Die gleiche Ursache, die die unendliche Theilbarkeit schwer zu begreifen macht, kommt bey der Bewegung der Körper wieder: Dann auch hier ists um unendliche zu thun, und die Frage ist die gleiche, nur unter einer andern Gestalt. Wie man der Theilung der Körper keine Schranken sezen kan, so kan man auch keine Zeit bestimmen, sie mag so klein sein, als man will, worinn ein bewegter Körper nicht einen Theil der Ausdähnung durchlauft. Aber wer hieraus schließen wolte, wir hätten von der Bewegung gar keine Gewißheit, der würde auf diesen falschen Grundsaz bauen, man wisse nichts, so bald man nicht alles weiß. Ist es nicht der gesunden Vernunft gemäßer bey dem zu bleiben, was man weiß und verstehet? Würde ein gelähmter Mann nicht thöricht sein zu läugnen, daß er gelähmet sey, weil man nicht deutlich sagen könte, was Bewegung wäre? und ohne Bewegung niemand sich zu Schaden fallen könte. Der Sophiste Diodorus verrenkte sich den Arm, und fand an dem Schlusse des Arztes Herophilus wenig Trost, da ihm dieser bewieß, sein Arm seye nicht aus der Stelle gekommen. Da es zur würklichen Uebung kam, so zweifelte Diodorus gar nicht an seinem Uebel, und bate nur, der Arzt möchte die

nöthigen Mittel dawieder anwenden. Was würde aus dem menschlichen Leben werden, wann die Menschen nach dergleichen Maaßregeln sich aufführen wolten? Die Pyrrhonier selber hüteten sich sehr in diesen Fehler zu fallen.

Noch davon.

XXV. Sextus spricht „Ein Körper kan „ sich nicht in der Stelle bewegen, worinn „ er ist, dann sich bewegen bedeutet ja, „ daß er diese Stelle verläßt, und sich entfernet. Er kan aber auch nicht sich in der Stelle „ bewegen, wo er nicht ist, dann wie kan etwas „ würken, wo es nicht ist. Nun aber ist über diese „ zweye kein Fall übrig. Also kan kein Körper sich „ bewegen.

So lang, als wir von endlichen Dingen sprechen, können wir noch verstehen, was wir sagen; Ein Körper durchläuft in einer Minute eine Ruhte. Diese Ruhte ist der Raum, worinn er sich bewegt hat. Die Minute ist die Zeit, die er gebraucht hat. Dieses ist deutlich. Wann ich aber sage, der Körper habe die Hälfte der Ruhte eher als die ganze Ruhte durchloffen, und wieder die Hälfte der Hälfte, und so fort an, so kan ich mich selber in eine Verwirrung bringen, dann ich nehme den Weg zum unendlichen. Aber wann ihr mir eine Frage nach der andern vortragt, so kan ich antworten. „Wo hat der Körper, der „ eine Ruhte durchloffen hat, seine Bewe„ gung gehabt.„ Ich antworte, in der Länge dieser Ruhte„ wohin wird er seine Bewegung fortsezen? Durch die zweyte Ruhte. Wird er auf einer Stelle auf einem Theil dieser Länge bleiben?

ben? Nein, das hieße stillstehen. Wird er von einem Theile zum andern übergehen? Ja. Wie wird er es thun? In einer Folge von Zeit. So bald er bey dem Ende der Hälfte einer Ruhte angekommen ist, so geht er zur andern Hälfte über, ohne sich aufzuhalten, und ohne daß einige Zeit dabey verlohren gehe. „Aber ich will diese Hälfte wieder in zwey theilen, und euch für eine Frage, zehen, oder hundert Fragen vorlegen. Das kan man thun, aber die Antwort wird immer die gleiche sein, endlich aber werden wir uns alle beyde in einen Abgrund vertiefen, der für uns zu dunkel ist.

Eine umschränkte Ausdähnung ist leicht zu begreifen. So bald man aber dieselbe unendliche mahle vergrössern, oder verkleinern will, so verlieret man sich. Eine gemessene Bewegung ist auch sehr sinnlich, aber, so bald man sie unendlich vielen Theilungen unterwerfen will, so geschiehet, was bey der Ausdähnung. Es ist auch endlich nicht so sehr schwer eine Ausdähnung sich vorzustellen, die von verschiedenen Theilen zusaminen gesezt ist, über welche sich ein beweglicher Körper in Folge der Zeit, aber ohne stille zu stehen, beweget. Die Bewegung geht in einer Dauer fort, ohne den geringsten Zwischen-Raum von Zeit, so lang als sie bewegt ist, oder, so lang sie sie ist.

Des Zeno Einwurf wieder die Bewegung.

XXVI. Wir können die gleichen Grundsäze auch wieder die Vernunftschlüsse brauchen, welche Hr. Bayle über diese Materie vorbringt. Er führt einen Einwurf

der im Grunde vom Einwurfe des Sextus nicht unterschieden ist. * "Wann ein Pfeil, sagt er, der gegen einen gewissen Plaz gerichtet ist, sich bewegete, so könte ich beweisen, daß er zu gleicher Zeit sich bewegte, und dennoch stille wäre. Nun ist aber dieses wiedersprechend. Also beweget sich der Pfeil gar nicht." Den Vordersaz zu beweisen, gründet er sich auf zwey Grundregeln. Die eine ist „Ein Körper „ könne nicht zu gleicher Zeit an zweyen Orten sein„ und die andre„ Zwey Theile der Zeit können nicht „ zugleich mit einander da sein.„ Aber Hr. Bayle braucht hier einen Handgrif, der ihm öfters zu statten kömmt: Er nimmt still schweigens einen Saz an, den er vor allen Dingen billich beweisen mußte, daß nemlich die Zeit aus Augenbliken bestehe, die man nicht weiter theilen könne. „Jeder Theil der Zeit, sagt er nur „muß aufhören, eh der folgende anfängt, oder anfangen, eh der vorhergegangne aufhört. Dieses ist in einem gewissen Verstande wohl wahr. Es giebt keinen Zwischenraum zwischen dem Ende der fünften, und dem Anfange der sechsten Stunde. Aber deswegen, ist doch die sechzigiste Minute der fünften, und die erste der sechsten nichts desto weniger theilbar. Also hat Hr. Bayle unrecht, wann er sagt„ hieraus könne man schließen, die Zeit seye nicht unendlich theilbar: Da es doch unmöglich ist, einen Theil der Zeit anzugeben, der nicht eine große Anzahl verschiedener Theile in sich habe.

Die Bewegung besteht in einer Anstoßung (application) die unaufhörlich auf sich selber folget. So bald

* Diction T. IV. p. 538.

bald diese Anstoßung aufhört, so ist auch keine Bewegung mehr da. Aber man kan den eigentlichen Augenblik nicht bestimmen, mit dem diese Anstoßung aufhört. Die unaufhörliche Anstoßung schließt die untheilbaren Theile der Ausdähnung aus, dann ein untheilbarer Theil, der keine Ausdähnung besizt, kan über einen andern untheilbaren Theil nicht hinlaufen. Dieses beweise ich leicht. Er muß entweder diesen untheilbaren Theil verlassen, eh er auf einen andern zu stehen kommt: und wann das geschieht, so kan man nicht mehr finden, wo er seyn könne. Oder aber er muß auf einem zweyten Urstäubgen stehen, eh er das erste verlassen hat, und also würde er auf beyden zugleich, und folglich an zweyen, von einander unterschiedenen Orten sein.

So bald man aber eine unendliche Theilung annimmt, so verschwinden alle diese Schwürigkeiten. Es wird niemand läugnen können, daß ab um die Länge ab fortruken könne. Laßt nun diese Länge ungleich sein der andern bc. so wird db auf ac zu liegen kommen, die ihr (db) selber gleich ist. Nun will ich ab in zwey gleiche Theile theilen, wie ich mit db gethan, und wieder auf die gleiche Art schließen. Es wird hieraus leicht zu verstehen sein, daß der hintere Theil, von einem jeglichen Theile der Ausdähnung, eben so viel Plaz verläßt, als der vordere einnimmt. Wann man mir nunmehr diese Frage thut. „Nimmt ein Pfeil einen Raum ein, der ihm selber gleich ist„ so werde ich mit ja antworten. Fragt man weiter, bleibt dieser Pfeil einige Augenblike lang auf dieser Stelle? so werde ich es, so lang

der Pfeil sich bewegt, verneinen. Fragt man, ob er auf einmahl aus diesem Raume heraus trete. So werde ich antworten, es gehe nicht so, sondern die vordere Hälfte gehe vor der hintern, und der vordere viertheil vor dem zweyten, und so fort an. Alles dieses bringet uns dahin, daß wir erkennen, so wohl die Zeit, als die Ausdähnung lassen sich ohne Ende theilen. Was in der Zeit untheilbar ist, das ist bloß der Zwischenraum zwischen dem Ende einer Zeit und dem Anfange einer andern, als z. E. von dem Ende einer Minute biß zum Anfang der folgenden Minute. Aber es wäre ungegründet, mit Hrn. Bayle zu schließen, die gegenwärtige Zeit seye untheilbar, weil sie weder die folgende Zeit, noch die vorhergehende ist. Hieraus würde folgen, daß ein Montag sich nicht theilen ließe, weil er zwischen dem Sonntag und dem Dienstag ist. Durch den gleichen falschen Schluß würde ich beweisen, ein Körper, der einen Schuh ins gevierte hat, sey ein untheilbares Stäubgen, weil er zwischen zweyen andern liegt, von denen er verschieden ist. Die gegenwärtige Zeit ist ein Ausdruk, den wir so wohl bey einen Augenblike, als bey einer Stunde, einem Tag, einem Jahre, und einem Jahrhunderte brauchen. Aber die Zeit, die man so benennet, mag sein, wie sie will, so läßt sie sich doch allemahl theilen.

Auflösung eines Einwurfes wieder die Bewegung.

XXVII. Nunmehr ist es leicht, den Einwurf wieder die Bewegung aufzulösen, die man von der Theilbarkeit des Raumes hernimmt. "Die erste Hälfte eines Raumes, sagt man, muß vor der zweyten durchschritten wer-

" werden, und so fort an, in Ewigkeit: Also muß " eine Ewigkeit drauf gehn, biß man einen Theil des " Raumes durchschreitet" Dieses würde wahr sein, wann die Theile der Zeit alle gleich wären. Aber eben deswegen, weil sie sich theilen lassen, nehmen sie beständig ab, in dem gleichen Verhältnüsse, nach welchem die Theile des Raumes abnehmen; Wir haben eben erwiesen, deß wann man einen Körper unaufhörlich theilet, man dadurch nicht verursacht, daß er einen größern Plaz einnehme; ja man wird nicht einmahl seinen eigenthümlichen Ort damit anfüllen, so lang als die Theilung währet. Aus eben diesem Grunde wird die Summe der Theile der Zeit nicht grösser, durch alle diese Abtheilungen; und es wird vielmehr allemahl der lezte Theil daran fehlen, an welchem wir eben theilen, und um diese Zahl wird die Summe der Theile kleiner als das ganze sein. Die Zeit und der Raum stehen in einem vollkommnen Verhältnüsse. Ein Raum, der ohne Ende theilbar ist, kan in einer Zeit durchloffen werden, die auf eben die Art sich unendliche mahle theilen läßt. Es ist ganz vergeben, wann man hierwieder einwirft, ein schuhbreiter Raum würde auf diese Weise unendlich groß werden: und man würde kein Ende an der Dauer einer Stunde finden. Deser Einwurf hat ganz keine Bedeutung, weil die Kleinheit der Theile, welche beständig sich vermindert, sie eben so weit von der Unendlichkeit entfernet, als ihre beständig anwachsende Anzahl sie derselben zu nähern scheinet. Dieses ist der Schlüssel der Schwürigkeiten, die Hr Bayle so sehr ausbreitet, und so oft wiederholet, in der Absicht, den Leser zu ermüden, und zum Beyfall zu nöhtigen.

Hervorbringung der Bewegung.

XXVIII. Hierauf* macht er sich ein Vergnügen, alles dasjenige auszubreiten, was in der Hervorbringung der Bewegung schwer ist; und alles was er hierüber sagt, kömmt auf diesen Einwurf heraus.„ Man hat noch nicht deutlich erkläret, was die Bewegung ist, und wie sie hervorgebracht wird, und also giebt es keine Bewegung. Ich könte mit dem gleichen Rechte läugnen daß ein Licht seye, weil seine Würkung und Hervorbringung so viele Geheimnüsse in sich schließt.

Hr. Bayle bringt verschiedene angenommne Sätze an, wodurch man den Ursprung der Bewegung hat erklären wollen. Er geht mit denen, die zu schwach sind, sehr spöttlich um, und dadurch beredet er den Leser, es stehe nur an ihm, die übrigen eben so lächerlich zu machen. Darnach übergeht er die andern Meinungen, die sich nicht so leicht wiederlegen lassen, ganz obenhin. Wann ich den Einwurf wiederlegen will, der wieder die Würklichkeit der Bewegung von der Dunkelheit ihrer Ursache hergenommen wird, so habe ich nicht nöthig die wahre Ursache anzugeben, ich brauche nichts als eine wahrscheinliche auszufinden. Es hat Leute gegeben, die keine andere Ursache angenommen haben, als den unmittelbaren Willen Gottes, der die Bewegung hervorbrächte. Andere glauben GOtt lege in die Körper die Kraft ihre Bewegung andern Körpern mitzutheilen.

Die

Die Bewegung und die Ruh sind nicht selbstständige Dinge, es sind nur „Arten von sein. Wann ein Körper beweget wird, so sind deswegen nicht zwey selbstständige Dinge in ihm, als die Bewegung und die Ausdähnung. Es ist in einem gewissen Verstande wahr, daß die Bewegung die Ausdähnung selber ist, so wie sie sich in einem gewissen Zustande befindet. Aber daraus folget nicht, wie Hr. Bayle wohl meint" daß man allemahl die Ma-
" terie erschaffen müsse, so oft als sie soll bewegt
" werden. Ein selbstständiges Ding kan ganz wohl einen neuen Zustand annehmen, ohne ein neues selbstständiges Ding zu werden. Es fehlt sehr viel, daß es deswegen aufs neue müsse geschaffen werden, dann man muß vielmehr dabey erkennen, daß es schon gewesen ist, wann man von den Aenderungen spricht, dadurch es hat gehn müssen. Aber wir wollen des Hn. Bayle Einwurf noch deutlicher übern Hauten werfen, und deswegen zwey angenommne Erklärungen verkürzt vortragen, die er mit einer Verachtung verworfen hat, welche sie gewiß nicht verdienen.

Zwey Meinungen hierüber.

XXIX. Die erstere nimmt an, daß der erschaffende Verstand eine Ordnung festgesetzt habe, nach welcher ein Körper, der einem bewegten Körper begegnet, ihm weichen und Platz machen muß; und daß dieses weichen allemahl und unfehlbar eben deswegen geschehe, weil Gott es so und nicht anderst befohlen. Dieses denkende und aller erste Wesen habe vorgesehen, wann ein bewegter Körper, der an einen andern anstößt, ihn eben so geschwind fort trie-

be,

be, als er selbst bewegt wird; daß in diesem Falle bey jeder Begegnung zweyer Körper die Bewegung in der Welt sich vermehren, und in kurzer Zeit so groß werden würde, und daß die Welt dabey nicht in Ordnung bestehen könte. Deswegen habe GOtt gewolt, daß ein bewegter Körper eben so viel von seiner Bewegung verlieren solte, als dieser empfängt. Es geschihet eigentlich dabey keine Theilung der Bewegung, aber die Würkung ist doch die gleiche, als wann die Bewegung eine Materie wäre, die sich vertheilen liesse. Der Grund aber dazu ist einzig im Göttlichen Willen zu suchen, der die erste Bewegung hervor gebracht, ihr diese Geseze gegeben, und gewollt hat, daß sie währen solten, so langals die Welt selber dauret.

XXX. Die andere Meinung geht auch dahin, daß GOtt die erste Ursache der Bewegung seye: aber sie findet in dem Zusammenstoß zweyer Körper nicht nur die Gelegenheit der neuen Bewegungen, die in diesem Falle hervor gebracht werden, sondern auch die würkliche Ursache derselben. Diese Bewegung ist der würkliche Zustand des Körpers, der seinen Platz verändert, oder sie ist vielmehr der bewegte Körper selber. Nun aber ists ein Widerspruch, daß ein Körper seinen Platz verändern könne, ohne den zu vertreiben, dessen Platz er einnimmt, und folglich ohne diesen letztern Körper zu bewegen. Ferner ist dasjenige eine wahre Ursache zu nennen, von dem man einzig sagen kan, daß es ein Widerspruch sein würde, wann es seine Würkung nicht hervor brächte. Folglich ist auch die Bewegung nach dieser Erklä-

rung

rung eine Ursache, die von der Obersten Weisheit ihre Krafft zugleich mit ihrem Wesen empfangen hat. Dieser Satz wird durch die unfehlbaren Regeln bekräfftigt, nach welcher man die Folgen des Zusammenstosses der Körper ausrechnen, und bestimmen kan, wie viel der bewegende Körper von seiner Krafft verlieret, und der bewegte gewinnet ꝛc. Die blosse zufällige und nach der Gelegenheit sich richtende Ursache kan so nicht eigentlich ausgesetzt werden.

Erschafne Dinge können auch Ursachen sein.

XXXI. Man glaubt fast insgemein, ein erschafnes Wesen, das eben deswegen auch zugleich endlich ist, könne nicht die wahre Ursache von irgend einem Dinge sein. Man sagt die Kräfte eines erschafnen Wesens erstreken sich nicht so weit. Aber dieses sind bloße metaphysische verstiegene Spitzfindigkeiten. Man hat in den Schulen allen verneinenden Ausdrüken vor diesem den Zunahmen unendlich beygelegt. Hieraus schließt man, es seye ein unendlich großer Abstand zwischen Bewegung, und Ruhe. Aber alle diese Einwürfe sind von keiner Erheblichkeit. Die Geschöpfe sind alle endlich, und der einzige Schöpfer ist, in eigentlichem Verstande, unendlich vom nichts entfernet. Also kan man nicht sagen, ein Wesen hervorzubringen seye eigentlich die Würkung einer unendlichen Macht: man sagt genug, wann man spricht, diese Macht müsse grösser als die unsrige sein. Eine Beschaffenheit aber eines Dinges hervorbringen, steht allerdings in unsrer Macht. Ich kan ein stüke Wachs zu einer Kugel machen, oder

nach

ach Gefallen in eine andere Gestalt umbilden: Warum solte ich es also nicht bewegen können?

So bald als man die Würkbarkeit und die Folgen der Bewegung begriffen hat, so ist es ein sehr leichtes dem Hn. B. zu antworten.

Schwürigkeit, die man aus der schlechten Erklärungen der Bewegung hernimmt.

XXXII. Die unrichtigen Erklärungen der Bewegung, worüber Hr. B. klagt, und neben denen er läugnet, daß eine bessere noch gegeben worden seye, geben ihm zu einer andern, gleichfalls sehr schwachen Einwendung anlaß. Dann erstlich ist das Dasein der Bewegung schon an sich selbst zureichend, uns dieselbe bekannt zu machen, wann man auch noch keine gute Erklärung derselben hätte. 2. Ist es ja vielleicht möglich, daß man mit der Zeit eine bessere Erklärung erfinden könne. 3. Man verwirft manchmahl eine Erklärung ob sie wohl gut ist, nur bloß weil man sie für unvollständig hält. 4. Die aller einfachsten Dinge sind am schwersten zu erklären, weil man keine Begriffe findet, die leichter als die ihrigen sind. 5. Der Begriff des Körpers und der Empfindung ist mit dem Begriffe der Bewegung so sehr vermischt, daß man sie mit Mühe auseinander sezen kan. Diese unterschiedenen Ursachen haben den Fortgang unsrer Erkenntnüß der Bewegung aufgehalten.

Einwurf, hergenommen von der Unmöglichkeit der Bewe-

XXXIII. Hr. B. zieht einen andern Vorwurf aus der Unmöglichkeit einer im Kreiß-umlaufenden Bewegung. Wann man eine solche Bewegung annimmt, so scheinet es, man müsse einen Durchschnitt

sich

gung einer Kugel um ihren dnrchmesser.

sich als ruhend vorstellen, da zugleich die Kugel selber sich mit einer großen Geschwindigkeit beweget. Man kan hierauf eine gründliche Antwort geben, wann man zurük auf den Ursprug der Bewegung gehet. Ich stelle mir erstlich alle Theile der Welt in einer vollkommenen Ruhe vor, die wohl vermuhtlich ihr ursprünglicher Zustand ist. In dieser unbeweglichen Ausdähnung nehme ich eine Kugel an, deren Durchmesser gegeben, und z. E. von zwölf Schuhen ist. Die äussere Oberfläche dieser Kugel stelle ich mir vollkommen glatt vor, und lasse sie an eine vollkommen gleiche, ähnliche, und glatte hole Kugel in allen ihren Puncten anrühren. Hierauf stelle ich mir vor, daß die oberste Weisheit die Kugel in Bewegung seze: Hieraus folgt, daß alle Puncten der erhabnen Oberfläche der Kugel nach einander alle Puncte der ausgehölten berühren müssen. Hieraus ermerke ich die erste wesentliche Eigenschaft der Bewegung, die in dem successiven berühren der Oberfläche des einen Körpers an etwas ausgedähntes besteht. Ich entdeke noch eine andre Eigenschaft, nemlich die Veränderung der Lage aller Theile der Kugel, in Ansehung der Theile des ausgehölten Körpers den sie berührt, so daß nicht nur die Oberfläche sich (successive) mit einem Punct nach dem andern auf den andern Körper anlegt, sonder auch alle Theile dieser Oberfläche.

Man fragt mich nun, ob dann auch der Mittelpunct dieser Kugel sich bewege? Ich antworte mit ja, wann dieser Mittelpunct ist das äusserste Ende des halben Durchmessers. Der Grund des Irrthums,

der

der die Zweifler bewegt diese Frage zu thun, ist die Vorstellung, die sie sich machen, als wann der Mittelpunct eine kleine Kugel wäre, die unbeweglich bliebe, indem der halbe Durchmesser sich darum bewegt. Aber dieser Begriff ist bloß abgezogen, und in der That ist der Mittelpunct das Ende des halben Durchmessers, der sich mit ihm zugleich bewegt. Ich habe genug gesagt, und der Einwurf des Hn. B. löset sich nunmehr leicht auf.

Anderer Einwurf hergenommen von der ungleichen Geschwindigkeit der Bewegung hergenommen.

XXXLV. Hierauf bedient er sich der ungleichen Geschwindigkeit der Bewegung, und will daraus die Unmöglichkeit der Bewegung selber erweisen. Er führt den bekannten Schluß an, den man Achilles genennt hat, weil man dadurch erweisen will, daß selbst der geschwinde Achilles eine Schildkröte nicht hätte einholen können, wann sie nur zwanzig Schritte zum Vorsprung gehabt hätte. Dann, sagen sie, weil er zwanzig Schritte macht, hat sie einen zurük gelegt, und ist ihm dadurch entgangen: Weil er nun diesen einen Schritt macht, so legt die Schildkröte den zwanzigsten Theil einer andern zurük, und kömmt ihm vor, und so fort. Ich merke wohl, daß die angenommne Lehre der untheilbaren Theile sich aus diesem Fallstrik schwerlich los machen kan; Dann wann der Weg aus untheilbaren Theilen zusammen gesezt ist, so kan selbst Achilles in einem Augenblike nur einen solchen Theil zurüklegen, weil er sonst auf einmahl an zweyen Orten gegenwärtig sein würde: und auch die Schildkröte kan nicht minder als einen Schritt thun, weil

nichts

nichts kleineres ist als ein Punct. Aber wann man die unendliche Theilbarkeit der Zeit annimmt, so ist dieser Knoten schon aufgelöset. Diejenigen, die hierdurch sich nicht haben helfen wollen, haben gewisse Ruhestellen zwischen den Bewegungen angenommen. Aber diese werden ohne zurcichenden Grund erdichtet. Man kan erweisen, daß die Geschwindigkeit unendlich wachsen, und wieder abnehmen kan, weil sie in einer Anlegung eines jeden Theils an verschiedene Theile der Ausdähnung besteht, und diese Folge geschwinder und langsamer kan angenommen werden.

Bekenntnüß des Hn. B.

XXXV. Nachdem Hr. Bayle so viele Einwürfe zu Hauf getragen, würde man wohl nicht denken, daß er seine Abhandlung mit dem Geständnüß schlöße ., Er glaube, so wohl als wie, die Bewegung des ausgedähnten. Woher kömmt dieses Geständnüß? Dieser Beyfall? Unfehlbar von einer deutlichen Ueberzeugung, die alle falschen Schlüsse leicht überwindet. Die Pyrrhonische Lehre kan endlich nicht weiter führen. Man sucht sich Labyrinthen aus der Natur des unendlichen zu machen, man verwirret sich selber und andere drinn, und muß doch endlich sich dem alzuhellen Lichte der Wahrheit ergeben. Des Hn. B. Entschuldigung ist nicht gut. Er sagt, man lerne aus diesen Einwürfen die Schwachheit des menschlichen Verstandes erkennen. Dann 1. diese Erkenntnüß ist vielmehr ein Gegengift wieder die Pyrrhonische Zweifelsucht, weil man daraus lernet, mit keinen Fragen sich einzulassen, die zu hoch sind. 2. Wann man endlich doch gezwungen ist etwas unendliches anzunehmen, so müs-

müssen uns die Schwürigkeiten, die sich in dessen Begriffe befinden, keine Mühe machen. 3. Der Gebrauch der Vernunft führt nicht zum Zweifel, sondern zur Ueberzeugung.

Gebrauch des Glaubens in dieser Materie.

XXXVI. Wann aber B. sagt,, der Glaube allein, und nicht die Vernunft, könne uns eine Gewißheit verschaffen, daß es würklich Körper gebe,, so redet er weder wahrhaftig, noch aufrichtig. Worauf gründet sich der Glaube anders als auf die Vernunft? Woher weiß ich, daß ein GOtt ist, der den ersten, und wichtigsten Vorwurf meines Glaubens ausmacht? wann ich mich nicht der Vernunft bediene, und von den Würkungen zu der Ursache steige? Der P. Malebranche hat wieder das würkliche Dasein der Körper geschrieben, weil er sich selbst beredet hatte, wir sähen alles in GOtt. Aber die H. Schrift spricht ganz anders. Wir lesen darinn, daß die Witwe, deren Sohn Elias wieder vom Tode auferwekte, ihren Glauben auf dasjenige gebauet hat, das sie gesehen. * Der H. Paulus verwirft zwar die menschliche Weisheit, ** aber er beruft sich auf die Ueberzeugung durch den Geist und die Macht, das ist, auf die sichtbaren Würkungen der Göttlichen Allmacht. Christus selber hat gesagt,, Fühlet, und sehet, dann die Geister haben weder Fleisch noch Beine. S. Petrus gründet die Wahrheit des Evangelii darauf,, daß er und die andern Aposteln *** Augen-Zeugen gewesen

* 1 B. der L. XVII. 24.
** 1 Cor. II. 4.
*** II Ep. II. v. 15.

sen sind von der Herrlichkeit des HErrn JEsu. Also nimmt die Erkenntnüß durch die Sinne ihre Gewißheit nicht vom Glauben, und der Glaube selber beruft sich auf sie.

Künsteley des Hrn. B.

XXXVII. Selbst Hr. B. nachdem er mit einer Hand so zu sagen uns diese Stütze des Glaubens dargereicht hat, nimmt sie mit der andern wieder weg, indem er den Widerspruch zwischen Malebranche und Arnaud zeigt, und anführt, wie der letztere den ersten widerlegt habe, indem er gewiesen, daß in der angenommenen Lehre des P. M. der grosse Grundsatz: Gott betriegt nicht, unbrauchbar wird. Dieser gelehrte Münch wolte zeigen, warum die Vorsehung uns in gewissen Gelegenheiten zu irren verfallen läßt: er legt die Schuld auf einige alte Sünden, die vor 10000 Jahren geschehen, und mir völlig unbekannt und fremd sind. Soll ich dann um dieser Sünden wegen mich schmerzhaften Empfindungen und würklichen Strafen bloß gestellet sehen? und ist eine solche Erklärung nicht im höchsten Grad unwarscheinlich. Also macht sich Hr. B. ein Vergnügen, die gleiche Sache bald wahrscheinlich zu machen, bald wieder übern Hauffen zu werffen. Diese Aufführung sucht er auf verschiedene Weise zu entschuldigen, und er führt gleich anfangs eine Ausrede an, die ich nicht unbemerkt vorbey gehen kan, „er wolle weisen, sagt er, daß man nothwendig zum Glauben seine Zuflucht nehmen müsse, wann man genöthiget wird, unmögliche Dinge zu glauben Dieses alles ist nur ein Vorwand des Hrn. B., wodurch er sich in Stand se-

zen will, mit einigem Schein des Rechten, die Grundsätze der Religion als widersprechend und unglaublich anzuschwärzen.

Wird wiederleg. XXXVIII. Ich frage erstlich, ob man nicht anderst ein wahrer Gläubiger sein könne, als mit dem Beding, daß man nicht wisse, was man sagt: und ob ein denkender Mann einen Saz annehmen könne, der einen Widerspruch in sich faßt. Ich glaube nicht, daß Hr. B. oder seine Anhänger das eine oder das andere für erweißlich halten. Wann aber dem so ist, was für Regeln hat dann ein Mann vor sich, der sich vor dem Irrthum hüten will? Er muß nemlich 1. den Verstand der ihm vorgetragenen Sache fleißig erforschen, ehe er sie glaubt. Denn wie kan man glauben, ohne einen Begriff zu haben? 2. Wann er diese Sätze begriffen hat, so ist es ihm unmöglich sie anzunehmen, wann er Widersprüche darinn antrifft. Wann ein unfehlbarer Machtspruch ihn versichert, diese Säze seyen wahr, so kan er nichts weiters thun, als daß er sich bescheidet, er habe also den wahren Verstand nicht begriffen. Mnn muß aber niemahls als einen möglichen Fall annehmen, daß die Vernunfft und der Glaube mit einander streiten.. Wer diesen Fall annimmt, der sezt zum voraus, daß GOtt, von dem beydes Glaube, und Vernunft herkömmt, mit sich selber in einen Widerspruch verfallen könne.

Wie man widersprechende Dinge

XXXIX. Es ist wahr, man kan Säze glauben, die einander widersprechen. Aber man muß sich erinnern, daß das

Wort

glauben kan.

Wort glauben zweydeutig ist. Oft meint man, man glaube eine Sache, weil man niemahls daran gedacht hat, daß man sie in Zweifel ziehen wolle, und weil der Eigennuz und das Vorurtheil uns dieselbe annehmlich machen. Aber deswegen ist doch wahr, daß man zwey einander widersprechende Säze nicht zugleich glauben kan? Was thut man denn? Man betrachtet einen jeden Saz besonders, ohne an den andern zu denken, wann man den einen vor sich hat. Hier hat man ein Beyspiel, die unsere Anmerkung bestärket. Vor diesem sagte man, der Vater, der Sohn und der H. Geist seyen drey göttl. Personen: Wie man von Peter, Jacob und Johann sagt, daß sie drey menschliche Personen sind. Diese Ausdrücke sind eine wahre Vielgötterey: und dennoch sagte man daneben in allem Ernste, man glaubte nur einen GOtt. Die Stoischen Weltweisen glaubten, die Tugend sey schön, und das Laster häßlich, da beyde von dem Gebrauch unserer Freyheit wesentlich abhängen, und dennoch glaubten sie ein unvermeidliches Verhängnüß. Dieses waren nun augenscheinliche Widersprüche. Wann man also etwas durch den Glauben annimmt, so glaubt man es deswegen nicht ohne den Beyfall der Vernunft, noch ohne Beweis, und folglich glaubt man auch nicht Unmöglichkeiten, wie es Hr. B. nennt und meint. So offt der Glaube und die Vernunft mit einander zu streiten scheinen, so ist allemahl die Ursache dieser Verwirrung einzig, weil wir die Sache nicht verstehen. *

XL.

* Siehe die Sentimens sur l'hist. critiq. du P. Simon p. 220.

That des Diogenes.

XL. Ich will den izigen Abschnitt mit des Diogenis That schliessen, der keine andere Antwort auf des Zeno Einwürfe wider die Würklichkeit der Bewegung geben wolte, als daß er ein paar mahl den Saal auf und nieder gieng, und die Zuhörer und den Zeno zusehen liesse. Hr. B. sagt zwar, diese Antwort seye sophistisch gewesen, weil sie nur wider die anscheinende Bewegung gerichtet ist, die Zeno nicht geläugnet. Aber am Ende hätte der cynische Weltweise dennoch eine ganz leichte Arbeit. Man foderte nichts weiter von ihm, als daß er das würkliche Dasein der Bewegung beweisen solte, und seine Beweisthümer, die er, diesen Satz zu bestärken, anbrachte, waren weit stärker, als alle die Schlüsse seines Gegners.

Was der Ort und der Raum ist.

XLI. Sextus schreitet von der Bewegung zum Orte, und greift desselben Würklichkeit an. Man hat zu unsern Zeiten sehr tiefsinnig über diesen Vorwurf geschrieben. Die einen verstehen durch den Ort eine Ausdähnung, die würklich nichts ist. Andere machen diese Ausdähnung zu einem Wesen, aber zu einem solchen, daß sich durchdringen lasse. Aber die einen und die andern nehmen das würkliche Dasein der Körper an. Wir haben allerdings bey diesem Vorwurfe einige gewisse Erkänntnüß, aber es bleiben uns dabey andere Umstände unbekannt. Es wäre unbillig, aus demjenigen, was wir nicht wissen, etwas

220. 337. Arnauld Apol. pour les Cathol. Tom. II. p. 55.

was wider den Theil zu schliessen, der uns vollkommen bekannt ist. Und dennoch hat Hr. B. diese * Aufführung als einen Triumph der Pyrchonier angesehen. Er leyht dem Zeno diesen Einwurf. Wann eine Bewegung wäre, so müste auch ein leerer Raum sein. Nun ist kein leerer Raum in der Welt, also auch keine Bewegung. Ich würde ganz das Gegentheil schliessen. Wann es zu dem Dasein der Bewegung so unumgänglich nöthig ist, daß ein leerer Raum in der Welt seye, so ist ein leerer Raum, dann die Bewegung ist gewiß da. Aber neben dem. hat dieser Einwurf alle seine Kraft von dem willkührlichen Satz, als wann in dem vollen Raume keine Bewegung möglich wäre. Diese Unmöglichkeit aber läst sich leicht heben. Man hat nur nöthig sich die Ausdähnung vorzustellen, wie eine grosse Menge kleiner Theilchen, die alle mit unterschiednen Bewegungen durch einander gehen: Man stelle sich ferner vor, eine gewisse Krafft zwinge alle diese verschiedene bewegten Körper, und alle umherliegende Flüßigkeiten sich um ihn herum zu bewesten. Dieser Kreißlauf ist nicht schwer sich vorzustellen. Man legt einen dichten Körper A. an eine Röhre, b. c. die voll Feuchtigkeit ist. Man stellt sich vor, dieser Körper bewege sich entweder durch seine eigene Kraft, oder durch den Göttlichen Willen. Aus dieser Bewegung wird zu gleicher Zeit eine Ründung in x. und eine Höle o. entstehen, indem sich der Theil o x beweget, und in diesem Falle wird

* T. IV. p. 544.

wird alles, was in der Röhre ist, gedrückt werden, und umlauffen, so lang als o in die Röhre fortrükt. Hieraus wird folgen, daß des Körpers A Theil, den wir o nennen, in die Röhre eindringen, und von x gegen c fortgehen wird, wie c sich von c gegen e fort bewegt. Die dichte Oberfläche der Röhre wird die Materie hindern, sich zu verlieren, und sie also zwingen durch m n p s v in einen Kreiß sich zu bewegen. Dieser Kreißlauf wird um desto weniger Schwürigkeit finden, weil es nicht nöthig sein wird, die Theilchen in Bewegung zu setzen, aus welchen die Krümme m n p s v besteht; dann sie bewegen sich würklich, und es braucht nichts weiters, als ihre Bewegung so zu bestimmen, daß sie einen Zirkel beschreibe. Die Glätte der Theile, die ihre Bewegung erleichtert, und ihre Kleinigkeit, die ihnen überall einen leichten Eintritt verschaft, hilft noch diesen mechanischen Bau leichter und vollkommener zu machen, der ein kurzer Innbegrif des Baues der Welt ist. Dann der volle Raum der Welt ist der dichten Oberfläche der Röhre ähnlich, und hält die flüchtige Materie auf, daß sie nicht wegrinnen kan. Es giebt auch andre Arten die Möglichkeit der Bewegung im vollen Raume zu erweisen, und man siehet ans denenselben, daß die Vertheidiger des leeren nicht gegründet sind, mann sie die Bewegung im vollen für unmöglich halten. Es scheinet zwar der angenommene Satz des leeren Raumes bequemer die Bewegung zu erklären, aber er ist dennoch nicht vollkommen unentbehrlich, wann man den Anfang, oder die Fortsetzung der Bewegung begreiflich machen will. Es ist also ferne davon, daß man die Möglichkeit

der

der Bewegung deswegen läugnen müste, weil sie die Fülle des Raumes zum Grunde setzt.

Was vom leeren, u. vom raume zu halten seye.

XLII. Was den leeren Raum betrift, so gestehe ich dem Hrn. B. zu, daß man in Ansehung desselben eine Lehre hat, die unmöglich zu vertheidigen ist. Diese kömmt von den Vorurtheilen der Kindheit her, und setzt zum Grunde, es seye nichts würklich, was nicht einen würklichen Einfluß in unsern Körper hat. Auf diese Art pflegt man von einer Kiste zu sagen, sie seye leer. Hierauf giebt man den Nahmen des Raumes einer unsichtbaren Ausdähnung, die man mit dem nichts vermischt. Man gewöhnt sich, mit dem gleichen Verstande die Worte zu verknüpfen, ein Körper erfülle den und den Raum, oder ein Körper fülle diese und jene leere Stelle, hierdurch folgt nach und nach, daß ein blosses nichts einen Körper in sich fassen, und gemessen werden könne; und dieses ist ein offenbarer Widespruch. Aber Hr. B. geht viel weiter: er fragt ob der leere Raum ein Ding sey, oder nur eine Art, wie ein Ding sein kan. Er mißbraucht hierbey das Geständniß des Hrn. Locke, der auf diese Frage antwortet, er verstehe sie nicht. Hieraus schließt des Hrn B. Zeno, der leere Raum sey etwas unmögliches, und folglich sey die Bewegung selber unmöglich. Aber dieses Geständnüß beweiset nichts weiter, als die Aufrichtigkeit des Locke. Was mich betrift, wann ich einmahl versichert wäre, daß würklich ein Raum da ist, so wolte ich ohne Bedenken diesen Raum als ein Ding ansehen. Es giebt ja ein denkendes Ding, und ein dichtes Ding,

warum solte es dann unmöglich seyn, daß ein Ding wäre, welches unendlich weich und nachgebend wäre. Man versteht durch ein Ding etwas, das sein eignes Wesen besizt, und diese Erklärung kommt auch dem Raume zu, der ja das ist, was er ist, und nicht etwas anders. Man muß sich im übrigen vor der Einbildunskrafft derjenigen Gelehrten hüten, die den Raum mit der Unendlichkeit Gottes vermengen, und die Hr. B. sehr gründlich widerlegt.

Er läugnet, daß der Raum ein erschafnes Ding seye, und führt dazu folgenden Grund an. Wann dieses sich so verhielte, so könte der Raum vernichtigt werden, ohne daß die Körper aufhöreten, von einander unterschieden zu sein, und dieses sey ein Widerspruch. Aber ich wolte eben so leicht sagen " GOtt könne eine Einheit von sechsen wegnehmen, und das übrige könte doch sechse bleiben. In Gottes Anschlägen herrscht eine vollkommene Uebereinstimmung. Wann die Körper den Raum mangeln, um verschieden zu bleiben, so wird GOtt niemahls den Raum aufheben wollen, so lang er die Körper verschieden haben will. Sezt man die Körper haben den Raum hierzu nicht nöthig, so werden sie nach wie vor würklich da sein, aber sich nicht bewegen, wann der Raum zur Bewegung unentbehrlich ist. Die Mauren eines Zimmers haben ihre eigene Würklichkeit, die gar nicht von den Körpern abhängt, die in ihrem Inbegriff enthalten sind. Aber wann dieser Mauern Entfernung von der sie unterscheidenden Ausdähnung abhängt, so ist es lächerlich anzunehmen, GOtt wolle diese Ausdähnung zernichten, und die

Mau=

Mauren dennoch gleich weit von einander behalten. Der leere Raum scheinet zur Bewegung nothwendiger zu sein, als für den Ort der Körper. Jeder Körper ist da, wo er ist, er ist sich selbst ein Raum. Aber wann kein leerer Raum da ist, so kan nichts weiters draus entstehen, als daß dieser Körper unbeweglich sein müßte. Was aber die Frage betrift über die Stelle des Raumes, die man unendlich weit treiben kan, über desselben Nothwendigkeit, über seine Verhältnüß mit der Art nach welcher GOtt selber im Raum ist, so gesteh ich, daß alle diese Fragen unsern Begriff überschreiten.

Die Schwürigkeiten über den leeren und vollen Raum schaden den Begriffen des Wesens und der Ausdähnung nicht.

XLIII. Wir können mit Hn. B. anmerken, daß die Lehre vom leeren Raume das ganze Lehrgebäude des Spinoza übern Haufen wirft. Dann, wann ein leerer Raum zwischen den Körpern ist, so ist das undurchdringlichte dichte Wesen nichts zusammenhängendes: Es ist vielmehr eine Menge von abgesonderten Körpergen, davon ein jedes sein eigenes und besonderes und von allen andern verschiedenes Wesen hat.

Aber was Hr. B. ferner für die Zweifellehre hieraus schließen will, können wir nicht unbeleuchtet übergehen. Er meint, die Pyrrhonier können daraus einen großen Beweiß führen, daß die grösten Weltweisen selbst gestehen müssen, sie verstehen nicht was Wesen, und Ausdähnung seye. Wann schon Hr. Locke dieses Geständnüß abgelegt hat, so folget es deswegen noch nicht, es könne kein anderer von der Natur dieser Dinge sich einen Begriff machen.

Wann

Wann ich schon nicht wüßte, was eigentlich das Wesen ist, von dem die Ausdähnung eine Eigenschaft ist, so würde ich doch die Ausdähnung kennen, und deswegen die Erscheinungen der Natur doch erklären können. Hr. Locke scheint aus der Schul Philosophie die unbestimmte Erklärung des Körpers beybehalten zu haben, wo man ihn durch die Worte eines ausgedähnten Wesens beschreibt: Da er nun keinen andern Begriff an die Stelle des Begriffes eines Wesens zu sezen vermögend gewesen, so hat er daraus geschlossen, wir kennten nichts davon als seine Eigenschaften und Beschaffenheiten. Die Betrachtung seiner eigenen Seele hatte ihn in dieser Meinung bestärkt, weil er unstreitig ihre Würkungen viel deutlicher kante, als ihr Wesen. Was mich anbelangt, so finde ich die Schwürigkeit so groß nicht, als sie scheinet. Ich sehe das Ding und die Ausdähnung als gleichgültige Ausdrüke an. Dann, wie eine dreyekichte Figur ein Dreyek ist, so ist auch das ausgedähnte Ding die Ausdähnung selber, das sein eigenes Dasein besizt, und dieses nicht besizen würde, wann es nur eine Eigenschaft eines andern Dinges wäre. Hingegen sind die Figur, die Bewegung u. s. f. allerdings Beschaffenheiten des Körpers: sie sind der Körper selbst, in so fern er umschränket ist, oder seine Stelle verändert. Seine ins unendliche fortdaurende Theilbarkeit hindert ihn nicht, ein wahres Ding zu sein; Dann wann er nur eine Beschaffenheit wäre, so würde, wann man ihn theilte, es unmöglich sein zu wählen, ob sein Wesen sich mit ihm theilte, oder ob es ganz in einen jeden Theil übergieng: Und beyde Antworten würden groſse Schwürigkeiten finden.

den. Die Schwere, und die Härte, werden nicht unbegreiflich, wann man schon annimmt, die Ausdähnung seye mit dem Körper ein gleiches Wesen. Wann man dieses sagen wolte, so müßte man aufs genaueste alle möglichen Zusammensezungen seiner Arten zu sein erkennen: und wer wolte sich dessen rühmen?

Mit einem Worte, man ist über den leeren und vollen Raum noch verschiedner Meinung: aber diese Verschiedenheit schadet dem würklichen Dasein der Körper und der Bewegung, und den übrigen aus der Natur bekannten Wahrheiten gar nichts. Das Licht und die Finsternüß haben ihre Gränzen. Ich habe mich für den leeren Raum erklärt, wie man aus meinen Versuchen über die Bewegung ersehen kan.

Fragen über die Zeit.

XLIV. Sextus kömmt hierauf zur Zeit. Die Zeit ist ein Wort, welches die Menschen gezwungen worden sind zu erfinden, eher als sie einen genau bestimmten Begriff des Verstandes gehabt, den sie diesem Worte zutheilen solten. Es giebt noch mehr Worte von dieser Art. Die Zeit scheint uns länger oder kürzer, nach dem wir dieselbe mit Schmerzen, oder mit Mühe, oder mit sogenannter langer Weile zubringen. Wann man die meisten Menschen um den wahren Begriff der Zeit, und die Quellen dieses Begriffes fragt, so wird man sie in eine deutliche Verwirrung sezen. Die Zeit ist eigentlich die Fortdaurung des Daseins der Dinge: ihr successives Dasein trägt diesen Nahmen. Man kan über die Zeit fast eben die Schwürigkeiten vor-

brin-

bringen, die man über die Bewegung macht, und die gleiche Antwort ist wieder beyde gut.

Noch mehrere. XLV. Die Zeit, sagt Sextus, ist entweder endlich oder unendlich. Ist sie endlich, so ist eine Zeit gewesen, oder es ist eine noch zukünftig, in welcher keine Zeit gewesen, oder keine sein wird. Hierauf antworte ich,, Wann man durch die Zeit die nach einander folgende Dauer der veränderlichen Dinge verstehet, so wird der Begriff der Zeit an diese Veränderung solcher Gestalt verbunden, daß die Dauer unempfindlich wäre, wann alles in der gleichen Stellung verbliebe, ungefehr wie es uns geschieht, wann wir ohne Träume schlaffen. Dann, wann wir nach einem solchen Schlaff erwachen, so kömmt es uns vor, als wenn wir kaum die Augen zugethan hätten, und inzwischen keine Zeit verstrichen wäre. Aber die Ursache dazu ist bloß, weil wir in währendem Schlaffe eine beständig gleichförmige Empfindung gehabt haben.

und ferner. XLVI. Sextus fährt fort, die Zeit seye unendlich, weil sie aus dem vergangenen, das nicht mehr ist, aus dem zukünftigen, das noch nicht ist, und aus dem höchstkurzen gegenwärtigen besteht. Es ist genug, darauf zu antworten, die Zeit habe also angefangen, und es seye nach dieser Meinung eine Zeit gewesen, da noch keine Zeit war. Aber im übrigen beruht alles auf einem eitlen Wortezänke. Das gegenwärtige ist wie ein Punct zwischen zweyen Unendlichkeiten, davon die eine vorhergegangen ist, und die andre folget, und beyde durch dieses

gegen-

gegenwärtige Zeit vereinigt werden, die sehr kurz ist. Es braucht keine andere Antwort als diese. Ich will annehmen, die Zeit habe angefangen, und es seye also eine Zeit gewesen, wo noch keine Zeit war. Aber das übrige sind ein bloßes Gezänke. Es ist wahr, das gegenwärtige steht wie ein Punct zwischen zweyen Unendlichkeiten, davon die eine vergangen, und die andere zukünftig ist. Aber das vergangene, das zukünftige, und das izige sind nicht selbständige Dinge, die auf einander folgen; sie sind nichts anders als die Dauer der Dinge, die von derselben Wesen und Dasein nicht unterscheiden ist. Das Ding, das wir unter diesen dreyen Zuständen betrachten, ist immer das gleiche. Wann es wahr ist, daß die Welt einen Anfang genommen hat, so ist sie freylich nicht gewesen, eh sie angefangen hat zu sein. Also war damahls auch keine Zeit. Wo konte damahls die Zeit sein? Ja einem andern Dinge: Der Welt Schöpfer war schon gegenwärtig, sein Dasein hatte nie angefangen. Aber es dauerte noch. Eine Handschrift hat angefangen, eine Schilderey auch. Es ist also eine Zeit gewesen, die nicht die Zeit der Handschrift, und nicht die Zeit der Schilderey ist. Aber der Schreiber, der die Feder geführt hat, und der Mahler, von dessen Hand das Gemählde ist, sind vor ihren Arbeiten da gewesen, und das Dasein dieser zweyen Ursachen ist etwas wesentliches.

Zwischen der Zeit und der Bewegung.

XLVII. Der Begriff der Zeit macht nothwendig einen Theil von den Begriffen der Bewegung aus. Die Bewegung ist

das

ist ein würklicher Zirkel.

das Maaß der Zeit: Und die Zeit ist wiederum ein Maaß der Bewegung. Mich nimmt wunder, daß man aus diesem, anscheinlich fehlhaften Zirkel einen Einwurf gezogen hat. Wir wollen über diesem etwas dunkeln Vorwurfe eine Zeitlang stille stehen. Das Dasein ist nichts von dem Wesen selber unterschiedenes: sie ist nur ein unbestimmter Nahme, den man braucht die Wesen zu betiteln, in so weit als sie da sind. Ein unbeweglicher Körper, und eine beständig denkende Seele, die unaufhörlich den gleichen Begriff vor sich hat, haben ein unveränderliches Dasein, und ihr Dasein ist augenscheinlich nichts, als sie selber. Wann man sagt, sie haben eine Stunde, ein Jahr, geruhet, so würde man nichts als äusserliche Benennungen vorbringen, die sich auf Dinge beziehen, die außer ihnen sind, und nicht auf sie selber, da sie ja keiner Veränderung unterworfen sind. Die Körper leiden allein einige Veränderung, die durch die Bewegung verursacht wird, und ihnen ist also alleine ein successiven Dasein zuzuschreiben, welches man eine Zeit nennen kan. Man wird sich vielleicht verwundern, wann ich sage, die Zeit seye zwar das Maaß der Bewegung, nicht aber das Maaß der Ruhe: Und dennoch ist nichts gewisser wahr.

Eine jede Bewegung ist ihr eigenes Maaß, wann man aber die Größe der Bewegung in zweyen verschiedenen Körpern vergleichen will, so ist ein gemeinschaftliches Maaß nöthig, wodurch man das besondere Maaß bestimmen kan, das man sucht. Dieses gemeinschaftliche Maaß muß gleichförmig

sein,

sein, und gleichmäßig fortdauren. Aber wie kan man sich versichern, daß man ein solches Maaß gefunden habe? Man hat gemeint, die Sonne wäre dazu tüchtig: Aber man hat bald gefunden, daß ihr Maaß uns in einen Irrthum verführen kan, und hat also andere Bewegungen hin zu thun müssen, um eine algemeine Regel zu erhalten. Dazu hat man das Schwingen gewisser Penduln gebraucht, deren regelmäßige Gleichheit durch viele Erweise deutlich gemacht worden. Man hat durch dieses Mittel Bewegungen und Zeiten bestimmt, deren Summen gleich sind. Wann man eine wohl bestimmte geleichförmige Bewegung hätte, so würde man dieselbe zum allgemeinen Maaß aller andern brauchen können. Man kan darüber den Hrn. Bayle auf der 530. des IV. Bandes nachschlagen, wo er in gleichen Gedanken gewesen zu sein scheinet.

Fragen über die Zahlen.

XLVIII. Die Würklichkeit der Zahlen giebt dem Sextus wieder zu betrüglichen Spizfündigkeiten Anlaß. "Die Anzahl " sagt er, ist von den gezählten Dingen nicht unter" schieden. Dann, wann es sein eigenes Dasein " besäße, so würde ein Ochse, ein Pferd, und andere " einzelne Dinge einen Antheil an der Einheit ha" ben, und folglich würde die Einheit getheilt wer" den. Wann aber die Zahl zwey, und zwey ge" zählte Ochsen einerley sind, so wird das gleiche " wahr bleiben, wann ich zwey Menschen zähle. " Also werden zwey Ochsen und zwey Menschen ei" nerley sein." Aber es ist leicht, diese Spötterey zu beantworten. Eine einzige Anmerkung ist dazu

zureichend genug. Das Wort Zahl„ drükt gewisse Begriffe, und gewisse Dinge aus, denen man diese Begriffe zueignet. Eines, ist der Begriff der Einheit: die, wann sie mit dem Begriff eines Baumes verbunden wird, den Begriff eines einzigen Baumes ausmacht, dadurch ich ausdrüke, daß von einem, und nicht von zweyen Bäumen die Rede ist. So sind also zwey Ochsen und zwey Menschen nur darinn einerley, daß beyden der Begriff der gezweyten Zahl zukömmt.

Sextus sagt weiter „ man könne von einem bis „ auf zwey nicht übergehen. Dieses müste entwe„ der durch zusezen, oder durch abbrechen geschehen. „ Durch dieses leztere sey es unmöglich. Aber auch „ durch zusezen gehe es nicht an. Dann man kön„ ne ja die Einheit nicht vermehren. „ Man kan sie freylich nicht vermehren, aber man kan sie wiederholen. Wann ich sie noch einmahl wiederhole, so heiße ich es zwey, u. s. f. wann an statt eines Ducaten, den ich gestern gehabt, ich ihrer heute zwey habe, so ist deswegen mein gestriger Ducate weder doppelt noch grösser geworden. Man sieht leicht, daß Sextus bey seinem streiten nichts anders gesucht hat, als das Vergnügen zu streiten, und dadurch seinen Wiz zu zeigen. Aber dazu hat er schlechte Anstalt gemacht.

Gründe der Sittenlehre.

XLIX. Sextus kömmt hernach zu einen wichtigern Vorwurf. Er sucht den Grund aller Sittlichkeit übern Haufen zu werfen, und zu beweisen, daß zwischen gutem und bösem kein Unterschied seye. Dann, sagt er, wann ein solcher

Unter-

Unterscheid würklich wäre, so würde ihn ein jeder fühlen, und sich darnach richten. Aber die Menschen seyen hierüber in ihren Gedanken sehr verschieden. Dieses erweiset Sextus mit einer Weitläuftigkeit, woran man merket, wie gern er sich dabey aufhält. Aber man muß hier, wie an vielen andern Gelegenheiten zwischen den Meinungen der Menschen, und der Natur der Dinge einen billigen Unterscheid machen. Es ist wahr, die Menschen sind über das gute, das böse, und das gleichgültige nicht einerley Meinung. Aber daraus folget nicht, daß die Natur dieser Dinge unbestimmt, und ihr Unterscheid unmöglich auszufinden seye. Der Menschen Urtheile über die Wahrheit, oder die Falschheit eines Sazes, ändern desselben Natur nicht. Eben so wenig können die verschiedenen Urtheile der Menschen den Unterscheid der Tugend und des Lasters ungewiß machen. Alles was aus der Verschiedenheit der Meinungen geschlossen werden kan, ist nichts weiter, als daß ein Theil der Menschen unrecht denken muß. Sextus sagt „ wann das gute „ durch seine eigene Natur bestimmt wäre, so würden alle Menschen sich über dasselbe eben so vergleichen, wie sie alle glauben, daß das Feuer warm „ ist. Dieser Schluß ist falsch.„ Der Mensch betrachtet das gute nur in so weit es zu seinem Vergnügen beyträgt, und dieses Vergnügen sucht er gar oft in Dingen, die dazu gar nicht gemacht sind. Es ist also leicht zu begreifen, daß er solche Dinge gut heißen, die diesen Nahmen nicht verdienen, und das wahre Gute also vermissen kan. Aber die Dinge,

die ihren Eindruk in die Sinnen machen, würken immer auf einerley Art auf uns.

Falscher Einwurf wieder die Möglichkeit der Künste.

L. Sextus vernichtigt die Kunst wohl zu leben, durch einen einzigen falschen Schluß, der zugleich alle Künste und Wissenschaften zu Boden schlägt. Eine Kunst, sagt er, ist eine Sammlung verschiedener Grundregeln. Aber es ist dem Menschen unmöglich eine solche Sammlung zu besizen, dann er hat auf einmahl nicht mehr als einen Gedanken. Dieser Schluß ist äusserst unvernünftig. Wann er gölte, so könte nicht mehr als ein Lehrsaz, und nicht mehr als ein einzig Wort sein, dann das zweyte Wort würde das erste verdringen. Ists möglich das Sextus so gedacht habe, wie er geschrieben? Hat er redlich dabey gehandelt?

Was der Unterscheid der Geseze und der Gebräuche beweiset.

LI. Ein anderer Grund, den man seit deß Sextus Zeiten sehr öfters wiederholt hat, ist mit mehrerer Wahrscheinlichkeit begleitet. Er geht gleichfalls wieder den Unterscheid deß guten und bösen, und wird von der großen Verschiedenheit hergenommen, die wir zwischen den Sitten, den Gebräuchen, und den Gesezen der Völker finden. Aber niemand hat jemahls verlangt zu behaupten, das die Menschen unfehlbar seyen, und daß man in ihrer Uebereinstimmung die untrüglichen Kennzeichen des guten und bösen suchen solle. Die Auferziehung, die Vorurtheile, die Macht der Gewohnheit, haben hier einen unsäglichen Einfluß. Die meisten Menschen neh-

nehmen das Ansehen von andern zu ihrer Richtschnur an. Man muß, wann man die Richtigkeit der angenommnen Meinungen prüfen will, seine Fähigkeit im beurtheilen brauchen, die eine Gabe ist, wovon wir eben nicht sehen, daß Sextus die Menschen ausschließen könne. Wir überzeugen uns selbst davon durch ein innerliches Gefühl, welches das stärkste unter allen Beweißthümern ist.

Von der Sittenlehre.

LII. Sextus fährt fort „wozu dann endlich die so gepriesene Kunst zu leben „ hinauslaufe? sie lehre uns ja nichts, „ als was keinem Menschen unbekannt ist, als z. E. „ seine Eltern ehren, einem jeden das seinige zukommen lassen u. s. f. Hier spricht er deutlich wieder sich selbst. Er nimmt Regeln an, die, wie er sagt, alle Menschen annehmen. Und einen Augenblik vorher hat er noch über die Verschiedenheit und Vielfältigkeit der Meinungen geklagt. In dergleichen Widersprüche verfält er sehr oft. Aber neben dem, giebt die Sittenlehre mehr, als lediglich einen Begriff der algemeinen Regeln. Sie ziehet daraus besondere Folgen, die sich in unterschiedlichen Fällen anwenden lassen, und die zur Einrichtung des Wandels einen besondern Nuzen haben. Von diesen Folgen kan nicht gesagt werden, daß sie einem jeden in die Augen fallen, und daß man nicht nöthig habe, dieselben auseinander zu sezen. Die öfteren Handlungen wider diese Maaßregeln ist gar kein Grund sie gering zu schäzen, sie sind vielmehr ein billiger Anlaß für tugendhafte Menschen ihre Bemühungen zu verdoppeln.

Noch ein falscher Schluß wieder die Künste.

LIII. Ich übergehe eine Menge von Worten, die einen doppelten Verstand haben, und komme zu einem neuen Einwurf wieder die Künste überhaupt ;,Eine einzige Lehre ist nicht zureichend einen Gesezgeber oder „ einen Lehrmeister auszumachen. Wie viel sind „ dazu nöhtig? Fünfe, zehen sind zu wenig, es wer„ den ihrer dreißig erfodert. Wann man aber nur „ neun und zwanzig hätte? würde daraus nicht fol„ gen, daß eine einzige Lehre einen Mann aus dem „ Rang der Schüler zu der Ehrenstelle eines Mei„ sters überbrächte.„ Hierauf ist es gar nicht schwer zu antworten. Die dreißigste Lehre macht den Meister aus, wann sie mit den vorhergehenden neun und zwanzigen zusammen genommen wird. Es ist mehr darüber zu sagen. Es giebt Künste, die bloß bey der Betrachtung bleiben, wie die Rechenkunst. Diese haben eine gemeßne Anzahl von Grundregeln. Aber es giebt auch andere Künste, wie das Recht, und die Arzneykunst, bey denen die Betrachtung sich mit der Ausübung verbindet, weswegen auch die Bedeutung der Titel eines Arztes oder eines Rechtsgelehrten schwerer zu bestimmen ist, weil es solche Künste sind, in welchen man sein ganzes Leben lang sich vollkommener machen kan.

Ein Einwurf.

LIV. Hier ist wieder ein neuer Einwurf. „ Man muß Worte gebrauchen, wann „ man eine Kunst erlernen will: Nun aber bedeuten „ die Worte von sich selber nichts, wann man keinen „ Begriff von den Dingen hat, die durch diese Wor„ te bezeichnet werden. Wann man also sich un-

terrich-

" terrichten will, muß man die Dinge kennen, wovon
" der Lehr-Meister mit dem lernenden redet, und ohne
" dieses erlernen würden alle seine Unterweisungen
" umsonst sein." Aber auf diese Art würde man alle Hofnung verlieren müssen jemahls was zu lernen. Die Sprachen selber würden eine unnüzliche Hülfe werden, das Lesen, die Vorlesungen, die Vergleichung der Begriffe, alle andere Mittel sich zu belehren, würden allen ihren Nuzen verlieren. Sextus selber könte sich niemanden verständlich machen. Seine Schriften würden niemand dienen. Er müßte die Arzneykunst verstanden haben, eh als er sie gelernet. Was für andre wiederwärtige Folgen würden daraus entstehen! Ein Lehrmeister führt den Lehrling an sich Begriffe zu machen, und dieselben zu vergleichen. Diese Vergleichung öfnet ihm die Augen, und macht ihn geschikt.

Nuzen der Sittenlehre.

LV. Der lezte Fechterstreich des Sextus ist dieser. " Die Regeln der Sittenlehre, " sagt er, sind unnüze. Ist eines Man-
" nes Gemühtsart zur Tugend geneigt, so hat er sie
" nicht nöthig. Ist sie es nicht, so machen ihn die-
" se Regeln nur unglüklich, weil sie gegen seine Nei-
" gung streiten." Diese Schwürigkeit verschwindet, so bald man ein anders Leben erwartet. Aber auch ohne dem, hat die Verlezung der Regeln der Sittenlehre verschiedene üble Würkungen auch selbst in diesem Leben. Die Ungerechtigkeit, und die Unterdrükung anderere Menschen, stellt uns gleichen üblen Begegnungen bloß. Die Unmäßig-

keit ist eine Quelle von sehr vielen Krankheiten. Kan man also sagen, die Sittenlehre nüze uns in diesem Leben zu nichts? Solten es aber Menschen geben, die eine glükliche Gemühts-Art ohne Mühe zu der Sittenlehre vorbereitete, so finden doch dieselben ein wahres Vergnügen, wann sie ihre Natur und ihre Pflichten so vollkommen übereinstimmen sehen. Ja diese Uebereinstimmung muß uns würklich aufmuntern, die Verbindungen zu erfüllen, welche uns die Auferziehung oder die natürliche Neigung schwerer macht.

Geständniß des Sextus.

LVI. Am Ende meint Sextus sich zu entschuldigen. Er sagt „ wann ja in seinem Buche schwache Gründe sich finden solten, so gebe es ja auch schwache Gemühter, denen diese Gründe dienlich sein können. Es ist nicht unnöhtig eine bey dem Sextus so seltene Aufrichtigkeit anzumerken. Er gesteht, er seye zufrieden, wann er sich nur Anhänger verschaffen kan. Hieraus sieht man, daß es eben keine große Ehre ist von der Zahl derselben zu sein.

(o)

Fünf-

Fünfter Abschnitt.
Prüfung der Schrift die Sextus wider die Mathematic hinterlassen hat.

Alte Bedeutung der Mathematic.

I.

Das Wort Mathematic hatte vor diesem einen weitläuftigern Verstand, als heutiges Tages. Man verstund damahls durch den Nahmen eines mathematischen Gelehrten nichts anders als überhaupt einen Lehrer der Künste und Wissenschaften. Wieder diese ist auch das zweyte Werk des Sextus geschrieben. Es ist weitläuftiger als das erste. Der gleiche Affect herrscht in beyden, nemlich die Liebe des Widerspruchs.

Ursache des Hasses der Pyrrhonier wider andere Weltweisen.

II. Die vornehmste Ursache des Hasses, den die Zweifler wider alle andre Weltweisen bezeugen, kam wohl hauptsächlich daher, daß sie mehrere Schüler hatten als die Pyrrhonier. Es gab wenig Eltern, die ihre Kinder solchen Lehrern anvertrauen wolten, die die Unwissenheit vertheidigten und lehrten. Aus diesem Hasse sind viele elende Einwürfe entstanden.

Sprachlehrer, Dichtkunst, Beredsamkeit.

III. Sextus greift zuerst die Sprachlehrer an, nach diesen macht er sich an die Dichter und an die Redner. Dieses alles führt ihn zu so vielen kleinen Beurtheilungen, daß wir ihm unmöglich Schritt vor Schritt nachfolgen können. Er hält sich hauptsächlich mit der Sprache und den Sitten seiner Zeit auf, für die wir die heutigen beschreiben müsten. Neben dem ist

auch die Sprachwissenschaft und die Rednerkunst voll willkührlicher Dinge, und bey diesen Künsten muß man allerdings nicht den höchsten Staffel der Gewißheit suchen. Sie sind schon seit des Sextus Zeiten im Besiz, daß man die Jugend darinn unterrichtet, und Sextus, der sie selber gelernet hatte, hätte sie um destoweniger angreifen sollen, da er ja vorgiebt, daß er an den angenommenen Sitten und Gebräuchen nichts neuerliches einführen wolle.

Von der Vernunftlehre.

IV. Wir wollen bey der Vernunftlehre anfangen. Sextus will erweisen, man könne die Warheit nicht wissen, dann fragt er, wer soll dann über die Zwistigkeiten absprechen, die über diese Materie unter den Menschen herschen? Soll ein unwissender davon urtheilen, sagt Sextus, das lauft ja wider die Natur. Soll es ein Mann sein, der dieser Künste kundig ist? Dieser würde ja ein Richter in seiner eignen Sache sein. Solche Knoten sind leicht aufzulösen. Wann zwey Meister über etwas uneinig sind, so werden sie nicht einen unwissenden zum Schiedsrichter wählen: man wird einen Kunstverständigen suchen, der mit einem gesezten Gemüthe urtheilen könne. Zu dem so weiß zwar die ungelehrte Welt weniger, als die Meister, die für ihr arbeiten. Aber deswegen ist sie öfters gar wohl im Stande, von den Gaben eines Redners oder eines Dichters zu urtheilen.

Dasein eines obigen Wesens.

V. Wider das Dasein eines obigen Wesens, bringet Sextus folgenden Beweiß vor: „Es ist nicht möglich daß ein solches

„ Wesen da seye, dann es müste unendlich sein. A-
„ ber es kan nichts unendliches sein. Dann was un-
„ endlich ist, kan nirgend sein. Dieses beweißt Sex-
„ tus auf folgende Art. Wann das unendliche ir-
„ gendwo wäre, so würde der Platz, worinn es sich
„ befünde, grösser sein als das unendliche u. s. f. "
Diese Art zu schliessen ist wahr, wann von einem um-
schränkten Körper die Rede ist. Seine Oberfläche
ist allerdings mit einer holen Oberfläche überall um-
ringt. Aber der etwas unendliches sagt, schließt ei-
ne solche Oberfläche nothwendig aus. *

Eben davon.

VI. Ferner sagt Sextus "Was da ist,
" kan nicht angefangen haben zu sein.
" Dann es muß den Grund seines Daseins entwe-
" der von dem genommen haben, was da ist, oder
" was nicht ist. Wählt man das erstere, so geht die
" Frage immer weiter fort, ohne ein Ende zu fin-
" den. Wählt man das leztere, so fält man in etwas
unvernünftiges." Wann man auf diese Schwürig-
keit antworten will, so muß man das nothwendige
Wesen von demjenigen unterscheiden, das nicht noth-
wendig ist. Ein Wesen von der leztern Art, muß
den Grund seines Daseins in etwas haben, das auß-
ser ihm und vorher gewesen ist. Aber ein Wesen,
dessen Nichtsein ein Widerspruch ist, hat keine Ver-
bindung mit einem gewissen Theil der Zeit oder des
Raumes. Es ist nothwendig zu allen Zeiten und
an allen Orten gegenwärtig. Ein solches Wesen hat
eine Macht, wie man sie von seiner unumschränkten
Natur

* GOtt, das unendliche Wesen, ist ein Geist, und wird durch keine Oberfläche berührt, noch umschränkt.

Natur erwarten kan, und folglich kan es andere Werke dnrch seiner blossen Willen hervorbringen. Nichts kostet ein unendliches Wesen, es würkt mit einer vollkommenen Leichtigkeit, und thun und wollen sind ihm ein gleiches. Es besizt die würkliche Macht, davon wir nur die Abbildung haben. Diese Abbildung ist die Würkung, die unser Wille in den Werkzeugen unsers Körpers ausübt; Diese Würkung ist kräftig, wann sie schon keine andre Kraft hat, als daß sie die Gelegenheit zu dem Erfolge giebt. Die Schöpfung hat also nichts, das über die Kraft des nothwendigen Wesens steigt: Es ist wahr, der Uebergang von dem Nichts zum Wesen ist sehr groß. Aber er übertrift dennoch die Kräfte desjenigen Wesens nicht, das unendlich von dem Nichts entfernet ist. Es ist an dem, wir begreifen die Bewerkstelligung dieser Würkung nicht. Wir können beweisen, daß Gott die Kraft zu erschaffen besizet, aber wir verstehen nicht, wie er diese Macht ausübet. Aber wir müssen darüber uns nicht zu sehr verwundern, dann wir können uns keinen Begrif davon machen, wann wir nicht auf die gleiche Art wollen denken können, wie er gewollt und gedacht hat, da er die Welt erschuf. Wann uns dieses möglich wäre, so würden wir den göttlichen Willen und seine Würkungen eben so erkennen, wie uns unser Wille und seine Folgen bekannt sind. Also kan das, was da ist, allerdings seinen Ursprung nehmen aus dem was nicht da ist, wann der kräftige Wille des nothwendigen Wesens dazu kömmt. Man kan hierbey lesen, was Hr. Clarke im XI. Capitel von dem würklichen Dasein Gottes geschrieben hat. *

VII.

* Mich dünkt, Leibniz und Cartesius haben uns ohne Noth einen

sehr

Verstand des Worts Freiheit.

VII Ein anderer Einwurf des Sextus: „ Entweder ist ein einiges Wesen, „ oder es giebt mehrere. Beides leugne „ ich. Ein einziges kan ich nicht annehmen, dann „ wann auch nur ein einziger Körper wäre, so sind „ doch in ihm mehrere Theile, da er ja lang, breit „ und tief sein muß. Wann nun dieses nicht mög„ lich ist, so kan es auch nicht mehrere Körper geben. „ Dann die mehrere Zahl ist nichts anders, als eine Sammlung von einzelnen.“ Hier wird über das Wort Einheit gespielt. Es beziehet sich auf andre Dinge, ohne die man es nicht begreifen kan, und es ist leicht dem Sextus zu antworten, wann man seine Bedeutung auseinander sezt. Ich gestehe, daß ich keinen vollkommen einfachen Körper kenne, indem ich ein einziges würkliches Wesen begreife. Aber, wann man die Einheit in dem gewöhnlichen Verstand nimmt, so verstehet man dadurch mehrere oder we-

nigere

sehr deutlichen Begrif von der Erschaffung aus nichts entrükt. Die Menschen und Thiere erregen durch ihren Willen heftige und schnelle Bewegungen, von deren Gegenwart, eh der Wille gewesen, wir nicht den geringsten Beweiß anführen können. Von der Empfindung entstehen sie nicht, dann was ist für ein Verhältniß zwischen dem zarten Eindruk des Bildes eines Feindes, das in die Augen fält, und den heftigen Bewegungen, die darüber in dem ganzen Körper entstehen? In einem schlaffenden finden wir alle Ursache zu glauben, daß seine Nerven in einem schlappen Ruhestand sind. Bringt ihm Salmiakgeist unter die Nase, laßts nur ein Gran sein, was entstehen nicht für heftige Zuckungen bey ihm, die ganze Zent-

ner

nigere Begriffe, die sich auf einmahl dem Verstande darstellen, und unter einem einzigen Begriffe gesammlet werden. Von dieser Art Einheiten giebt es eine grosse Menge. Wann man eine Grösse als eine Einheit betrachtet, so ist es eben nicht nöthig, daß sie keine Theile habe, vielmehr wann ich ein Ganzes sage, so verstehe ich ja deutlich unter diesen Nahmen, daß von einer Anzahl versammleter Teile die Rede ist. Es giebt ein nothwendiges Ganzes, daß nicht anderst da sein kan, als wann seine Theile alle beysammen sind. Von dieser Art ist die dreyfache Ausdähnung und andere nothwendige Beschaffenheiten der Materie mehr. Hingegen kan auch ein ganzes sein, dessen Theile nur eine zufällige Verbindung mit einander verknüpfet, und deren Theile ohne einander bestehen können, aber zusammen den Nahmen eines Ganzen führen, wann sie vereinigt sind. Von dieser Art ist eine aus Steinen zusammen gesezte Mauer.

Es

ner aufheben können. Ein halb todter wird aus dem Wasser gerettet, das Blut und der Marksaft stehen bey ihm stille. Ich reize ihm die Haare in der Nase, zum Ex. mit der Kraft eines Quintgen, er erwacht, und die Kräfte vieler hundert Pfunde werden von ihm ausgeübt. Woher ist diese neue Kraft, die ihn niesen, sich recken, gähnen, weggehen macht? Wann nun der Wille der Thiere, oder auch die Folgen ihrer ganz schwachen Empfindungen eine neue Kraft hervorbringen, so haben wir ja eine Bewegung, die aus keiner vorhergewesenen Bewegung entstehet, und dörfen uns nicht mehr vor der Schöpfung aus nichts so sehr entsezen. Eine Bewegung ist eben so fern von dem nichts als ein Körper.

Es giebt also in der Welt sowohl Einheiten als Dinge, denen die mehrere Zahl zukömmt.

Gewißheit der Begriffe.

VIII. Sextus fragt weiter: " Woher " wißt ihr, das etwas da ist? Nur des- " wegen, weil ihr einen Begrif davon habt. " Hierauf folgt, daß unsere meiste, an sich selbst ganz " chimärische Begriffe würklich da sind. Ich leugne aber, daß wir das Dasein eines Dinges aus unserm davon gefasten Begriffe erweisen wollen: und sage, wir haben gewisse Kennzeichen, aus welchen wir unterscheiden, ob diese Begriffe etwas würkliches sind, oder ob sie für blosse Möglichkeiten zu halten: und dieser Unterscheid ist eben, was man Gewißheit nennt. Diese Gewißheit besteht darinn, daß wir uns nicht enthalten können dasjenige zu glauben, wovon wir eine ausdrükliche Versicherung haben. Zu dieser Versicherung können wir sehr leicht und sehr oft kommen, wann wir nur in etwas unsere Aufmerksamkeit anspannen wollen. Unsere Urtheile haben entweder Begriffe oder Dinge zum Gegenstand. Sind es die Begriffe, womit wir uns beschäftigen, so ist es etwas sehr leichtes, ihre Uebereinstimmung oder ihre Unähnlichkeit ausfündig zu machen. In einem Saze, worinn ein Widerspruch enthalten ist, ist es ja ein leichtes zu finden, daß die eine widersprechende Bejahung ihre Gegnerin ausschließt. Wann man eine genaue und aufmerksame Vergleichung zweyer Begriffe gemacht hat, so bleibt gar keine Furcht über, daß wir uns betrogen haben möchten. Dieses ist der Grund verschiedener Wissenschaften, die in der blossen Vergleichung gewisser Begriffe gegründet sind, und sich

einzig

einzig mit dem wahren, dem falschen, dem gleichen, dem ungleichen, dem Verhältnüß, der Aehnlichkeit und dergleichen sich beschäftigen. Was die Urtheile betrift, die über die Dinge selber ergehen, welche auf=ser unserer Seele sind, so können dieselben auch die Kennzeichen der Gewißheit haben. Wann es Drey=eke gibt, und Kreise in der Welt zu finden sind, so ist es ja eine nothwendige Folge, daß sie gewisse Ei=genschaften besizen müssen, die in ihren von dem Dinge selber abgezogenen Begriffen eingeschlossen sind. Insonderheit aber ist es leicht sich einer Gewißheit zu versichern, wann ich eine Begebenheit ordentlich an=fangen, fortgehen und sich endigen sehe, so daß eine jede Begebenheit ihren Grund in der vorhergehenden hat. Es ist also möglich zu einer Gewißheit zu kom=men. Wann ich erst vor mein Geld das Zimmerwerk zu einem Hause kaufe, hernach die Arbeitsleute aus meinem Beutel bezahle, darauf das Haus hinleyhe, und davor die eingeloffene Miethe beziehe, ist es dann wohl möglich, daß ich zweiflen könne, ob mein Haus würklich in der Welt ist.

Einwurf wider unsere Erkenntniß.

IX. Sextus wiederholt hier, seiner löblichen Gewohnheit nach, einen schon beantwor=teten Einwurf: „ wann man nemlich „ schon selbst eine Erkenntnüß der Dinge hätte, so „ könne man doch dieselbe andern Menschen nicht „ kenntlich machen, weil man dazu die Unterredun=„ gen brauchen müste, diese aber von den Dingen „ selbst unterschieden seyen, folglich dieselben nicht „ vorstellen können, so wenig als die Töne die Far=„ ben vorzustellen tüchtig sind. „ Wir fügen hier hinzu,

hinzu, daß wir in uns selbst ein Vermögen haben, welches aus sich selber Begriffe hervorziehen kan, und ohne welches die Reden selbst unnüze wären. Ein Wort, das wir aussprechen, ist ein Ton, dieser Ton erwekt einen Begriff. Aber die Seele bleibt dabey nicht stehen, sie prüft diesen Begriff, sie vergleicht ihn mit andern, oder hält ihn denselben entgegen, daraus entstehet ein dritter Begriff, und auf diese Art wird das Erkenntnüß erworben und vermehrt. Unser Verstand zieht aus demjenigen, was wir schon wissen, so viel Licht, daß er dasjenige errathen kan, was er noch nicht weiß. Die Gespräche entwerfen also blosserdings das Werk, und des Verstandes Fruchtbarkeit bringt es zu ende.

Wie wir uns selber erkennen.

Sextus fährt fort: „ Der Mensch kan „ sich selbst nicht kennen. Dann entwe„ der würde er sich ganz kennen, und in „ diesem Fall bliebe kein Vorwurf zu erkennen übrig. „ Oder ein Theil würde den andern kennen. „ Aber von welchem Theile werden wir dieses sagen „ können? Kan der Körper den Gedanken erkennen: „ Können die Sinne den Körper begreiffen, wovon „ sie nur das auswendige empfinden? Der Gedanke „ kan sich eben so wenig selber kennen. „ Alle diese Einwürfe lauffen dahin hinaus, daß sich der Mensch nicht vollkommen kennt, und daraus folget ganz und gar nicht, daß er sich auf keine Weise kenne. Insonderheit aber ist der Gedanke eine Würkung, die man empfindet, und von welcher man eine innere Ueberzeugung hat.

Was man aus den Irrthümern des Verstandes schliessen könne.

XI. Der Verstand betriegt sich zuweilen, so wohl als die Sinne, und die Urtheile der Menschen widersprechen offt einander.„ Dieser Einwurf ist schon beantwortet. Ich füge hinzu, 1) wann unser Verstand zuweilen irret, so läßt sich daraus noch nicht schliessen, er irre beständig. 2) Es steht den Zweiflern übel an, festzusezen, der Verstand irre sich, da sie doch zu ihrem Wahlspruch haben, sie wissen nichts. 3) Wann man recht eigentlich reden will, so vernichten einander die widersprechende Begriffe nicht. Wann ich einen Irrthum wiederruffe, so so wird ein Begriff durch den andern nicht zunichte gemacht, sonder man siehet etwas, das man entweder vorher gar nicht, oder nicht so gut eingesehen gehabt.

Was sind die Unterscheide der Dinge.

XII. „ Sextus sucht hierauf zu beweisen, man könne keine Dinge kennen, „ dann es seye kein zureichender Unterscheid zwischen denselben. Worinn soll er bestehen, „ sagt er, wer unterscheidet die Menge von der kleinen Anzahl, viel und wenig? Sind drey, vier, „ fünf, eine Menge? Müssen es dazu tausend sein? „ Aber warum nicht eben sowohl 999. oder eine geringere Anzahl, die ich finden müste, wann ich „ die Einheiten eine nach der andern abzöge.„ Dieser Schluß kan niemanden viel Mühe machen, wann man nur sich erinnert, daß viel und wenig Ausdrüke sind, die sich auf etwas beziehen. Sieben ist viel, wann ich es gegen zwey halte: und nicht so

viel

viel, wann ich es mit fünfen vergleiche. Drey tausend Mann machen eine kleine Armee, aber ein grosses Regiment aus. Hr. B. nimmt das Beyspiel* eines besoffenen Menschen an, und fragt, welcher Tropf ihn voll gemacht habe. Aber er muß selber gestehen, daß die gesunde Vernunfft uns genugsam gegen solche Spizfündigkeiten verwahrt. Man heißt des Sextus Scheingrund einen Sorites. Dieser kan einen Bauren stuzig machen, und auch wohl einem vernünfftigen Manne zuschaffen geben, der nicht ordentlich sich auf die Wissenschafften gelegt hätte: Aber keiner von beyden würde dadurch sich verleiten lassen. Sie würden dennoch sich versichert halten, daß viel und wenig zweyerley Dinge sind. Wir lieben alle eine solche Art zu schliessen, die von einer langen Kette von Schlüssen, mit Uebergehung aller der mittlern, auf einmahl den ersten und lezten zusammen verbindet: Diese Abkürzung gefällt unserer natürlichen Ungedult. Aber hingegen verfallen wir leicht dadurch in eine Verwechselung der Begriffe, und der geringste Irrthum in dem ersten Ringe, kan in den folgenden immer grösser, und endlich ganz verführerisch werden. Des Sextus Sorites, wovon wir izt handeln, kan auf folgende Weise entkräfftet werden: Die Einheit ist keine Menge, aber sie ist ihr Grund. Wann man die Einheit wiederholt, wird es endlich zur Menge. Es giebt eigentlich keine Anzahl, die an sich selbst eine Menge seye. Wann man ihr diesen Titel giebt, so ist es in Ansehung eines andern nnd kleinern. Tausend ist gegen zehen groß: und gegen eine Million klein. Man kan also, ohne Irr-

* Tom. II. p. 127.

thum, die gleiche Anzahl groß und klein nennen, nachdem die Zahlen sind, womit man sie vergleicht. Wann man also die von sich selbst bestehenden Untertheile von denjenigen wohl absondert, die nur in Ansehung unserer zu unterscheiden werden, so wird es leicht sein zu zeigen, daß man mit keinem Rechte einen gewissen Abschnitt zwischen viel und wenig fordern könne. Eine senkelrechte Linie, die auf eine andere gerade Linie gezogen wird, macht mit derselben einen geraden Winkel. Wann sie nur ein wenig zur Seiten abweicht, so verändert sich die Natur dieses Winkels. Aber zwischen den scharfen und stumpfen Winkeln giebt es eine grosse Verschiedenheit. Ein Winkel ist sehr scharf, wann man ihn mit dem einen vergleicht, und sehr wenig, wann man ihn mit einem andern zusammen hält. Eben so verhält es sich mit den Nahmen groß, klein, gelehrt, ungelehrt, reich, arm u. s. f. Aus eben diesem Beyspiel lassen sich die Einwürfe leicht ablehnen, die von dem Beyspiel eines betrunknen oder eines kahlen Mannes abgenommen werden.

Antworten die sich Sextus auf zwey Einwürfe wieder seine Lehren giebt.

XIII. Hierauf macht sich Sextus selber zwey Einwürfe, deren Krafft er abzulehnen sucht, da er sie nicht widerlegen kan. Der erste ist, daß die Zweifler selber eingestehen, es gebe in dem Menschen ein Vermögen, vermittelst welches er, wenigstens von dem Anschein, urtheilen könne. Darauf antwortet er, man ziehe daraus keinen andern Vortheil,

als

als die Einwürfe anzuhören, über welche sie, die Zweifler, hernach ungewiß und unentschlossen bleiben. Aber die Frage ist hier nicht vom Gebrauche dieses Vermögens, sondern von seinem würklichen Dasein: Dieses ist aber unläugbar, da die Seele ja offenbar sieht, fühlt, wahrnimmt, und aufs wenigste urtheilet, daß ihm die Dinge so und nicht anderst vorkommen.

Die andre Schwürigkeit trifft die Vergleichung zwischen einer Waage und dem menschlichen Verstand an. Man versichert sich von der genauen Einrichtung einer Waage bloß durch das Gleichgewicht der zweyen Schalen. Dieses, sagt man, ist das Bild unsers Verstandes, der vermittelst der Vergleichung der Begriffe sich in Stand sezt zu urtheilen. Sextus sagt hierüber ohne Scheu, dieles Gleichniß seye kindisch. Muß nicht ein Oberrichter dabey sein, nemlich die Vernunfft, die sich versichern muß, daß das Gleichgewicht der zweyen Schalen, ein Beweißthum der Güte der Waage ist. Aber auch hier weicht er von der Hauptfrage ab. Man betrachtet hier die Waage als ein Werkzeug, das für sich selber zeugen kan, und man sagt, der Verstand könne eben so, ohne die Vermittlung eines andern Vermögens, sich von der Warheit seiner Sprüche überzeugen.

Wie man zur Ueberzeugung gelangt?

XIV. Hierauf kommt er wieder zu der augenscheinlichen Ueberzeugung. Dann, so sehr er sonst seine Lehrart selber rühmt, so bringt er doch seine Einwürfe nach keiner Ordnung

vor. Er wiederholt, es gebe keinen an sich selber augenscheinlich wahren Grundsaz; dann, fährt er fort, wann ein solcher da wäre, so würden ihn alle Leute so finden. In diesem Einwurf ist Warheit und Irrthum vermischt. Der menschliche Verstand kan der sieghaften Stärke der Ueberzeugung nicht widerstehen: Aber er empfindet diese Krafft nur vermittelst dieser zweyen Bedinge, daß er nemlich Aufmerksamkeit, und Ordnung darzu gebrauche. Es verhält sich damit wie mit dem Lichte, das man auch nicht mehr siehet, so bald man die Augen zuschließt.

Natur der Zeichen.

XV. Sextus hält sich sehr auf bey den Zeichen, und sagt darüber, wieder seine Gewohnheit, ganz vernünfftige Dinge. Aber die Lust zu zanken nimmt bald wieder die Oberhand bey ihm. Ein Zeichen, sagt er, nuzt nichts, wann man es nicht eher, als das Ding kennt, welches man daran erkennen soll. Wann ich aber das Zeichen vorher kenne, so kan ich es mit dem bezeichneten Dinge nicht vergleichen, welches ich ja noch nicht kenne. Hieraus schließt er, alle Zeichen seyen unbrauchbar und unnüze, und drukt sich dabey auf eine dunkle und verworrne Art aus.

Wir wollen uns deutlicher ausdrüken. Der menschliche Verstand kan auf einmahl nicht viele Vorwürfe begreiffen. E. schreitet nach und nach von einer Erkenntniß zur andern fort. Wann er nach einer völligen Erforschung eines Dinges, in einem andern eine

Aehn-

Aehnlichkeit mit demselben antrifft, so kommt er auf die Muthmassung, diese Aehnlichkeit möchte sich wohl noch weiter erstrecken. Er sucht sich hiervon zu versichern, und verändert endlich seine Muthmassung in eine völlige Gewißheit Das erste Kennzeichen nun, woraus wir auf eine Aehnlichkeit geschlossen, verrichtet würklich die Würkung eines Zeichens, und führt uns zu einer völligen Entdekung. Ich finde hierinn keine Undeutlichkeit. Uebrigens glaubt Sextus mit unrecht, daß es nöthig seye, die Vernunfftlehre gefasset zu haben, wann man sich auf Zeichen verstehen will. Die Menschen haben die Anfangsgründe der Wissenschafften in sich selber, die hernach durch die Künste zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden. Ein Mensch der wohl singt, wird vermittelst der Singkunst noch besser singen. Und einer, der über die Natur der Zeichen richtig denkt, wird allerdings vermittelst der Logic weiter kommen, und sich der Zeichen besser bedienen.

Noch von den Zeichen.

XVI. Es giebt Zeichen, die die Vorwürfe bezeichnen, oder sie erkennen lehren. Andere hingegen bringen sie wieder ins Gedächtnüß. Die Zweifler nahmen keine ardern an als die leztern, und meinten dadurch sich aus der Schwürigkeit zu helfen, die man ihnen auf folgende Weise vorwarf. Man sagte: eure Worte müssen ja einen Verstand haben. Ihr müßt also ein Kennzeichen haben, woran ihr unterscheiden könnt, ob ihr diese Worte in ihren rechten Verstande brauchet. Aber ihre Ausflucht war gar nicht zureichend. Es war nicht genug, daß sie blosse

Zeichen in dem Gedächtnüsse hatten. Sie brauchten noch etwas, woraus sie lernen konten, ob das Gedächtnüß ihnen diese Worte getreulich, und in ihrem wahren Verstande wieder vorstellte.

Einwürfe des Sextus wider das Dasein der falschen Götter.

XVII. Hierauf kommt Sextus zu den Göttern, die er mit gutem Erfolge angreifft, weil es falsche Gottheiten sind. Er erzählt die unterschiednen Begriffe, die die Menschen sich von den Göttern gemacht haben. Seine vornehmsten Einwürfe kommen von einer alzugrossen Aehnlichkeit her, die er zwischen den Göttern und den Menschen annimmt. Er fragt, wie Gott dann die Dinge sehen und empfinden könne, ohne daß dieselben auf ihn einen Einfluß haben solten. Aber man kan mit einer algemeinen Antwort hier auskommen. Es ist nicht nöthig vollkommen auf alle Fragen zu antworten, die man alle über GOtt machen kan; so wenig als es nöthig ist, einen vollständigen Begriff von seiner Natur und seinen Würkungen zu haben, wann man bloß beweisen soll, daß ein GOtt würklich da ist, und daß eine erste, ewige, nothwendige, verständige, almächtige Ursache aller Dinge in der Welt ist. Die übrigen Einwendungen des Sextus wider die Gottheit verdienen nicht angeführt zu werden.

Von der Geometrie und Rechenkunst.

XVIII. Er bringt hierauf alles noch einmahl vor, was er in seinen Hypotyposen wider die Würklichkeit der Körper und

der

der Bewegung gesagt gehabt. Er hat darinn nichts neues gesagt, und überhebt uns also der Mühe ihm zu antworten. Ich will lieber mich bey demjenigen aufhalten, was er wider die Geometrie und Arithmetic geschrieben hat. Diese Untersuchung habe ich bis ans Ende des Capitels versparet. Die Zweifler laufen hier selber in einen engen Weg, aus welchen wir sehen wollen, wie sie sich heraus arbeiten werden. Es ist kein Wunder, wann sie die Mathematic nicht lieben. Diejenigen, die sich auf diese Wissenschafft legen, haben eine Gemüthsart, die der ihrigen gerade entgegen gesezt ist. Der Zweifler liebt die Schwürigkeiten, und der Mathematiker hingegen eine Wissenschafft, die fast niemahls einer Einwendung unterworfen ist. Jener liebt die Wortspiele, die Zweydeutigkeit, und den doppelten Verstand der Wörter. Der Mathematiker schneidet allen Anlaß dazu durch seine Schreibart und seine Erklärungen ab. Mit einem Worte, der Zweifler haßt das Licht, er scheut die Mühe, und will haben, man könne nichts wissen. Der Mathematiker hingegen glaubt blosserdings das Widerspiel. Es ist also kein Wunder, wann Sextus sich aufs äusserste bemühet, einen so starken Gegner übern hauffen zu werfen.

Heischsäze der Mathematiker.

XIX. Gleich Anfangs wörtelt er über die Heischsäze der Mathematiker. Es sind Wahrheiten, die nicht völlig in gleichem Grade augenscheinlich siud, als die Grundsäze (Axiomes), aber die man dennoch mit Grunde unmöglich abläugnen kan. Hier ist davon ein Beyspiel. Man

kan von einem jeden Punct zu einem andern eine gerade Linie ziehen. Folglich, schließt Sextus, gründen sich die Mathematiker nicht auf augenscheinlich wahre Säze, dann sie betteln sich ja aus lauter Gnade einige angenommene Säze aus, wovon sie keinen Beweiß zu geben vermögend sind. Die mathematischen Lehrer hätten vielleicht wohl gethan, wann sie das Wort postulata verändert hätten, auf welchem die ganze kleine Critic das Sextus beruhet. Aber sie gehen darinn ihrer alten Gewohnheit nach. Es giebt viele darunter, die alle neue Lehrarten hassen, und denenjenigen gar keinen Dank wissen, die eine einfältigere und mehr natürliche Ordnung einführen wollen. Aber diese Kleinigkeiten nehmen von der Sicherheit der mathematischen Beweißthümer gar nichts weg.

Mathamatischer Punct.

XLX. Ferner saqt Sextus; "Wann ein " Punct nicht ein Körper ist, so besteht der " Körper aus unkörperlichen Theilen, " wann der Punct ein Körper ist, so hat er seine " dreyfache Ausdähnung." Dieses Wortspiel haben die Lehrer der Mathematic schon lange gehoben. Ihr Punct, von dem sie sprechen, ist etwas so kleines, daß man seine Theile nicht für beträchtlich ansieht, sie nicht zählen mag, und dieselben gänzlich unterläßt. Man sagt dadurch nicht gleich, ein solcher Punct habe keine Ausdähnung; aber man hält diese Ausdähnung nicht für beträchtlich. Man nimmt auch den Nahmen eines Puncts für des äusserste Ende einer Linie, und in dieser Betrachtung kan man sagen, er

habe

habe keine Ausdähnung, weil eine Linie sich nicht weiter erstrekt, als bis an ihr Ende.

Gerade Linie.

XX. Die Einwürfe wieder den Zirkel lasse ich mit Fleiß aus, weil sie nichts bedeuten: Und will nur betrachten, was S. wieder die Bedeutung des Wortes gerade Linie anbringt. Er trägt zwey Erklärungen vor, die er beyde deswegen verwirft, weil sie in einen Zirkel zurüke gehen, und dem Verstande nichts als gleichdeutige Ausdrüke vorstellen. Hier sind sie. Eine gerade Linie ist eine Linie, die in allen ihren Theilen gleich gelegen ist. Sextus fragt. "Was versteht ihr hierdurch. Etwa daß die " gerade Linie allen ihren Theilen gleich seye? Aber " dieses ist auch von allen andern Linien wahr. " Meint ihr dadurch, die Lage ihrer Theile seye gleich- " förmig. Aber diese Erklärung ist noch minder " deutlich als das erklärte. Wiederum, worauf liegt " diese Linie? Auf einer Fläche. Dieses sagt ihr in " einer andern Erklärung, worin ihr die gerade Linie " so beschreibt, daß, wann sie um eines ihrer Ende " sich umdreht, sie mit allen ihren Puncten die glei- " che Fläche berühre. Aber dieses ist ein bloßer " Zirkel. Ihr nehmt die Linie auf einem Plane an, " und sagt hernach, diese Linie werde durch die Be- " wegung einer Linie hervorgebracht." Es ist wahr, des Sextus Einwurf ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Aber es ist bey allen einfachen Begriffen so beschaffen, daß man sie eher umschreiben, als erklären kan. Wann man zu weit gehen will, so giebt

man

man sich dergleichen Spizfindigkeiten bloß, wie diejenigen sind, die Sextus hier vorbringt. Er hat aber eine Erklärung ausgelassen, die ihm nicht hat unbekannt sein können, die er aber mit Fleiß ausgelassen hat, weil sie die beste von allen ist: Nemlich diese. Eine gerade Linie ist diejenige, die die kürzeste ist, welche zwischen zweyen Puncten gezogen werden können. Der Beweiß beruhet auf dem Grundsaz, das ganze ist grösser als seine Theile, und sie enthält eine Eigenschaft der geraden Linie. Die Erklärungen, die Sextus wiederlegt, sind im Grunde nicht verwerflich, und er hat mit Fleiß daran Fehler gesucht. Man begreift gar wohl, daß eine gerade Linie, die sich um eines von ihren Enden bewegt, einen Zirkel beschreibt.

Abtheilung einer Linie in zwey gleiche Theile.

XXI. Um zu zeigen, daß er nicht bloß zu zanken begehre, und sich in eine besondere Untersuchung einzulassen gar nicht scheue, wählt Sextus etliche Geometrische Beweise, die er umstürzen will. Ein Beyspiel ist von der Linie hergenommen, von welcher die Geometren sagen, daß keine Linie seye, die nicht in zwey gleiche Theile zerschnitten werden könne. Sextus wirft ein, wann eine Linie ungefehr aus einer ungleichen Anzahl von Puncten bestünde, und nun eine Linie den mittelsten Punct genau durchschnitte, so würden zwar auf beyden Seiten die Puncten an der Zahl einander gleich, aber deswegen kein Theil vollkommen so groß wie der andere sein, da ja funfzig nicht

die

die Hälfte von 101 ist. Sind aber die Puncten an der Zahl paar, und die Linie durchschneidet einen von diesen Puncten, so können die übrigen ja unmöglich gleich getheilet sein. Hier muß man sich erstlich erinnern, daß die Geometren durch einen Punct etwas so kleines verstehen, daß man es ohne fühlbaren Irrthum übersehen könne. Also zum E. rechnen sie, von einer Linie von 10001 Puncten, seye 5000 die Hälfte.* Aber zweytens, wann ich ja einen hundersten von einer Linie nicht für nichts halten, und also eine Linie von 101 Theilen nicht eben so genau theilen kan, so kan ich hingegen ihr 202 Theile zugeben, und alsdann ist die Theilung in zweymahl 101 ganz genau. Man kan mir nicht wehren dieses als möglich anzunehmen, da die Größe der Puncte etwas unbestimmtes ist, und hierdurch wird aller Zweifel gehoben.

Spizfündigkeiten über die Rechenkunst.

XXII. Im vierten Buche greift Sextus die Rechner an. Seine ungereimten Puncteleyen über die Einheit kommen wieder darinn vor. Man kan die Zahlen, meint er, nicht addiren, weil man die Einigkeit nicht ver-

* Dieses ist nicht genau geredet, die Puncten sind nicht unendlich kleine Theile der Linie, sonder derselben Anfänge oder Ende, und haben mit einem Worte gar keine Größe, weder eine endliche noch eine unendlich kleine. Von unendlich kleinen Größen aber wird wohl gesagt, daß man sie ohne Mißrechnung übersehen könne, wann man sie mit einer endlichen Größe vergleicht.

vergrössern kan. Eben so wenig kan man abziehen. "Dann, sagt, er, wann du eins von zehen abziehest, so ist zehen nicht mehr, sondern neune, und also ziehstu eins von dem ab, das gar nicht ist. Wiedrum, wann du eins von zehen abziehst, so frage ich, ziehstu es von den neun übrigen ab, oder von einem alleine: Wählstu das leztere, so ziehstu eines von einem ab. Nimmstu das erstere an, so verminderst du eine der neun übrigen Einheiten, und machst also die Einheit theilbar." Alle diese Zweydeutigkeiten können mit einem Worte gehoben werden. Ich entferne nemlich eine der Einheiten von den neun übrigen, die ich an ihrem Orte lasse. Stellt euch hundert Pistolen in dem Beutel eines Zweiflers vor, ich nehme zehne davon weg: Er fodert sie wieder. Ich aber sage ihm, zählt sie, es sind ihrer nur neunzig, wie habe ich sie dann von hundert abziehen können, welches ja nicht würklich da gewesen, von dem übrigen habe ich sie auch nicht genommen, dann dieses ist noch ganz. Er würde gewiß mit dieser Münze sich nicht abspeisen lassen. Ich merke im vorbeygehen an, daß die dogmatischen Lehrer gleichfalls allerley Thorheiten über die Zahlen gesagt haben, wie man aus der verwunderbaren Tetras des Pythagores sehen kan, als worinn, nach seiner Meinung, die Harmonie, die Schönheit, das Leben enthalten gewesen, so daß, wer vier sagt, alles sagt. Wir müssen uns um desto weniger über die Abwege der Zweifler verwundern.

Baylens Bemühungen wieder die Mathematic.

XXIII. Hr. Bayle hat auch den Geometern den Krieg angekündigt, aber mit weniger Ehre. Er verstund die Mathematic nicht, und wolte doch davon urtheilen. Dieses that er bloß aus allzugroßer Zuneigung zur Pyrrhonischen Lehre, und wolte nicht leiden, daß eine Wissenschaft sein solte, die sich rühmen könte, man habe sie nicht angetastet. Er nimmt einen Einwurf dawieder von den lebhaften Streitigkeiten her, die zwischen einigen Lehrern der Mathematic gewaltet haben. Aber worüber haben sie dann gestritten? Wäre Bayle davon unterrichtet gewesen, so würde er wohl gesehen haben, daß alles entweder auf einige Wortstreite heraus kömmt, die über gewisse einfache aber sehr subtile Materien gemacht worden: oder auf vermischte Materien, an welchen die Physic einen Antheil hat. Die meisten dieser Streitigkeiten sezen auch nicht einmahl die Wahrheit einer Auflösung in Zweifel, sie betreffen nur den Vorzug der einen vor den andern. Man kan also hieraus kein Vorurtheil wieder die Mathematic erzwingen, und vielmehr aus der vollkommenen Einigkeit, die zwischen den Lehrern der Mathematic in allen andern Fällen herrschet, auf ihre Gewißheit schließen. Dann diese Uebereinstimmung ist nicht eine nothwendige Folge ihrer friedlichen Gesinnung, weil sie auch zu streiten wissen, sonder sie muß aus der Natur selber der Materien folgen, da ihr Gemühte den Vorurtheilender Sinnen, der Auferziehung, und dem Einflusse der Leidenschaften eben sowohl unterworfen ist, als bey anderen Gelehrten. Man hat die unbestimm-

stimmten Ausdrüke aus der Mathematic abgeschaft, man läßt nichts ohne eine genaue Erklärung hingehen: Ein Erweiß folget dem andern, und kan nicht begriffen werden ohne den vorhergehenden. Durch diese Mittel hat man ein Gebäude von Wahrheiten aufgerichtet, in welchem nicht das geringste von Ungewißheit Plaz hat. Die Einwürfe, die man wieder die Linien und die Puncten der Geometren macht, werden leicht von ihnen wiederleget. Hr. B. hat einige von dieser Art zusammen gesucht, und mit einer großen Leichtgläubigkeit vorgetragen. Man hat Mitleiden mit ihm, wann er erklären will, was man durch unendlich kleine Größen verstehe. Aber er wußte wohl, die Anzahl seiner mathematischen Leser würde gegen die andern nur klein sein, und unter diesen wenigen würde sich vielleicht niemand finden, der sich die Mühe gäbe, ihn zu wiederlegen.

Ende des ersten Theiles.

Zwey-

Zweyter Theil

in welchem man dasjenige untersucht, was Hr. B. zum Behuf der Pyrrhonischen Zweifelsucht vorgebracht hat.

1. Abschnitt.

Anmerkungen über Hrn. B. Gemüthsart und die Absicht seiner Werke.

I.

Hr. Bayle anzugreifen ist gefährlich.

Der neue Feind, den wir izt angreifen wollen, ist in verschiednen Absichten viel gefährlicher, als der vorhergehende. Man kan ohne die geringste Scheu den Sextus beurtheilen, kein Leser wird sich seiner annehmen. Aber wann man auf eine gleiche Art den Hrn. B. zur Untersuchung vornehmen, und nichts von demjenigen ungeahndet lassen will, was er gefährliches und vermessenes gesagt hat, so wird man schwerlich bey vielen

allerley anstößige Urtheile vermeiden. Man hat aber wenig sich darum zu bekümmern, so bald es um die Aufnahme der Wahrheit und der Religion zu thun ist. Wann Hr. B. noch lebte, wann seine Anhänger noch weit zahlreicher wären, so würde die Menge derselben einen wohlgesinnten Schriftsteller nur anfrischen. Wann ich in der Arbeit, die ich unternehme, nicht vollkommen glüklich bin, so wird die Güte der Sache selber für mich sprechen, und ich werde mich wenigstens damit trösten, daß ich für einen Schriftsteller die Bahn gebrochen habe, der eine vollständige Wiederlegung unternehmen würde.

Gaben des Hn. Bayle.

II. Hr. B. hatte gewißlich große Gaben: man müßte sich vom Neide gänzlich regieren lassen, wann man es läugnen wolte. Er besaße eine leichte Schreibart, eine vollkommene Deutlichkeit, so oft er deutlich sein wolte, eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, eine unermessene Belesenheit, eine gewöhnlich gewisse und scharfsinnige Critic, ein treffliches Gedächtnüß, eine Geschiklichkeit im Vortrag, in der Behandlung einer Materie, und in der vollständigen Aus-einander-Sezung einer Frage. Ein solcher Mann ist es mit dem ich es aufnehme. Ich sehe es wohl, aber ich erschreke doch nicht.

Anhänger des Hn. B.

III. Hr. B. hat noch mehr Vortheile. Er hat sich Anhänger gemacht, die seine Sache führen, und die durch ganz andern Springfedern belebt werden. Die Gottesgelehrten, deren angenommenen Säze er vorgeblich vertheidigt, schlie-

schließen die Augen vor seinen andern Fehlern zu, die sie ihm in Betracht der von ihm erhaltenen Hülfe zu gute halten.* Sie freuen sich, daß ein so scharfsinniger Mann ihre Begriffe gut heißt. Aber ists dann wohl möglich daß sie nicht merken, wie er ihrer spottet, und wie er ihre Meinung nur deswegen vorzieht, weil sie mit den meisten Schwürigkeiten umgeben ist, und er dabey am meisten Vortheil findet? Seine Haupt-Absicht ist zu zeigen, daß der Glaube wieder die Vernunft streitet: Deswegen stürzt er sich ins Finsternüß, und in diejenige Parthey, wo die Dunkelheit die Oberhand hat. Wie können dann die Gottesgelehrten einen Mann unter ihre Beschüzer zählen, der um desto gefährlicher ist, weil er sie nur verrähterischer Weise angreift, und ihre Meinungen darum vorträgt, daß er ihre Ungereimtheit handgreiflicher machen könne.

Andre Gönner des Hrn. B.

VI. Eine andere und weit zahlreichere Art von Leuten sind diejenigen, die den Hn. B. lieben, weil er ihres Herzens Verderbnüß berngünstigt, und ihnen einen Zeitvertreib schaft, der völlig nach ihrem Geschmake ist. Dieses ist die Hauptursache, warum B. so viel Leser und Gönner gefunden hat. Man läßt sich sein Buch gefallen, und solte man ja etwas hin und wieder finden, das anstößig wäre, so verzeiht man es ihm dem angenehmen Vortrag zu gefallen. Die reizende Verschiedenheit, die Verknüpfung der Geschichte und der nachdenklichen Anmerkungen, herrschen in B. Werken, sie zerstreuen und betaüben bisweilen den Leser so, daß

* Diese Zeit ist vorbey und jedermann kennt den B.

er daß aufs feinste zubereitete Gift, ohne es recht gewahr zu werden, hinunter kriegt.

Wem des Hrn. B. Wiederlegung Nutzen schaffen könne?

V. Es sind also nur wenige Leute übrig, die weder einige Vorurtheile, noch das herrschende Verderbnüß dieser Zeiten eingenommen, und bey denen man einen glükliche Würkung für die Bemühung zu hoffen hat, die man wieder den Hrn. B. anwendet. Aber so klein als diese Anzahl sein mag, so ist sie doch in den Augen eines vernünftigen Verfassers weit beträchtlicher, als der entgegengesezte Haufe. Es giebt unter eben diesem ohnedem noch viele, die nicht gänzlich von deß Hrn. B. Meinungen eingenommen sind, und die durch diese Arbeit bewogen werden ihm zu mißtrauen. Andere haben ihn noch nicht gelesen, und lernen dabey, daß sie dieses mit Vorsicht thun müssen. Und es möchte endlich von dem Ausgang unsrer Arbeit noch so sehr zu zweiflen sein, so würde sie dennoch von ihrer wahren Gründlichkeit nichts verlieren.

Offenbare Zweifellehre des Hrn. B.

VI. Hr. Bayle war ein Pyrrhonier, und seine Absicht war des Pyrrho Meinungen einzuführen. Ich darf dieses zuverläßig, und ohne die geringste Furcht sagen, wiederlegt zu werden. Man kan von dem Gemühte eines Mannes nicht anders urtheilen, als aus seinem Lebwesen, und aus seinen Schriften. Nun kan man unmöglich leugnen, daß des Bayle Wörterbuch nicht ein bloßes Gemische von allerley Anmerkungen seye, die dahin gehen, daß des Lesers Ge-

Gemühte mit Zweifel gefüllt werden, und die Hofnung gänzlich verlieren möge, die Wahrheit zu finden. Ist es um eine Geschichte zu thun? je bessere und ansehnlichere Zeugen dieselbe bestärken, je mehr sucht Bayle die Gewißheit derselben zweifelhaft zu machen. Handelt B. von einer Wahrheit? je deutlicher sie ist, je mehr liegt sie ihm zur Last, und je sehnlicher sucht er die Gründe umzugraben, worauf sich ihr Beyfall befestigt. Beyspiele hievon zu geben, wäre zu weitläuftig. Man müßte seine ganzen Werke her erzählen. Es ist besser diese Beweißthümer unter einige Hauptclassen einzutheilen, wie ich nachwerts thun werde. Indessen kan es der Leser als eine Wahrheit annehmen, deren Beweißthümer er nicht lange müssen wird. Man entdekt seine Liebe zur Ungewißheit durch alle die verschiedenen Personen, die er vorstellt: wann man nur ein wenig scharfsichtig ist, so wird in allen der Fürsprecher der Pyrrhonischen Lehre verborgen liegen.

Verlangen nach Ruhm.

VII. Neben dieser algemeinen Absicht hat Hr. B. auch andere gehabt, die ihn dahin verleitet. Die Begierde sich einen Nahmen zu machen ist nur alzuoft die wahre Absicht, warum ein Verfasser die Feder ergreift: und wann sie ihn nicht einzig bewogen hat, so hat sie doch zu seinem Entschlusse etwas beygetragen. Hr. B. war zwar ein Weltweiser, aber er war doch ein bloßer Mensch, wie andere: und war von dem übrigen nur im mehrern oder mindern unterschieden. Er hatte unsäglich viel gelesen und gesammlet: Hierauf entschloß er sich diese Sammlungen sich zu Nuzen zu ma-

machen, und vermittelst des glüklichen Verstandes, den ihm die Natur gegeben hatte, sie in eine Verknüpfung zu bringen. Wann seine Absicht nicht gewesen wäre, nichts von seiner Belesenheit unbrauchbar zu lassen, so würde man unmöglich den Grund finden können, der ihn bewogen, so viele besondere, und oft gänzlich gleichgültige Umstände, so viel weitläuftige Ausschweiffungen, und insonderheit so viel unreine und ärgerliche Beschreibungen in sein Werk einzurüken, von denen wir folglich mit mehrerm handeln werden. Man kan fast sagen, die Pyrrhonisterey und die Ehrsucht haben sich bey ihm bestritten. Die erstere hat ihn bewogen einige von seinen besten Arbeiten so zu verkleiden, daß auch die scharfsinnigsten sich von der Spur verleiten lassen. Er spricht davon, als wann sie ihn nichts angiengen: Er sezt allerley daran aus, und führt sich ganz gleichgültig dagegen auf. Man merkt wohl, daß dieses eine von den Wegen zur Zweifellehre ist. Aber hingegen änderte er bald diese Aufführung, wie es um sein Wörterbuch zu thun war. Er hatte anfänglich vorgenommen seinen Nahmen zu verbergen, aber er sezte ihn doch auf den Titel, und ließ sich dazu, wie er sagt, fast zwingen. Aber er hatte dazu zwey verborgene Ursachen, dann erstlich that er dadurch seiner Eigenliebe etwas zu gut: Und dann war es ohnedem nicht möglich sich zu verbergen, weil Hr. B. seine Freunde um einige Articul ansprechen, sie hin und wieder Raths fragen, und seine Arbeiten den grösten Theil der gelehrten Welt bekannt machen mußte.

Ob man Hrn. B. beschuldigen könne etwas aus Eigennuz gethan zu haben.

VIII. Es scheint unwahrscheinlich, wann man sagen wolte, der Eigennuz hätte auch einigen Antheil an den Schriften des Hrn. B. gehabt. Er hat ein Philosophisches Catheder, und was noch mehr ist, die darmit verknüpfte Besoldung verlohren. Er hat sich von allen äusserlichen Lebens-Mitteln beraubt gesehen ohne sichs fast merken zu lassen. „Er stund „ sein Unglük als ein Weltweiser aus, der alles das„ jenige für unnöthig ansieht, was ihm mangelt, „ und für welchem die Mäßigkeit und der Haß alles „ Eigennuzes ein gewisses Auskommen ist. Den„ noch fand er sich etwas betreten, da er nicht nur „ seine Bedienung verlohr, sonder auch, weil sie ge„ währt, gar nichts gesammlet hatte.„ So schreibt der Verfasser seiner Lebens-Beschreibung, und nach einem solchen Beweißthum scheint es nicht möglich zu sein, den Hrn. B. zu beschuldigen, daß er einige geizige Absichten bey Verfertigung seiner Werke gehabt habe. Es wäre aber dennoch vielleicht nicht so gar schwer, beyde Meinungen mit einander zu verbinden. Aber wir wollen, ohne uns damit einzulassen, fragen, wie man seine Vertheidigung der vielen unkeuschen Stellen in seinen Werken entschuldigen wolle? Und wie sich dieselben mit seiner gerühmten Weltweisheit betragen? Der Leser mag Richter sein. Er meint sich dadurch zu rechtfertigen, daß dergleichen aufgewekte Stellen unentbehrlich wären, ein so weitläuffiges Werk angenehm zu machen, und er läßt heimlich sich merken, die Haupt-Absicht bey diesen anzüglichen Stellen seye gewesen, seinem Buchhändler einen guten Abgang zu verschaffen. Dieser Be-

wegungs-Grund ist gewiß schimpflich. Soll ein Weltweiser sein Buch mit unzüchtigen Stellen beflecken, auf das er ein desto glüklicheres Werkzeug der Begierigkeit eines Buchhändlers sein möge? Heißt dieses nicht seine Feder beschimpfen? Hat B. dadurch erwiesen, daß ihn kein Eigennuz regiert? Ist er nicht dadurch gegen sich selber im Wiederspruch?

Absicht, seinen Feinden wehe zu thun.

IX. Endlich hat er in diesem grossen Werke sein Mühtgen an gewissen Leuten kühlen wollen, die seinen Haß mit Recht oder mit Unrecht verdient gehabt. Es giebt einige Personen, wieder die er einen unversöhnlichen und beständig arbeitsamen Haß zeigt. Er verliert keine Gelegenheit sie lächerlich zu machen, sie mit einer beissenden Satyre durchzuhecheln, und sie bey der Nachwelt mit den schwärzesten Farben abzumahlen. Ich will bey dem einzigen Hrn. Jurieu bleiben. Laßt es gut sein, daß Herr B. Ursache gehabt, diesen Mann zu hassen. Ich nehme die Vertheidigung des Hrn. J. gar nicht auf mich. Aber steht es dann einen edlen Gemüthe wohl an, das Angedenken des erlittenen Unrechts zu verewigen, und alle Augenblicke davon Meldung zu thun. Wann Hr. B. sich der Pflichten des Christenthums ja entschlagen wolte, so solte er bloß als ein Weltweiser keinen so heftigen Affect haben bliken lassen. Er rafft die geringsten Kleinigkeiten zusammen, um Gelegenheit zu finden, dem Hrn. J. wehe zu thun. Bald spricht er von einem Gelehrten, der sich nicht, wie Hr. J., in offentliche Händel gemischt, noch in heimliche Kunstgriffe von Privatpersonen vertiefft hat. Bald weiß er einen,

der keine Lobsprüche gesucht hat, bald einen andern, der sich durch Einbildungen einnehmen lassen. Des einen Frau ist bescheiden und haushältig, eine aber satyrisch, und spötterisch gewesen. An allen Orten aber kommt J. wieder vor. Beseht die Artikel Ancillon, Luther, oder schlagt sein Wörterbuch auf, wo ihr wollt, und ich müste sehr unglüklich sein, wann ich nicht wetten dörfte, ihr werdet ein Beispiel von dem aufschlagen, was ich gesagt habe. Alles dieses kommt mit der Weltweisheit und der pyrrhonischen (Araraxie) Unempfindlichkeit des Hrn. B. nicht wohl überein.

Man spürt alle diese Absichten in seinem Wörterbuche.

X. Wir haben die vermuthlich vornehmsten Gründe des Hrn. B., die ihn bewogen haben zu schreiben. Man sieht wohl, daß diese Absichten eben nicht gar zu wohl dienten, ein vollkommen unpartheyisches, und gemeinnüziges Werk zu bewürken: Auch hats die Folge überflüßig erwiesen. Man kan den üblen Gebrauch nicht genug bedauren, den dieser Mann von seinen schönen Gaben gemacht hat. Er besaß eine vortreflich flüchtige und leichte Schreibart, eine seltne Nettigkeit in seinen Begriffen: und beyde Gaben hat er offt mit Fleiß ungebraucht gelassen, weil er die wichtigsten Materien dunkler machen wolte. Er war zu den grösten Sachen tüchtig, er war gebohren sich die Hochachtung und die Erkenntlichkeit späterer Zeiten zuzuziehen. Und dennoch hat er an tausend Orten sich bey Tändeleyen aufgehalten, über gleichgültige Tage, Auflagen, und andere keines verständigen Mannes Aufmerksamkeit verdienende Kleinigkei-

ten grosse Abhandlungen geschrieben. Ich will aber so fort ein kurzes Verzeichnüß der Mittel angeben, die Hr. B. gebraucht, um die oben bemeldeten Absich. ten zu erreichen.

Worum Hr. B. ein Wörterbuch geschrieben.

Erstlich hat er die Gestalt eines Wörterbuchs erwählt. Diese Ordnung ist ihm am bequemsten vorgekommen, um seine Anschläge zu vollführen, und er hat verschiedene Freyheiten dabey gebraucht, die man ihm ziemlich zweifelhaft machen könte. Er braucht diesen Titel als einen Schild, um viele Pfeile abzuweisen, aber wider alle reicht er nicht zu. Es ist wahr, er konte wohl schwerlich eine bequemere Art sein Buch einzurichten wählen. Seine Absicht aber, seine Belesenheit und seine Sammlungen anzuwenden, aber diese enthielten so sehr verschiedene Dinge, daß sie in keiner andern Ordnung zusammen gebracht werden konten. Wie hätte er theologische, philosophische, historische Abhandlungen, kleine satyrische Stiche, unbekannte und ungebührliche Heimlichkeiten, schmuzige Mährgen, und, mit einem Worte, das allervermischteste Gemenge von Dingen in ein anders Buch bringen können? Das einzige Mittel, nichts davon zu verlieren, war wohl die alphabetische Ordnung, und der Kunstgriff, unbekannte Leute aus der Vergessenheit zu reissen, ihr Leben in zweyen Worten vorzutragen, aber unter dem Text solche Anmerkungen hinzuzusezen die nicht in den Stof gewoben, sondern nur gestikt sind. Auf diese Art hat er alles angebracht, und keine Zeile verlohren. Das Werk ist so weitläufftig geworden, als er selbst gerne gewolt, und

alles

alles hat ihm gedient, es mochten angeführte Stellen aus andern Büchern, oder eigne Gedanken sein. Er gewann dadurch die Freyheit nichts zu sagen, als was er wuste, und fand sich nicht genöthigt etwas tief zu ergründen; war er müde etwas zu überdenken, so schloß er den Artikel, und fieng einen andern an. Er erhielt dabey die beste Gelegenheit, die Zweifellehre heimlich einzuschleichen, so oft er wolte. Es mochte eine Geschichte oder eine Warheit angehen, es kam allemahl zu rechter Zeit, und war niemahls an unrechten Orte. Endlich gewann er dabey den Ruhm eines überall beschlagenen, und aller Wissenschafften kundigen Mannes, und erwarb einen grossen Nahmen, ohne viele Arbeit. Dann wann man von seinem Wörterbuch wegnehmen wolte, was dem Hrn. B. nicht zugehört, wann man die eingeschikten Abschnitte, die angeführten Stellen, die überflüßigen Anmerkungen, die Wiederholungen, die unzüchtigen Blümgen abrechnete, und dem Verfasser nur die Früchte seiner eigenen Ueberlegung liesse, so würde man gewiß sich verwundern, daß jemahls von einer Arbeit so viel Wesens gemacht worden, die bey weitem so groß nicht ist, als man sie ausrufft.

Absicht bey dem unzüchtigen Stellen.

XII. Hr. B. hatte noch ein anders Mittel, sich Leser und seinem Buchhändler Käuffer zu verschaffen. Dieses waren die unreinen Erzählungen, davon seine Werke voll sind. Wir könten sehr vieles dabey anmerken, aber man kan den Hrn. B. nicht wohl beurtheilen, wann man nicht seine Werke auseinander reißt und ganze grosse Stellen ausschreibt. Ich will aber hier nicht

in

in das inwendige des Hrn. B. gehen; ich will nicht fragen, wie es möglich gewesen, daß bey einer äusserlichen Bescheidenheit und einem eingezogenen Wesen, er dennoch mit mehrer Ungebundenheit schreiben können, als andre, die sich der Wollust ganz ergeben haben. Er macht niederträchtige und grobe Anmerkungen, er zieht gemeine und unzüchtige Mährgen hervor, er sucht recht alle Gelegenheiten etwas gefährliches und anzügliches zu sagen, und solche Dinge zu schreiben, die dem Verderbnüß des menschlichen Herzens schmeicheln. Muß man nicht hierbey sich der Regel erinnern: dessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Es ist sehr schwer, die Reinigkeit seines Gemüthes beyzubehalten, wann man so häuffig mit unreinen Bildern sich beschöfftigt. Ich will auch den Hrn. B. nicht biß in alle Winkel seiner Entschuldigungen verfolgen, in welchen er seiner Richter nur gespottet und Gelegenheit gefunden hat, neue Zoten anzubringen. Diese Arbeit wäre für mich, und insbesonder in einem Auszug, eine allzu weitläufftige Arbeit. Wer des Hrn. B. Verurtheilung lesen will, kan sie in seinen eignen Werke an einem Orte finden, wo er mit einer unbeschreiblichen Dreistigkeit die Aufführung verdammt, deren er sich selbst so offt schuldig gemacht hat. Er ist auch in diesen Fehler nicht aus Mangel eines seinen Geschmakes, oder aus einem Unvermögen seine Gedanken gemäßigt vorzutragen, gefallen. Er besaß vollkommen die Kunst, einen unreinen Gedanken in züchtige Worte einzukleiden. Es ist auch ganz ungegründet, wann er sich damit entschuldigt, daß er nur andrer Leute Worte anführe: Was konte er für Ursa-

chen

chen haben, solche Stellen zu wiederholen, worinn auch so gar der bürgerliche Wohlstand beleidigt wird.

Er greifft die Grundwarheiten an.

XIII. Der Hr. B. hat hauptsächlich gesucht, die allerdeutlichsten Grundwahrheiten umzustürzen. Es giebt fast keine Wissenschaft, die er nicht auf diese oder jene Art verdächtig zu machen gesucht, und wenig wichtige Wahrheit, die er nicht getrachtet hat, zum wanken zu bringen. Wann der Geist des Pyrrho in ihn fährt, so schonet er keines Menschen und keiner Wahrheit: Die Religion hat nichts so geheiligtes, davon er nicht als ein abgesagter Feind gesprochen habe. Seine Hauptabsicht ist, den Glauben und die Vernunfft gegen einander aufzubringen und zu beweisen, daß die Heilswahrheiten kein Vorwurff der Vernunft, sondern ein blosser Befehl des Glaubens sind. Er verdekt zwar diese Absicht unter einen scheinbaren Vorwand, als wann er die Vernuufft demühtigen, und durch die Verkleinerung ihrer Einsicht zwingen wolte, sich bloß dem Glauben zu unterwerfen. Aber es ist nicht nöthig sich hier in einen langen Streit einzulassen. Wie kan man sich von der Wahrheit und der Göttlichkeit der heiligen Schrifft überzeigen, wie kan man ihren Verstand einsehen, wann beydes nicht durch Hülfe der Vernunfft geschieht? Kan etwa Hr. B. ein anders Mittel angeben, das die Stelle von diesem vertreten könne? Aber dieses war gewiß seine Absicht nicht. Er wolte die Menschen nur gewöhnen, ohne Widerwillen zuzusehen, wie man die ehrwürdigsten Wahrheiten umstossen, und einen algemeinen Zweifel einzuführen, arbeitet.

XIV.

Gebrauch der Figuren und Vergleichungen bey Hrn. B.

XIV. Die Zierahten der Wohlredenheit, waren in des Hrn. B. Gewalt. Er weiß durch Figuren, und insbesondre durch Vergleichungen, die er sehr offt gebraucht, die Leser zu bethören. Er kan einen Vorwurf unter verschiedenen Sachen vorstellen, nachdem es seinen Absichten dienet. Er sagt manchmahl das Widerspiel von dem, was er anderswo geschrieben, er rühmt, was er sonst getadelt, oder schilt, was er sonst heraus gestrichen, manchmahl aus einem blossen Einfall, und am öfftesten aus Liebe zur Zweifellehre. Aber er mag sagen was er will, so weis er es allemahl so reizend einzukleiden, er liefet seine Ausdrücke so künstlich aus, er macht seine Beschreibungen so angenehm, daß, ohne eine ungewöhnliche Vorsicht, man seinen Stricken nicht entgehen kan.

Seine Weltweisheit.

XV. Er hat sich die Weltweisheit recht zu Nutzen gemacht. Er hat sich zwar den Titel des Roterdamschen Philosophen erworben, er hat sich als einen solchen selber halten lassen, und damit Staat gemacht. Aber indessen bin ich genugsam versichert, daß die Weltweisheit nicht diejenige Wissenschafft ist, worinn er die meiste Stärke besessen. Wann seine Art zu denken und zu schliessen einige Stärke hat, so ist dieselbe nicht eigentlich die Würkung seiner Vernunfftlehre, sondern sie gehört seiner eigenen natürlichen Fähigkeit zu. Wann er gewisse Vorwürfe tief ergründet, so geschiehet solches entweder mit fremder Hülfe, oder weil ihm dieselben besonders gemein und bekannt gewesen. Aber überhaupt hatte er nichts als die Peripatetische Philoso-

phie studiret, und keine andre kennen gelernt. Die neuen Entdeckungen sind nicht bis zu ihm gekommen, oder er hat versäumt, dieselben sich bekannt zu machen. Die blossen Ausdrücke der Schule, und die rohtwelsche Sprache ihrer Lehrer war ihm vollkommen geläuffig, und er hat sich derselben vortreflich bedient. Niemand hat eine allgemeine und unbestimmte Metaphysic besser sich zu Nutz gemacht. Es ist sehr warscheinlich, daß er in den Schulen disputirt, und an dieser Bemühung einen Geschmak gefunden, und daß er auch wohl gar seine geschriebnen Aufsätze behalten, und darans ganze Stücke gezogen, die er seinem Wörterbuch einverleibt. Nichts ist bequemer, wann man einen ungeübten Leser irr machen, und den unwissenden Staub in die Augen werfen will. Wann es dem Hrn. B. an Kräfften gefehlt einen Vorwurf anzugreiffen, so sucht er seine verrostenden Waffen hervor, er bringt Stösse an, die eigentlich nur in die Lufft gehen, aber dennoch einen Lärmen machen. Wann er lange gescharmützelt hat, rufft er selber seinen Sieg aus. Diejenigen, die nicht begreiffen, was er indessen gethan, glauben ihm auf sein Wort, und er hat doch so viel gewonnen, daß er etwas zweifelhafft gemacht hat.

Unordnung seiner Materien.

XVI. Eine andere List, die wir schon Gelegenheit gehabt anzuzeigen, besteht in der Ordnung der Materien. Er führt niemahls einen Vorwurf in einem fort zum Ende, sondern er verschikt den Leser von einem Siehe auf ein anders, von einem Bande in dem andern, und macht also diejenigen müde, die ihn etwa mit einer al-

alzugrossen Hartnäckigkeit in seinen Labyrinthen verfolgen wolten. Wann man seine Lehrart obenhin ansieht, so scheint sie ganz natürlich, und man glaubt fest, man sey ihm für den Fleiß verbunden, womit er des Lesers Aufmerksamkeit beybehält. Man kan aufhören zu lesen wo man will. Man wird mit verschiedenen Streitigkeiten verschont, die vielleicht selbst der Hr. B. nicht hätte angenehm machen können, man trifft sie nicht an einem Stücke ausgeführt an, man findet sie unvermerkt, und läßt diese Art zu widerlegen sich sehr wohl gefallen. Aber Hr. B. hat ganz andere Absichten. Er hat gesucht, gewisse Begriffe und Grundsätze dem Leser heimlich beyzubringen, auf welchen sich seine ganze Lehre gründet. Heute liest man einen Beweißthum für den Zweifel, und morgen einen andern. Man findet derselben so viele, daß endlich einer seine Würkung thut, und man sieht desselben Fehler nicht so ein, wie man wohl thun würde, wann die Beweißthümer in einer Folge zusammen hiengen. Es sind Schlüsse, die er aus einer Begebenheit, aus einer critischen Anmerkung, aus einem unzüchtigen Einfall macht. Man läst sich nicht einfallen, seine Schlüsse so genau abzuwegen, und inzwischen machen sie einen Eindruck, bis endlich das Gifft sich in das Gemüthe schleußt. Hat Hr. Huets Schrifft dergleichen Würkungen gehabt? Es waren ja die gleichen Meinungen, und so gar die gleichen Beweise. Aber man fühlt leicht in Hrn. Huets Arbeit, wo die Beweise zusammen hangen, daß die Gründlichkeit fehlt. Dahingegen die zerstreuten Gedanken des Hrn. B. den Leser unvermerkt hinführen, wo er will.

Seine Widersprüche.

XVII. Das lezte Mittel, das Hr. B. gebraucht, ist sich selber zu widersprechen. Seine Werke sind voll dergleichen Widersprüche, die nicht dem Scheine nach, sonder in ihrem inneren Wesen Widersprüche sind. Man kan sie ihm mit keinem Rechte so vorwerfen, daß man sie dabey für blosse Uebersehungen hielte. Was er darinn gethan, ist mit guten Willen nnd Ueberlegung geschehen. Er war viel schlauer als Sextus Empiricus, der ein groß Buch voll Erklärungen, und Unterscheidszeichen geschrieben, und in demselben eine systematische Ordnung beobachtet hat. Hr. B. folget einer gar viel natürlichen Lehrart, er geht mit seinen Exempel vor, er lehrt die Pyrrhonischen Zweifelsätze, und übt sie zugleich auch aus. Es würde also eine überflüßige Mühe sein, diese einander entgegen gesezten Stellen des Hrn. B., die er in grosser Zahl hat, mit einander zu vergleichen. Er selbst, wann er in die Welt zurück kommen könte, würde über diese Bemühung lachen. Dieser Kunstgriff war im übrigen ganz wohl ausgedacht, um ihm Leser zu verschaffen. Ein Mann, der das ja und nein vertheydigt, der hier weiß und dort schwarz für wahr hält, und der zugleich für einen geschickten und überlegenden scharfsichtigen Mann gehalten wird, ein solcher Mann muß nothwendig sehr wahrscheinlich machen, es sey alles zweifelhafft.

XVIII. Ich halte diese Vorstellung der Mittel für zureichend, die Hr. B. zur Erhaltung seines Zwecks gebraucht hat. Ein Leser kan daraus

sich von seinem Gemüthscharacter genug versichern, und von seinen Schrifften ein gegründetes Urtheil fällen. Dieses ist nun der Schriftsteller, den wir angreiffen wollen. Man fühlt wohl, wie schwer es sein muß, ihm nachzufolgen, und ihn aus seinen Festungswerken zu treiben. Aber man siehet zugleich, daß diese Schwürigkeit mehr von seiner List als von seiner Stärke herrührt.

Zweyter Abschnitt.

Von den Gründen der Zweifellehre überhaupt, und insbesondre von der Logicalischen Zweifellehre.

I.

Absicht dieses Abschnittes.

Wir wollen nunmehr, so viel es möglich ist, dem Hrn. Bayle nachfolgen, und die verschiednen Vorwürfe durchgehen, auf welche er gesucht hat eine Dunkelheit zu werfen. Man kan hierbey nicht viel Ordnung erwarten, es ist auch fast nicht möglich dieselbe beyzubehalten, wann man dem Hrn. B. dahin nachgehen will, wohin es ihm gefallen hat, auszuschweiffen.

In diesem Abschnitte haben wir drey Hauptmaterien abzuhandeln. Wir wollen beweisen, daß eine überzeugende Deutlichkeit möglich ist: daß man Ursache hat sie zu suchen, und daß man der Vernunfft absagen muß, wann man diese Nachforschung fahren läst.

Hr.

Hr. B. erkennt selbst, daß eine Ueberzeugnng statt findet, daß es Kennzeichen giebt, woran man sie kennen kan, und daß die einen Sätze deutlicher als die andern sind. Dieses alles bekennt er im V. Theil der Antwort auf die Frage eines Mannes vom Lande. * Dieses Geständnüß kan mit dem ansichhalten eines wahren Pyrrhoniers nicht wohl bestehen, worauf sich die Pyrrhonische Lehre gründet, und welches einen gleichen Grad von Deutlichkeit in allen Fällen annimmt. Er sagt ferner, es gebe gewisse Sachen, die man nicht wohl mit einander verknüpfen könne, als die Vorsehung Gottes, und die Freyheit des Menschen, da sie doch beyde ganz unzweifelbar seyen. Nimmt er dieses an, so hat keine Zweifelsucht über die Vorsehung Gottes, nnd ein vermeintliches böses erstes Wesen statt. Dann, wann schon die Vernunfft nicht erklären kan, wie sich das Uebel mit einer Vorsehung und einem gütigen Urwesen verträgt, so ist sie deswegen nicht berechtigt, die Möglichkeit der Sache selber zu läugnen.

Widerspruch der Geheimnüsse des Glaubens und der augenscheinlichen Wahrheit.

II. Es ist wahr, bald darauf widerspricht sich Hr. B. selber, und will erweisen, die Vernunfft stelle dem Glauben augenscheinliche Begriffe entgegen. Aber wie kan er denn die Würklichkeit dieses Widerspruchs erkennen, wann er nicht sagen kan, daß er selbst einen deutlichen Begriff von der offenbarten Wahrheit habe? wie kan er, sagt der Hr. Bernard mit allem Recht, dieses mit einer

* Reponse aux Questions d'un Provincial c. 24. p. 311. 314. 318.

elenden Vernunfft beweisen, von welcher er selber sagt, man könne keinen festen Grund darauf bauen? Hr. B. kömmt hier sehr ins Gedränge. Er kan wohl läugnen gesagt zu haben, die Vernunfft betriege sich immer: Es ist genug daß er deutlich sagt, man könne mit keiner Zuverläßigkeit wissen, daß sie sich nicht betriegt. Hr B. bringt aufs hartnäkigste einen Beweis-Grund wieder die Dreyfaltigkeit wiederholter maßen vor, auf den man schon gar öfters geantwortet hat. Hr. B. gründet sich darauf, daß zwey Dinge, die in einem dritten übereinkommen, auch unter sich übereinstimmen, müssen. Mit diesem Grundsaze, sagt Hr. B. steht die Dreyeinigkeit in einem Wiederspruche. Aber weiß er dann nicht mehr, daß es unzählbare Dinge giebt, die sich in einem gewissen Puncte unähnlich sind, ob sie wohl in andern übereinkommen? Die verschiedenen Würkungen an unserer Seele sind ja allerdings die verschiedenen Zustände desgleichen Dinges, aber sie sind darum doch verschiedene Zustände. In dem gleichen Wesen kan sich die Einheit und die Vielfältigkeit wohl zusammen befinden. Es ist wahr, wir wissen die Natur dieser Unterscheide nicht, so wie sie sich in GOtt selber befinden: Aber es ist auch hier von dem unendlichen Wesen die Rede. Eine Sache ist nicht gleich wiedersprechend, so bald ich sie nicht begreiffe. Wann man etwa meint, es gebe in dieser Materie einen Wiederspruch, so kömmt diese Meinung bloß von den falschen Begriffen, die viele Leute an die Ausdrüke verknüpfen, und insonderheit von dem Begriffe einer Person der Gottheit, die man bisweilen auch dem Menschen JEsu Christo zulegt. Hr. B. kan

die-

diese Leute leicht in eine Verwirrung bringen, und ihnen einen Wiederspruch mit ihnen selber zur Last legen. Aber, wann man die Pyrrhonische Lehre fest sezen will, so muß man nicht über algemeine Ausdrüke sich einlassen, die verschiedentlich verstanden werden können, und keinen wohl erwiesenen Wiederspruch nach sich ziehen. Nun aber ist dieser Grundsaz, den Hr. B. so hoch gelten macht, von dieser Art. Er kan wahr oder falsch sein, nachdem man ihn anwendet. Die Länge, Breite, und Tiefe von zweyen cubischen Füßen, machen nur eine einige Maße von cubischen Füßen aus, das ist wahr, aber deswegen sind sie doch verschieden. Der Vater, der Sohn, und der H. Geist sind nicht in dem Verstande drey, in welchem sie eines sind: Und auch nicht in dem gleichen Verstande eines, in welchem sie drey sind. Ich habe zwar von diesem Unterscheid keinen genugsam bestimmten Begriff, aber ich weiß doch, daß das, was ich in algemeinen Worten sage, einen gewissen und bestimmten Verstand hat, und daß man diesen Verstand durch andre Beyspiele erklären kan.

Ich beantworte dieses mahl nicht, was Hr. B. an einem andern Orte, in dem Artikel Pyrrho hierüber gesagt hat. * Er bringt eine Menge Unbegreiflichkeiten zusammen, und klagt hernach, er könne sie mit der Vernunfft nicht übereinstimmig machen. Aber wo hat er sie alle hergenommen? etwa in der H. Schrift? Stehen dort dergleichen unbestimm-

* Not. B.

stimmte, metaphysische Ausdrüke, womit Hr. B. spielet? In der ganzen H. Schrift steht nichts, das nur eine Aehnlichkeit damit habe. Der natürliche Begriff von einer Person, worauf er so sehr dringt, und von welchem er meint, er werde durch die Menschwerdung zernichtet, macht auch keine so grosse Schwürigkeit, als er sich selber vorstellt. Ich fühle meinen eigenen Gedanken, ich bin von dem Dasein meines eigenen Körpers überzeugt, dieses was aus den Gedanken und dem Körper zusammen ausgemacht wird heißt zusammen meine Person. Wann ich nun schon die Vereinigung der göttlichen Natur mit diesem Leib und mit dieser Seele nicht vollkommen begreife, und die Verbindung des obersten Wesens mit dem Sohne der Maria nicht ganz einsehe, folgt es dann daraus, daß ich so lang über die Art verlegen sein muß, wie meine eigene Person entsteht, biß ich die erstere göttliche Persönlichkeit deutlich verstanden habe? Die Pyrrhonier kommen immer wieder auf den unrechtmäßigen Grundsaz „ ihr wißt nicht alles, folglich wißt ihr nichts. *

Gebrauch der Vernunft.

III. Hr. B. sagt bey Gelegenheit eines Einwurfs des Sextus „ man könne daraus schließen, daß unsre Vernunft zum „ Irrthum führt, und daß wir am besten thäten, wann

* Clauberg hat eine vortreffliche Abhandlung über die Einheit und Dreyfaltigkeit geschrieben, die man hier zu Rahte ziehen kan. Man kan auch des Erzbischofs Tillotsons Predigt im VI. Theile hierüber nachsehen. der B.

„ wann wir diesen Führer verließen.„ Aber er vermengt mit allem Fleiße überall den guten und bösen Gebrauch der Vernunft. Sie kan uns dienen, die Verbindung der Begriffe einzusehen, und uns unterweisen, wie man dieselben mit Ordnung und Vorsicht vereinigen kan. Sie kan uns aber auch in Irrthum führen, und uns in dunkle Abgründe verleiten, wann wir sie zu eiteln Spizfündigkeiten, und zu zweydeutigen Ausdrüken gebrauchen. Diesem leztern Führer müssen wir absagen, nemlich einer Vernunft, die nur zu zanken sucht. Wir gestehen selber, diese leztere Verläugnung sey eine Vorbereitung zum Christenthum, in so weit, als sie uns bewegt uns vor uns selber in acht zu nehmen, und die Wahrheit und Ueberzeugung einzig zu lieben. Aber Hr. B. geht viel zu weit, wann er behauptet, die Zweifelsucht seye ein Mittel uns zum Gehorsam und Beyfall gegen die Offenbahrung geschikt zu machen. Es ist fast eben so viel, als wann man sagt, die Gewohnheit sich der Unreinigkeit zu ergeben, sey eine trefliche Zubereitung zu der Christlichen Keuschheit. Ein Mensch, der kein sichtbares Kennzeichen annimmt, woran man die Wahrheit vom Irrthum unterscheiden kan, hat ja keine Merkmahle mehr übrig, woran er die von so vielen Gegnern in Zweifel gezogene Wahrheit der Offenbahrung erkennen kan. Was hat er übrig, wodurch er sich entschließen kan.

Mißbrauch eines Ausdruks des Calvinus.

V. Hr. B. bedient sich eines Ausspruchs des Calvin, und führt diese Worte aus den Taufgebräuchen an „ die Wie-

dergeburt besteht aus zweyen Theilen. Der erste verpflichtet uns zur Verläugnung unsrer selbst, unsrer eigenen Vernunft, und unsers Willens. Nichts ist leichter, als die algemeinen Ausdrüke eines Verfassers übel anzuwenden. Die Wiedergeburt, nach dem Calvin und der gesunden Vernunft, ist die Verläugnung unsrer eigenen Neigungen, unsrer Vorurtheile und lasterhaften Affecten. Die Religion enthält gewisse dem Fleisch und Blut schmerzliche Vorschriften, und der Mensch hingegen verabscheut allen Zwang, und sucht folglich den Geboten der Religion sich zu entziehen, und ihren wahren Verstande zu entgehen. Diese falschen Auslegungen muß man verlassen, und eben dieselben mißbilligt der Reformator. Er greift nicht die gesunde Vernunft an, wovon GOtt der Urheber, und deren Licht die Stimme der Gottheit ist, die in dem Menschen redet: Er gebraucht sich der Redens-Arten der H. Schrift, die uns befiehlt, neue Menschen zu werden, neue Geschöpfe zu sein, und uns selbst zu verläugnen. Hr. B. hat gehoft die leichtgläubigen dadurch zu betriegen, daß er ein Zeugnüß von einem so großen Gewicht vorbrächte. Man kan sich dabey merken, daß zwar Hr. B. bey dieser Gelegenheit den Calvin zu einem Bewunderungswürdigen Manne macht, aber dennoch bald beyfügt, es gebe geschikte Leute die anders denken, und die mit guten Gründen und dem Beyfall großer Männer ihre Meinung bekräftigten. Heißt das nicht den Leser spotten?

Verstellte Vertheidigung der Orthodoxie des Hrn. B. T. V. p. 345.

V. Hr. B. braucht diese List sehr oft, daß er berühmte Gottesgelehrten zu Hülfe ruft, wann er sich im Gedränge befindet. In der Reponse aux Questiones d'un Provincial finde ich hiervon ein anderes Beyspiel. Gewisse Einwürfe wieder die Manichäer und Pyrrhonier fielen ihm etwas schwer; um sich ihrer zu erweren fängt er an zu fragen. Woher dann diese Einwürfe gezogen seyen? Ob man sie aus den Glaubens-Bekenntnüssen, oder den Symbolischen Büchern genommen habe? Als wann es einem rechtschaffnen Gottesgelehrten nicht frey stünde aus andern Quellen zu schöpfen, und auch wohl gar aus dem bösen etwas gutes zu ziehen, indem sie die Einwürfe der Ungläubigen selbst zur Aufheiterung derer durch dieselben bestrittnen Wahrheiten anwenden. Aber Hr. B. hat seine Ursachen, dieses Lehrgebäude den Leuten anzupreisen: Er findet eben dadurch Gelegenheit, die großen Schwürigkeiten desselben aufzumuzen.

Die Gelegenheit der vorhergehenden Anmerkungen ist die Frage über die Seligkeit der jungen Kinder. Hr. B. will beweisen, daß weder die Catholiken, noch die Protestanten die Seligkeit ihnen zusprechen können, ohne in die grösten Schwürigkeiten sich zu verwikeln. Wann die zwey Secten, sagt er, denen Kindern eine Thüre zur Seligkeit offen lassen wollen, so müssen sie von ihrem Gegentheil gelinder urtheilen, und nicht mehr vorgeben, daß kein schißmatischer oder kezerischer Mensch zum Himmelreich gelangen könne. Hr. B. ist hierbey sehr schlau, und

sucht sich unter den Schuz der stärksten Vertheydiger zu versteken, weil er selbst sich in Gefahr sieht, und also jemand nöthig hat, der seinen Gegner eine Forcht einjagen könne. Aber er wird uns niemahls bereden, daß man eher die Religion den ungläubigen zum Spotte hingeben, als eine Antwort außer dem Cathechismo suchen solle. Ein vernünftiger Mann, der einige Zweifel über die Christliche Religion hat, wird alle Auslegungen annehmen, die nur auf die Heil. Schrift, als das algemeine Symbolische Buch aller Christen, gegründet sind.

Persönl. Gegenwart Christi.

VIII. Hr. B. greift die Catholische Lehre über die würkliche Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl an. Diese Materie liefert einem Pyrrhonier eine fruchtbare Ernde von Zweifeln. Aber ich glaube, selbst ein Catholike könne sich hierüber noch ziemlich leicht von den Einwürfen eines Zweiflers loß machen Hrn. B. Einwurf ist hauptsächlich dieser: es seye unvernünftig zu sagen, zwey wiedersprechende Säze können beyde wahr sein, oder anzunehmen, ein Körper könne an zweyen Orten zugleich sein, obwohl ein unfehlbarer Grundsaz wieder eine solche Meinung streitet. Ein Katholike kan also sagen. Es ist wahr, es kan bey der persönlichen Gegenwart ein Verstand der Worte sein, der wiederspricht. Aber es kan auch ein anderer sein, der mit den algemeinen Wahrheiten sehr wohl überein kömmt. Es giebt Christen, die diese Gegenwart Sacramentalisch nennen, und dadurch den Wiederspruch heben. Wir nehmen diese Erklärung nicht an, aber man sieht doch, daß ein Saz einem

Sa-

Saze in einem Verstand wiedersprechend sein kan, der es in einem andern nicht ist. Der Verstand von diesem Saze ist unbestimmt und unbegreiflich, aber es ist deswegen doch keine Folge, daß er wiedersprechend seye.

Gedächtnisse des Hrn. B.

VIII. Hr. Bayle will nicht gesteheu gesagt zu haben, daß man ohne die Offenbahrung nicht vermeiden könte, * entweder in die Gottes-Verläugnung, oder in die Manichäeische Meinung zweyer, oberster Wesen zu verfallen. Er will nicht mehr gemeint haben, als, die bloßen Kräfte der Vernunft reichten nicht zu, die Manichäer zu wiederlegen. Es verhält sich hiermit, wie er meint, wie mit der unendlichen Theilbarkeit der Materie, die auch durch die Vernunft sich erweisen lasse, ohne daß man deswegen die Schwürigkeiten auflösen könne, denen sie unterworfen ist. Diese Geständnüsse schließen einen Wiederspruch in sich. Es ist noch etwas, daß Hr. B. die Einwürfe der Manichäer nur in eine gleiche Linie mit denjenigen sezt, die man wieder die unendliche Theilbarkeit der Materie macht, da er doch gesteht, daß diese Theilbarkeit eine augenscheinliche Wahrheit seye. Er erzürnt sich, weil man nicht gleich einsieht, daß eine unauflösliche Einwendung eine würklich handgreifliche Wahrheit nicht umstürzen kan. Es giebt also, des Hrn. Bayle Reden nach, eine wahre Deutlichkeit, und einen überzeugenden Erweiß. Kan aber dieses Geständnüß sich wohl mit dem Begriffe vertragen, den Hr. B. an andern Orten von der Vernunft macht,

* Ocuvr, diverf. T. III, P. II. p. 1062.

macht, die er als einen Irrweg ansieht, der zu nichts gut ist, als alles zu verderben. Was er von den unauflöslichen Einwendungen sagt, ist nicht deutlich genug. Sind sie so stark, daß sie eine überzeugende Wahrheit einer deutlichen Wahrheit entgegen sezen? Wann dieses wahr wäre, so fielen wir wieder in die Pyrrhonischen Zweifel. Oder kömmt vielmehr unsre Ohnmacht im antworten von den Eigenschaften und der Weitläuftigkeit der Materie her, worüber diese Einwürfe gemacht werden? Der Unterscheid ist deutlich. Wie kan ein Schriftsteller eine Zweydeutigkeit in seinen Auffsäzen stehen lassen, der doch die Gabe sich deutlich zu erklären in einer so großen Vollkommenheit besizt.

Seine Veränderlichkeit.

IX. Die Unbeständigkeit des Hrn. B. ist unbegreiflich. In dem Abschnitt von der *Hipparchia unternimmt er eine Vertheidigung der Cynischen Weltweisen: Er leugnet, daß die Vernunft einige gründliche Einwürfe wieder ihre Grundsäze vorbringen könne, und schließt daraus, die Vernunft seye etwas flüchtiges, und lasse sich wie ein Wetterhahn nach allen seiten umdrehn. Er sagt ferner, die Religion könne einzig gute Waffen wieder die falschen Schlüsse dieser Leute hergeben. Aber woher erhalten wir die Beweißthümer von der Wahrheit der Religion? Ist es nicht eben dieses unbeständige Werkzeug, die Vernunfft? die Folge dieses Schlusses, ist sehr leicht. An andern Orten ist der Hr. B. ganz andere Meinung. Im Artikel Lycurgus spricht er von den Verordnungen dieser Gesezge-

sezgebers, die der Bescheidenheit und Keuschheit zuwieder zu lauffen scheinen: Er zeigt die unvermeidlichen übeln Folgen derselben, und zieht aus dem natürlichem Wohlstand, und dem Lichte der Vernunft ganz deutliche Gründe wieder die * Unreinigkeit und das unanständige Wesen. Er vergißt hier, daß die Vernunft nichts als ein Wetterhahn ist.

Der Glaube ist nicht allemahl mit gleichem Lichte und Einsicht begleitet.** Es giebt gelehrte Gläubige, und Ungelehrte. Die leztern können zwar durch einen geschikten Gegner zum Stillschweigen gebracht werden. Aber sie bleiben dennoch in ihrem Glauben eben so feste, als die so im Stande sind davon Rechenschaft zu geben. Hr. B. gesteht es, und giebt uns also eine Antwort wieder die *** Pyrrhonier selber an, indem er zeigt, daß eine augenscheinliche Wahrheit sich wieder Einwürfe ganz wohl erhalten kan, die man doch nicht vermögend ist zu beantworten. ****

An einem andern Orte macht Hr. B. alle Meinungen einander gleich: Er berufft sich auf den Hrn. Jurieu, der wie B. vorgiebt, hell wie der Tag bewiesen hat, daß keine einzige Secte oder Lehre die Einwürfe beantworten kan, die von der Gegenwart der Sünde in der Welt hergeleitet werden.

Alle

* Not. E.

** Siehe seine Briefe wieder des Maimburgs Geschichte der Calvinisterey p. 57. folg.

*** In den Antworten auf die Fragen eines Freundes auf dem Laude T. V. c. 18.

**** Art, Pauliciens not. F.

Alle Lehr-Gebäude sind eben so vielen Wiedersprüchen unterworfen, als dasjenige, wodurch ein unbedingter Rahtschluß zur Verdammung der Menschen in der Vorhersehung Gottes angenommen wird. Und anderswo sagt Hr. B. diese Meinung seyn von allen denjenigen, die in eines Menschen Sinn gekommen seyn, die aller ungeheurste und unwahrscheinlichste. Also ist eine jede Meinung der Christen über die Gnade eben eine solche höchst-verwürfliche Lehre. Ich sehe nicht was diesem Schluß abgehet. Aber, wann er wahr ist, so ist es nicht genug, daß man sich von der Wahrheit und Göttlichkeit des alten und neuen Testamentes überzeugt. Man muß hernach den Sinn und Verstand desselben erklären, aber dieses ist unmöglich, und also bleibt nichts übrig als ein algemeiner Zweifel. Was giebt uns hier Hr. B. für einen Raht. Er sagt, man müsse die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen, und über gewisse Dinge nie streiten. Aber warum thut denn Hr. B. nichts anders als zanken? Warum versammlet er alle die Kräfte seines spizfündigen Geistes, und die Waffen einer zweydeutigen Schulweisheit, um den Streit über alle Dinge verworrener zu machen? Zeigt er darinn eine kluge Liebe zum Christenthum? Es ist wahr, es giebt Dinge, worüber man nie weder zweifeln, noch streiten soll. Ich rechne dahin das Dasein, die Einheit, und die Vollkommenheiten des obersten Wesens. Aber eben diese und dergleichen Wahrheiten hat Hr. B. am allermeisten getrachtet zu verwirren. Er hat wieder die gegründeten Beweise von einem solchen Wesen die Uebel

aus

ausgestrichen, mit welchen die Welt angefüllet ist, und die insonderheit wieder die Güte Gottes zu streiten scheinen. Aber haben dann auch die Menschen eine genugsame Einsicht in die Ursachen die GOtt bewegen solche Uebel zuzulassen? Sind uns seine Rahtschlüsse genugsam bekannt? Darf man annehmen, daß eine nach andern Grundregeln umgeschmolzene Welt ihres Schöpfers würdiger sein würde? Die Gütigkeit Gottes ist durch begreifliche Mittel und Gründe genug erwiesen. Ist dieses einmahl geschehen, so müssen alle Schwürigkeiten, die durch eine größre Weisheit als die unsrige, einzig aufgelöset werden können, unsre Gewißheit hierüber gar nicht wankelbar machen. Diese algemeine Warnung wieder den Pyrrhonischen Zweifel kan bey einer jeden Materie mit gleicher Würkung angewendet werden.

Artikel, wo Hr. B. die Ueberzeugung zu erhalten gewußt.

V. Wann es dem Hrn. B. gefält, die Kennzeichen der Wahrheit deutlich aus einander zu sezen, so ist niemand dazu tüchtiger, als eben er. Die Kraft der überzeugenden Wahrheit leuchtet nirgend stärker hervor, als in einigen Stellen seiner Werke, die mit keinem Pyrrhonischen Zweifel sich vergleichen lassen. Man kan davon ein langes Beyspiel im Artikel von den Synergisten antreffen, * wo Hr B. des Hrn. Saurins wieder ihn vorgetragnen Gründe aus einander wikelt, und wo ihn die Sorge für seinen eignen Ruhm genöhtigt hat, alle Kräfte zu sammlen. Hr. B. hatte gesagt,, GOtt hätte die Din-

* Not B. C

Dinge auf hunderterley Art und Weise anders machen, und dennoch immer seiner vollkommenen Weisheit gemäß handeln können. Hr. Saurin schloß daraus, GOtt hätte allerley Religionen den Menschen vorschreiben können. Die Folge schien natürlich genug, und der Schritt war sehr schlipfrig, dennoch zieht sich Hr. B. ganz wohl heraus, und zeigt, es seye in dem Begriffe eines denkenden, und mit einer völligen Freyheit begabten Geschöpfs nichts vorhanden, das mit dem Begriffe eines vollkommenen Schöpfers in einem Wiederspruch stehe.

Andre desgleichen.

XI. Der Artikel Spinoza ist auch sehr stark. Hr. B. scheint sich darinn vorgenommen zu haben alles zu wiederlegen, was die Vertheidiger der Gottes-Verläugnung am stärkesten zusammen getragen gehabt. Er zeigt sie der Welt als Störer der gemeinen Ruh, als öffentliche Feinde des menschlichen Geschlechtes. Er führt verschiedene Beyspiele von Sätzen an, die kein Zweifler, wie Hr. B. sagt, jemahls sich unterstanden hat zu leugnen, oder auch daran zu zweifeln. Man kan es, versichert Hr. B. nicht thun, ohne sich des äussersten Uebermuths und der strafbarsten Unvernunft schuldig zu machen. Er sagt ferner, es stehe weder einem ehrlichen, noch einem vernünftigen Mann an, eben so viel Wahrscheinlichkeit auf der einen Seite als auf der andern zu finden. Man kan hierzu fügen, das Hr. B. den Spinosa bloß mit solchen Gründen wiederlegt hat, die er von der Vernunfft geborget, und daß er dabey die Offenbahrung gar nicht zu Hülfe genom-

* Not. N, O.

genommen hat. Mit einem Worte, dieser ganze Abschnitt ist lesenswürdig: Die Ueberzeugung herscht darinn, und es wäre zu wünschen, daß der Verfasser einer so ausbündigen Stelle überall seine Gaben eben so wohl angewandt hätte. Man kan auch in dem Artikel vom Lucretius nachsehen, wie Hr. B. diesen Dichter wiederlegt, der nach dem Epicurus gelehrt hat, der Tod hätte nichts an sich, das zu fürchten wäre. Diese ganze Wiederlegung, die sehr weitläuftig ist, und vom Hrn. B. in sehr verschiedenen äußerlichen Gestalten vorgetragen wird, führt gleichfalls alle Kennzeichen der Ueberzeugung.

Noch mehrere Not. X

XII. Im Artikel Aristoteles mißbilligt Hr. B. die Cartesianer deßwegen, daß sie die Schranken der Mäßigung überschritten, und nicht mit der erfoderten Bescheidenheit stille gestanden. Diese Warnung ist eine wunderliche Vorsorge wie die Pyrrhonisterey, in welcher eben diese Predigten beständig überschritten werden. Aber es währt nicht lang, so kömmt Hr. B. wieder auf seine gewöhnliche Spur, und macht sich ein Vergnügen draus, die Gottesgelehrtheit und der Weltweisheit aneinander zu hezen. „ Die Gottesgelehrtheit, sagt Hr. B. „ schadet der Weltweisheit, und sie würden sich nicht „ eher vergleichen, als biß man ihre Schranken be„ stimmt hätte, wann nicht die Oberkeitliche Gewalt „ beständig sich für die erstere ins Mittel schlüge.„ Ein sehr schlechtes Lob für die Gottesgelehrtheit. Sie ist, nach dieser Anmerkung, der Vernünfft zuwieder, und erhält nur dadurch die Oberhand, daß sie ihr

den Mund stopfet: wer wolte sich, auf diese Art, auf ihre Urtheile verlassen. Aber diese Feindschaft der Gottesgelehrtheit und der Weltweisheit ist nicht so groß, als Hr. B. sie macht. Es giebt eine eitle und hohle Weltweisheit, die die Religion nicht vertragen kan. Es giebt aber auch eine andere bescheidene Weltweisheit, die die gewisseste Stüze des Glaubens ist. Dem Hrn. B. kan dieser Unterscheid unmöglich unbekannt gewesen sein, aber er fand nicht gut sich desselben zu bedienen.

Ferner. XIII. In dem Artikel Barbe findet man die folgenden merkwürdigen Worte „ Es „ist ein gewisser Grad von falscher Metaphysic nöhtig, „wann man in den unglükseligen Abgrund des Unglau„bens vefallen soll. Man sieht daß Hr. B. hier selber bekennt, daß alle aus der Metaphysic hergenommene Vernunfft-Schlüße sorgfältig geprüft werden müssen, und man könne sich genug vorsehen, daß nicht falsche Schlüsse darunter verborgen liegen, so offt als diese eben der Religion entgegen zu sein einen Schein haben.

Die Lehre derjenigen, die etwas Bejahen ist vernünftiger als die Pyrrhonische.

XIV. Nichts ist tüchtiger, das lächerliche in der Pyrrhonisterey zu zeigen, als eine Prüfung der Ursachen, die einen Mann bewegen diese Parthie zu ergreiffen: was für Verblendung trifft man durch dieses Mittel nicht an! Man hat sich vorgenommen, aller derjenigen zu spotten, die in einen Irrthum verfallen sind, und eine gleiche Spötterey zu verhüten, hat man sich entschlossen nichts zu vertheidigen,

und von allem zu zweifeln. Aber zwischen diesen beyden Abwegen ist ja eine Mittelstraße, und der eine ist ohnedem gar viel leichter zu entschuldigen als der andre. Wann sie ja im Irrthume sind, so sprechen sie doch nach ihrem Gewissen, da die Zweifler hingegen das Wiederspiel von denjenigen sagen, was sie denken, und in einem beständigen Wiederspruche zwischen ihrer Auffführung und ihren Grundsäzen stehen. Hr. B. führt selber in dem Artikel Ariston einige Beyspiele hiervon an.

Bekenntnüß des Carneades Artikel Carneades Not. B.

XV. Die Pyrrhonier hielten sich, selbst für starke Geister, wann sie sich mit den übrigen Philosophen verglichen, sie zogen die Mühe die Carneades genommen hatte, alles zweifelhafft zu machen, selbst den Arbeiten des Hercules vor. Und doch war dieser Held der Zweifelsucht seiner Sache nicht recht versichert. Er leugnete nicht, wie Arcesilaus, alles Dasein von wahrscheinlichen Dingen, ja er befahl so gar, man solte sich nach dem wahrscheinlicheren in seinem Thun und Lassen einrichten. Er suchte hierdurch seine Theorie mit dem übrigen Lauffe seines Lebens übereinstimmig zu machen. Aber war hierbey nicht etwas wiedersprechendes? Dann was ist das wahrscheinlichere? Ist es nicht, was dem wahren am ähnlichsten sieht? Woran erkenne ich es, wann ich die Kennzeichen des wahren nicht weiß? Wann über eine jede Sache eben so viel zur Verneinung als zur Bejahung gesagt werden kan, so ist die Wahrscheinlichkeit eben so unmöglich zu erkennen, als die Wahrheit. Aber diese Leute schäzten die Wiedersprüche für

nichts, und ihre Eitelkeit überwog alle andere Betrachtungen. Sie waren zufrieden, wann sie nur ihre Gegner in Verwirrung bringen, und sich neue Wege bahnen konten. Nichts war ihnen zu mühsam, wann sie diesen Zwek nur erreichen konten. Sie verleügneten ihre Ruhe, wann sie nur andere Leute in der ihrigen stören konten. Carneades, von welchem wir eben izt sprachen,* war sehr arbeitsam, und er lag so fleißig über den Büchern, daß er so gar seine Haar und Nägel zu beschneiden verabsäumte. Er bemühete sich so ungern mit etwas, dabey er nichts zu lernen hoffte, daß er nicht nur alle Mahlzeiten verniede, sonder auch über seinem eigenen Tisch zu essen vergaß, und seine Magd, die zugleich seine Beyschläfferin war, ihm die Broken in die Hand, und wohl gar in den Mund steken mußte.

Auch noch. XVI. Aus den Artikeln Xenophanes not. ℌ, Aristote not. ℕ. Stilpon not. ℌ, kan man auch ganz deutliche Beweißthümer für die Möglichkeit einer völligen Ueberzeugung ziehen. Hr. B. sagt an einem dieser Orte. Man muß gar seiner selber nicht mehr mächtig sein, wann man aller Deutlichkeit in der Erkenntnüß absagt. Man würde thun, wie ein Reisender, „ der in einem unbekannten Lande seinen Wegweiser abschaft, oder „ mitten in der Nacht ohne Licht in einem Hause „ gehen will, wo ihm Weg und Steg unbekannt „ ist. „ An einem andern Orte sagt er „ Die allermühsamsten Einwürfe können einen wohl müde machen, aber sie können in einem gesezten Gemühte die deutlichen Begriffe gar nicht schwächen;

Wann

* Note D.

„ Wann man schon nicht darauf antworten kan, so „ behält man doch das Recht darüber zu lachen.„ Man würde an diesen Reden wohl schwerlich den Mann erkennen, der vor allen andern sich eine Ehre aus dergleichen spizfündigen Einwürfen gemacht hat.

Die Sophistereyen schaden der Vernunftlehre nicht

XVII. Der Mißbrauch der Vernunftlehre gereicht ihr zu keinem gegründeten Vorwurfe. Wann verschiedene Sophisten sich derselben mit Unfug bedient haben, so fält die ihnen gebührende Verachtung nicht auf die Wissenschaft selbst zurük, als deren Nuzbarkeit sich durch genugsame Proben zu Tage legt. Deßwegen sind gründliche Schlüsse nicht schlimmer, weil es auch Sophistische giebt. Diese werden von der Vernunftlehre nicht angenommen, sie sind Geburten, die das menschliche Gehirn in seinen Ausschweiffungen ausheckt. Ein gründlicher Verstand hält sich nicht damit auf, er würdigt dergleichen Knoten der Mühe nicht, sie aufzulösen, wann ihre Entwickelung keinen Nuzen bringt „ Philetes, sagt Hr. B. nuzte seinen Verstand und seine Gesundheit mit der Bemühung ab nach betrüglichen, und verwikelten Schlüssen zu rennen, und ins besondre über dem sogenannten lügenhaften, der nichts als eine kindische Spizfündigkeit war. Es ist klar, daß man nur einen kleinen Theil seines Verstandes braucht, wann man das betrügliche Wesen von dergleichen Sophistereyen einsehen will.

Dieser sogenannte Lügner, der den alten Weltweisen so manchen Schweiß abgejagt hat, war dieser. Ein Mensch spricht diese einzige Worte aus, ohne ein anders vorher gesagt zu haben, Ich liege. Hierauf baut man folgenden Vernunfftschluß. „ Wann du sagst du liegest, und sagst damit die Wahrheit, so liegstu ja. Nun sagstu aber du liegest, und hast darinn recht. Also liegstu zugleich, und sagst doch die Wahrheit. Der Hr. Bäyle hat nicht gut gefunden, dieses thörichte Gezänke zu beantworten: Es wäre ihm leicht gewesen zwischen den zweyen Bedeutungen der Worte ich liege den Unterscheid zu machen. Wann ich sie bloß hinsage, ohne daß sie sich auf eine andere Rede beziehen, so sind es bloße Worte ohne Verstand, womit ich weder eine Wahrheit noch eine Lüge sage. Ich kan also von denselben nichts schließen, und der ganze Lügner fält weg, weil ich in dem Sophistischen Beweiß, den ich daraus ziehe, die Worte ich liege in einem wahren, und sich auf etwas würkliches beziehenden Verstand nehme. Hr. B. hätte sehr wohl gethan, wann er den Ungrund der Sophistereyen der alten Pyrrhonier gezeigt hätte, denen er so oft seine Waffen leyhet. Er heißt sich zwar ein Gewäsche, und in der That es war die bloße Wuht, die die Alten für das disputiren hatten, die diese böse Vernunfftlehre ausgehekt hat, deren sie sich bedient, und die zu nichts dienen konte, als Hader fortzupflanzen, und beyden Fechtern Waffen zu liefern. Aber daraus konte man nicht schließen, daß man nicht eine bessere Vernunfftlehre ausfinden könne, und auch wohl würklich ausgefunden habe.

Schlimme Folgen des disputirens.

XVIII. Das Disputiren ist ein wahrer Feind der Ueberzeugung. Es gewöhnt den Geist an unbestimmte Begriffe, und an zweydeutige Ausdrüke. Man kan hie-von aus zweyen Beyspielen urtheilen, die ich von Hrn. B. selber entlehnen will. Des erste ist ein sophistischer Sorites, von dem wir schon vormahls gesprochen haben. * Machen zwey eine Menge? Nein. Wird dann seine dazu gefügte Einheit eine Menge ausmachen? Und auf diese Art kan man eine Einheit nach der andern zulegen, biß auf hundert Millionen, ohne daß daraus eine Menge entstehen würde. Es ist aber gar nicht schwer diese Schwürigkeit aufzulösen. Die Wörter viel, eine Menge, sind nichts anders als solche Begriffe, die ein Verhältnüß ausdrüken. Die Sammlung der Einheiten führt algemach zur Menge. Drey sind schon näher als zwey. Zwanzig ist eben nicht viel, wann man es mit neunzehen vergleicht, aber wohl, wann man es gegen fünf oder sechse zusammenhält. Wann sich zehen tausend Mann von eilf tausenden schlagen lassen, so kan man nicht sagen, daß sie unter der Menge erliegen: Wann es aber drey tausend wären, die mit eilf tausenden gefochten hätten, so würde die Sache eine ganz andere Benennung angenommen haben. Dis andre Beyspiel nimmt Hr. B. vom Chrysippus an, und führt es in dem Abschnitte an, der von diesem Weltweisen handelt. Es betrifft das mög-

* II. Th. V. Absch.
** Note S.

mögliche und unmögliche. Diese Frage war freylich sehr schwer aufzulösen, wann man ein unbedingtes Verhängnüß annimmt. Wann alles aus einer Nothwendigkeit geschieht, so ist es unmöglich gewesen, daß dasjenige nicht geschehen solte, was geschehen ist: Es ist eben so unmöglich daß dasjenige hätte geschehen sollen, was nicht geschehen ist: und endlich daß dasjenige nicht geschehen solte, was geschehen wird. Aber es kömmt alles auf den Begriff deß möglichen und des nothwendigen an. Diese Begriffe, die keine Brut des Hirnes sind, führen uns nothwendig zu der Erkenntnüß einer ersten Ursache, die unter den unendlich vielen Würkungen, welche aus ihrer unumschränkten Macht entstehen könten, freywillig diejenigen auslieset, die es ihr gefält zur Würklichkeit zu bringen. Die Spinosisten verwikeln sich hier in unauflösliche Strike, wie es Hr. B. ganz wohl zeigt. Nach ihrer Lehre ist es eben so nothwendig von aller Ewigkeit her gewesen, daß Spinosa im Haage, und nicht anderswo sterben solte, als es nothwendig wahr ist, daß zweymahl drey sechs ausmache. Hierdurch werfen sie einen von Hrn. B. selber für algemein und augenscheinlich wahr gehaltenen Grundsaz übernhauffen. „ Nemlich alles seye unmöglich, das einen Wiederspruch in sich enthält: und alles sey möglich, dabey kein dergleichen Wiederspruch sich befindet.

Die unterschiednen Meinungen der Gelehrthen benehmen

XVIIII. „ Hr. B. sagt im Artikel Jupiter„ Nichts kan auf deutlichere Begriffe „ gegründet sein, als die Immaterialität „ alles dessen, das denkt, und dennoch giebt

es,

der Gewißheit nichts.

„ es, selbst unter den Christen, Philosophen, „ die beweisen wollen, die Ausdähnung „ könne denken, und dieses sind Philoso- „ phen von einem großen Verstande und einem tie- „ fen Nachdenken. Kan man sich dann auch wohl „ auf die Deutlichkeit eines Begriffs verlassen?„ Ist dieses nicht ein sehr unrichtiger Schluß? Es folgt nichts weiters daraus, als daß die grösten Geister sich in gewissen Materien, die sie nicht verstehn, irren, und zu ungegründeten Muthmaßungen verleiten lassen. Dieses ist in gegenwärtigen Beyspiele um desto deutlicher, da die nehmlichen Philosophen eben nicht verlangen, einen Begriff einer denkenden Ausdähnung zu haben.

Eben hiervon. Note F.

XX. Der Zweyspalt unter den Gelehrten, wovon Hr. B. in dem Artikel **Pomponatius** handelt, macht nicht eine so große Schwürigkeit, als er sich es wohl vorstellt. Große Geister kommen nicht unter einander überein. Also irren diese oder jene unter ihnen, und ich stehe in Gefahr mich zu irren, so bald ich mich für die einen oder die andern erkläre. Man muß die in Streit gerahtenen Materien von einander unterscheiden. Es giebt welche darunter, die ganz deutlich sind, andre sind dunkel und verworren. Die ersten sind vor allen Anfällen sicher, und der gröste Weise würde eine vergebne Mühe anwenden, wann er derselben Gewißheit und überzeugende Kraft zu schwächen suchen wolte. Wann manaber die Meinungen über eine dunkle Frage getheilt findet, so ist es allerdings am vernünftigsten mit seinem Urtheil inzuhalten, biß man

man die Sache tiefer eingesehen, und überzeugende Gründe ausfündig gemacht hat.

Bey dieser Gelegenheit hält Hr. B. mit einer sichtbaren Begierigkeit an einem Irrthum des Hrn. Jurieu feste. Dieser Gottesgelehrte hatte geläugnet, daß man einen deutlichen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele haben könte, weil seiner Meinung nach in einer ewigen Dauer es eben so viele Monate und Jahre geben würde, als Augenblike, dieses aber ja ein deutlicher Wiederspruch wäre. Aber diese Schwürigkeit hat eine bloße Sophisterey in sich. Wann man die Anzahl der Tage der Dauer der Seele würklich unendlich machen wolte, so müßte sie schon den lezten Tag ihrer Dauer erreicht haben. Dieses aber ist unmöglich. Die Anzahl ihrer Tage ist also eine Anzahl die beständig wachsen wird, die ganze Verwirrung ist also aus dem Begriff des unendlichen entstanden. Man kan es auf eine verneinende Art sich vorstellen, indem man bloß dasjenige unendlich nennt, dem man alle Schranken abspricht. Man kan es aber auch auf eine andre Art begreiflich machen, die keine Verneinung zum Grunde hat.

Ein kleines Dreyek und ein großes können einander ähnlich sein, und alsdann haben sie die gleichen Verhältnüsse. Also kan auch ein unendlich kleines, und ein unendlich großes Dreyek ähnlich sein. Also kan es zwey unendliche Größen geben, die ungleich sind, sowohl als zwey endliche. Also kan ein unendliches zwey drey und mehr mahl so groß sein, als ein anders, niemahls aber unendlich größer, weil die Zahl, die ihr Verhältnüß ausdrükt, endlich ist. Diese Wahrheiten sind auf unfehlbare Erweise gegründet, und ein Kenner der Mathematic

fin-

findet nichts unwahrscheinliches daran. Man kan nur die vortrefliche Schrift des Hrn. Fontenelle über das Unendliche lesen; man wird sich überzeugen, daß Wahrheiten, die auf so augenscheinliche Beweißthümer gegründet sind, nicht in Zweifel gezogen werden können, bloß deswegen, weil unser Verstand sich die unermessene Größe der Vorwürfe nicht vorstellen kan, wovon sie handeln. Die Unsterblichkeit der Seele kan also wohl begriffen werden, ob sie wohl einigen Schwürigkeiten unterworfen ist, von denen Hr. Jurieu eine etwas zu weit getrieben hat.

Auch ihre Unbeständigkeit schadet der Wahrheit nicht.

XXI. Die Unbeständigkeit der Gelehrten soll uns eben so wenig irre machen, als ihre Zwextracht. Hr. B. macht sich iene zu Nutz im Artikel Herakleotes *, wo er von einigen Philosophen spricht, nemlich vom Antiochus und Dionysius, die hinter einander solche Sätze vertheidigt haben, die einander völlig widersprechen: und deren Beyspiel er auf diejenigen Christen deutet, die ihren Glauben verändern. Der Einwurff, den man hieraus ziehen könte, würde erst anfangen einige Kraft zu haben, wann man zum Grunde sezte, daß ein in Irrthum verfangner Mensch niemahls zu merken fähig werden könte, daß er sich geirrt hätte. Aber dieser Grund ist falsch. Man irret mehrentheils bloß deswegen, weil man sich übereilet, wann aber eine deutliche Ueberzeugung erscheinet, so ändert man freylich seine Gedanken, und bessert sie.

* not. C.

Angenommene Deutlichkeit des Hrn. B.

XXII. Der Hr. B. wuste sich der Vernunftlehre wohl zu bedienen: man merkt es an tausend Stellen in seinen Werken. Aber er mißbraucht auch zu zeiten diese Wissenschaft aufs äusserste. Er entlehnet aus derselben eine barbarische verwickelte Sprache, voll Zweydeutigkeiten, unter deren Schutz er entweicht, und sich vor den Augen eines der Dinge nicht völlig mächtigen Lesers verbergt. Er nimmt zu dieser Kunst seine zuflucht, an einem Orte, wo er sich wider einen Einwurf des Hrn Bernards verantworten soll. Der Hr Bernard hatte gesagt, „wann schon die Gotteslängner einige „ Gründe hätten, die sie bewegten, einander nicht „ zu schaden, und in einer Gesellschaft zusammen „ zu locken: so hätten sie doch dadurch nichts besonders erhalten, daß die Völker nicht auch hätten, „ die einen Glauben erkennen: da hingegen diese ihre „ eigenen besondern und sehr starken Gründe hätten, „ wovon den Atheisten keine zukämen. Hieraus „ könne man schon schliessen, daß es für die Erhaltung der Menschen und das Beste des gesellschaftlichen Lebens besser wäre, eine Religion zu haben, „ als keine.

Hr. B. fährt fort und sagt, * dieser Einwurf seye ganz vernünftig, und habe einen grossen Schein. Durch dieses Geständniß bereitet er seinen Leser die Antwort günstiger anzuhören, die er geben will, und die er aus den spitzfündigen Schulen herhohlt. „Die „ Rede

* Oeuvr. divers. Tom. III. P. 2. p. 948.

„ Rede des Hrn. B. sagt er, erscheint unter einem
„ algemeinen Umfang, den wir insgemein gewohnt
„ sind in einem guten Verstande anzunehmen. In-
„ dessen ist nach der Dialectic überhaupt eine Re-
„ ligion weder gut noch böse. Sie ist eine obere
„ Art, indem sie sich in eine gute und in eine böse
„ theilt. Aber eine obere Art, wann sie von den
„ Unterscheidungszeichen der unter ihr begriffenen
„ Gattungen betrachtet wird, hat keinen Theil an
„ den Eigenschaften, die diese Gattungen unterschei-
„ den. Also ist die Religion, wann man sie in ei-
„ nem algemeinen Verstande nimmt, weder gut
„ noch böse. Wann man also von dem Vorzug der
„ Religion über die Verleugnung einer Gottheit
„ sprechen wolle, so müste man die Atheisterey mit
„ dieser oder jener besondern Religion vergleichen,
„ und nicht mit der Religion überhaupt.

Aber alles dieses ist eine blosse kleine spitzfündige Zänkerey. Vielerley Figuren machen zusammen eine Art aus, die man eine Figur überhaupt heist. Aber deswegen hat doch die Figur überhaupt gewisse Eigenschaften. Ich sage nicht, die Figur ist entweder ein Viereck, oder ein Dreyeck, oder so, wann ich sie z. Ex. mit dem Körper vergleichen will. Eben so ists mit unserm Beyspiel: wann ich mit der Gottesverleugnung die Religion vergleiche, so hat die Religion allerdings ihre algemeine Eigenschaften, die bey allen vernünftigen Secten übrig sind. Sie erkennt einen Gott, der auf die Menschen sieht, das gute liebet und das böse strafet. Durch diesen blos-

sen

sen algemeinen Begriff nimmt sich die Religion gegen die Atheisterey heraus, indem sie den Menschen andere Gründe zur Befolgung des Guten, und der Abscheu des Bösen vorschlägt, als die blosse Furcht menschlicher Richter und Gesetze.

Der Hr. B. hat schon angemerkt, daß die vielen Thorheiten, womit die Heiden die Religion beflekt, dennoch vieles von den guten nicht gänzlich unterdrukt haben, das in derselben ist, und daß bey einigen, und auch zu Zeiten bey sehr vielen sich die guten Früchte der Religion deutlich gezeigt haben. Der Hr. B. wuste hier nicht, wie er antworten solte. Er verstekt sich in den Irrgarten der Schulwörter, er bedient sich des Baumes des Porphyrius, und bringt Spitzfündigkeiten ohne Ende über die Arten, die Gattungen, und die in das Wesen eingeschmolznen Eigenschaften her. Er sucht zu beweisen, das wesentliche an der heidnischen Religion sey gewesen, viele und lasterhafte Gottheitn zu verehren, und also haben sie nichts anders würken können, als eine noch mehrere Zuneigung zur Sünde. Aber es ist dieses eine ungegründete Zulage. Das wesentliche war, daß es ein oberstes Wesen in der Welt giebt, dessen Gunst man sich durch ein tugendhaftes Leben zuzieht. Dieser erste Innbegrif der Religion, blieb unter allen den heidnischen Thorheiten übrig, und that bey einigen sehr wichtige Würkungen.

Stärke der Logic des Hrn. B. wann er

XXIII. Der Hr. B. weiß sich sehr wohl eines bejahenden Tones zu bedienen, und die Sceptische Weise liegen zu lassen, wann es nöthig

ihrer nöthig hat.

nöthig ist. Er widerlegt den P. Maimburg sehr munter, weil dieser bey der Todesstrafe des Priscillianus * den Beyfall des Pabstes Leo gebilligt hatte, und er weiß gar wohl zu zeigen, wie lächerlich die Sprache der Geistlichen seye, die sich mit Worten verwahren, daß sie den Tod des Ketzers nicht verlangen, aber dennoch ihn dem weitlichen Arme überliefern. Auch in den Gedanken über die Cometen, trift man viele sehr starke Schlüsse an. Mit einem Worte, es zeigt sich an tausend Orten, daß die Hrn. Pyrrhonier, und insbesondere Hr. B. sich solcher Beweißthümer bedienen, die eine Gewißheit bey den Regeln zu Grunde setzen, und also dem allgemeinen Zweifel gänzlich entgegen sind.

III. Abschnitt.

Prüfung der Zweifellehre in der Geschichte.

I.

Grundsäze über die Fälle die dem Zweifel in der Historie unterworfen sind oder nicht.

Man kan nicht in Abrede sein, daß es Fälle giebt, wo es am gewissesten ist nichts fest zu sezen. Aber es ist eben so wahr, daß es andere Fälle giebt, wo man nicht ohne Hartnäkichkeit seinen Beyfall aufschieben könte. Wann man diese Fälle recht unterscheiden will, so muß man gewisse Grundsäze fest sezen, und diese kan man bey Hrn. B. selber finden.

Die

* Art. Priscillien art. 9.

Die Kennzeichen, an welchen man die annehmlichen Zeügen erkennen kan, sind bekannt, es ist leicht sie zu sammlen. Die Zeugen, denen man über eine Begebenheit trauen kan, müssen vernünfftige Leute sein, die alle ihre Aufmerksamkeit brauchen, die Umstände anzumerken. Ihre Redlichkeit muß bekannt sein, und wann dieses ist, so kan man ihnen freylich mehreren Glauben beyzumessen. Dann die Lüge ist eine so niederträchtige Sache, daß ein ehrlicher Mann nicht einmahl eine zu sagen sich erniedrigt, vielweniger aber sich entschließen kan, sein ganzes Leben durch dieselbe zu erhärten. Weil es aber doch möglich ist, daß man aus gewinnsüchtigen Absichten von seiner Redlichkeit in etwas ablaßen kan, so muß man noch untersuchen, ob die Zeugen einen Eigennuzen dabey haben können, was sie der Welt ankündigen: Ist dieses an dem, so muß man die Stärke dieses Eigennuzes prüfen, und abwiegen, ob er groß genug gewesen sey, sie vom Wege der Wahrheit abzuleiten. Wann diese Zeugen beständig darauf bleiben, was sie ausgesagt, und durch kein Anhalten, und durch kein Leiden sich von demjenigen abbringen lassen, was sie bezeugt, so ist ein völliger Erweiß für ihr Zeugnüß vorhanden. Die Menge der Zeugen bekräfftigt auch ihre Aussage. Eine einzelne Person, oder auch drey oder vier, können ein Geheimnüß beybehalten, und eine Betrügerey ungeachtet aller Hindernüsse vertheidigen. Aber wann zwanzig oder dreyßig Mithaften dabey sind, so kan ein einziger aus einem Gewissens-Bisse, oder aus einem Miß-Vergnügen alles verrahten. Es ist auch ein großes Zeichen einer wahren Aussage, wann

diejenigen, die dieselbe als wahr angenommen, in wiedrigen Gedanken gestanden, und kräfftige Beweggründe bey sich selbst gehabt sie zu verwerfen. Dann in diesem Falle haben sie sich nicht anders als nach einer sorgfältigen Untersuchung gewinnen lassen, und eben diese Sorgfalt bestärkt die Wahrheit der Geschichte. Wann auch schon ihrer viele dem Zeugnüß keinen Beyfall gegeben hätten, so würde sich daraus nichts dawieder beweisen lassen. Dann die Menschen sind ja mehrentheils so beschaffen, daß ein zeitlicher Eigennüz mehr auf sie vermag, als die Liebe zur Wahrheit.

Wann alle diese Beweise zusammen sich verbinden, so ist ein ehrlicher Mann verpflichtet, denenselben eben mit dergleichen Festigkeit zu glauben, als wann er alles selber gesehen hätte, und es bliebe ihm keine Entschuldigung übrig, wann er im Unglauben verharrte.

Der Grund der Geschichte ist gewis.

II. In der Geschichte sind die Begebenheiten überhaupt unläugbar. Man müßte ein Thor sein, wann man läugnen wolte, daß ein Alexander, ein Cäsar, eine Römische sehr mächtige Republic gewesen, oder daß dieselbe unter die Gewalt der Kayser gefallen, und nach und nach ins Abnehmen gekommen. Wir behalten keinen Zweifel übrig, weil so viele Geschichtschreiber über diese so sehr in die Augen fallenden Begebenheiten vollkommen einstimmig sind.

Zeichen eines unzuverläßigen Geschichtschreibers.

III. Ein Geschichtschreiber ist allemahl verdächtig, wann er mit sich selber nicht überein kömmt. Philostratus stellt den Apollonius als einen Mann vor, dessen Leben eine beständige Reyhe von Wunderwerken gewesen, und er beklagt sich, daß man hundert Jahr nach seinem Tode ihn dennoch völlig ins vergessen habe fallen lassen. Wer kan aber nun glauben, daß man so viele Wunderwerke so bald vergessen, die der herrschenden Religion so vortreflich zu statten gekommen wären? Man kan auch über die Gemühs-Art eines Verfassers einige Nachricht aus denjenigen Schriftstellern hohlen, die zu seiner Zeit gelebet, und noch mehr aus denjenigen, die kurz nach ihnen geschrieben, und die freyen Urtheile ihrer Mitbürger zu sammlen im stande gewesen sind.

Die Umstände sind oft irrig.

IV. Wann die Umstände von keiner besondern Wichtigkeit sind, so werden sie oft verstellt, nachläßig erzählt, und ein algemeiner Irrthum eingeführt. Aber man würde sehr unrecht schließen, wann man daraus auf die algemeine Unzewißheit der wichtigern Umstände schließen wolte, die man einer genauen Prüfung unterworffen. Man hat sehr lange gewisse Reime dem Malherbe und der Frau Desloges zugeschrieben, die man hernach mit mehrerm Recht den Racan und Gombaruld wieder zugeeignet. Man hat des M. Pelisson Todt mit einigen unrichtigen Umständen erzählt. Hr. B. zieht aus diesen besondern Fällen algemeine Folgen, aber er irret sehr weit. Wer auf eine solche Art schließt, der muß sich auf solche Leser verlassen können, denen der Zweifel sehr angenehm ist.

V. Es

Auch die Urtheile von den Gedanken der Menschen.

V. Es ist allemahl sehr schwer die geheimen Absichten einer Unternehmung oder einer That auszufinden. Als Pericles den Krieg im Peloponnesus anfieng, streuete man allerley Verläumdungen wieder ihn aus.* Hr. B. hoft dadurch den historischen Zweifel zu bestärken. Aber, obwohl die Beweggründe verborgen sind, so liegen doch die Begebenheiten am Tage, und es hat sich noch niemand gefunden, der den Peloponnesischen Krieg geläugnet hätte.

Hr. B. giebt selber die Zeichen an wodurch man das wahre und falsche unterscheiden kan.

VI. Wann dem Hrn. B. die besondere Lust ankömmt den Spinosa zu bestreiten, so vergißt er seine algemeine Liebe des Zweifels. Er zeigt die Möglichkeit der Wunderwerke sehr wohl wieder ihn, und schließt so bündig, daß die ganze Stelle als eine Abschwerung der Pyrrhonisterey angesehen werden kan.** Man kan sie im Artikel Spinosa lesen. Auch im Abschnitt Damascenus*** trift man ein Bewahrmittel wieder den algemeinen Zweifel in wichtigen historischen Dingen an, die Hr. B. angiebt, indem er eine Anmerkung des M. Jurieu beleuchtet. Dieses Mittel ist „ nicht allem Gerüchten oder Münchenfabeln leichterdinge zu trauen, und sich nicht zu übereilen, indem man etwas aus den Begebenheiten folgert, von deren historischer Gewißheit man noch nicht versichert ist. H. B. lehrt uns

* Pericles Not. H.
** Not. R.
*** Not. D.

uns auch untergeschobne Geschichte verwerfen, bey Gelegenheit gewisser Indulgenzen, die Sixtus IV.* in einer sehr schändlichen Gelegenheit denen Römern solte zugestanden haben. Seine hier, und an mehrern Orten gebrauchte Ausdrüke sezen zum Grunde, daß man die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden vermögend seye. Des Hrn. B. genommene große Bemühung, die Lebens-Geschichte des Calvins und des Luthers aus einander zu sezen, und die wieder sie ausgestreuten Verläumdungen zu wiederlezen, wäre ja eine sehr vergebene Arbeit, wann alles ungewiß wäre.

Ein Einwurf wird beantwortet.

VII. Solte sich wohl jemand finden, der hier dem Hrn. B. auf diese Weise das Wort redete. „ Man muß nicht so einfältig sein, und glauben, er habe an diesen „ Stellen seines Herzens Meinung gesagt. Seine „ Absicht war bloß über den Leser und über die Verfasser zu scherzen, und von allem das Wiederspiel „ zu behaupten, was andere geschrieben. Er wiederlegt diesen und jenen Verfasser, weil er dieses „ gesagt, und jenes geglaubt. Er würde ihn aber „ eben so wiederlegen, wann er eben das Wiederspiel „ gesagt und geglaubt hätte. Sein Zwek ist nicht „ aufzurichten, sonder nieder zureissen. „ Solte aber eine solche Gemühts-Art dem Bäyle wohl Ehre anthun? Wie hat er dann sagen können, daß sein Critisches Wörterbuch ein Versicherungs-Buch für die Gelehrten sein solte? Wann er nichts zum Zweke ge-

* Art. Sixtus IV. not. B.

gehabt, als sich lustig zu machen, war dann seine Absicht einem rechtschaffnen Mann wohl anständig, und verlohr er nicht mehr am Ruhm der Redlichkeit, als er am Wize gewann. Nein, ich wolte nicht gerne ein so verhaßtes Bild vom Hrn. B. machen. Es ist besser zu glauben, die Pyrrhonische Zweifelsucht seye eine unnatürliche Stellung des Gemühtes, die der Natur zuwieder ist, Hr. B. hat sie nicht beständig aushalten können, und, da er sich überzeugt gesehen, daß dieser oder jener Verfasser etwas unwahres geschrieben, so hat er sich nicht enthalten können, sie mit Beweißthümern zu wiederlegen. Wir wollen dem Leser allen Anlaß geben sich zu überzeugen, daß wir die rechte Absicht des Hrn. B. getroffen, und daß er eine besondre Gabe besessen habe, in historischen verwikelten Dingen die Wahrheit ausfündig zu machen, und dieselbe von den Irrthümern und Unwahrheiten zu unterscheiden. Er braucht nur die Articel Carl der *V.* not. T. *Concini* note G. *Loyola* note N. *Cassius Severus* note H. *Annat.* note B. zu lesen, man wird an allen diesen Stellen einem völligen Wiederruff desjenigen antreffen, was er anderswo von dem algemeinen Zweifel in den Geschichten gesagt gehabt.

Des Hrn. B. Geständnüß.

VII. Hr. B. zeigt auch selbst die Stärke derer Gründe, die man in gewissen Fällen von dem Mangel der Beweißthümer hernehmen kan. Man sagt z. Ex. unter andern Uebungen der Braminen sey auch dieses ein, daß sie lange auf einem Fuße stehen bleiben, u. e, die Augen gerade gegen die brennende Sonne wnd

den, ohne im geringsten die Augenlieder zu bewegen. Dieses ist gewiß ein merkwürdiger Umstand, und es hat kaum von einem einigen unbemerkt können gelesen werden, der die Gelegenheit gehabt hätte, die Braminen zu sehen. Indessen sagen verschiedene Schrifftsteller kein Wort davon. Woher kömmt das? Es kan keine andre Ursache dieses Stillesch weigen angegeben werden, als daß diese Reisende wohl gesehen, daß es eine bloße Erdichtung einiger Auffschneider gewesen. Es giebt also sagt Hr. B. gewisse Fälle, wo der Mangel von Beweisen selbst einen kräfftigen Beweiß abgiebt. Auf die gleiche Weise zeigt Hr. B. auch die Unrichtigkeit einer gewissen Weissagung, die Angelo Cattso * über den Tod des Herzogen von Burgund gemacht haben solte.

Nuzen der Enthaltung vom urtheilen.

VIII. Die Enthaltung vom urtheilen ist in gewissen Fällen ganz nüzlich, sie ist so gar ein Mittel wieder die Pyrrhonisterey. Unvorsichtige und übereilte Gemühter verfallen am ersten in diese Secte, wann sie tausenderley Dinge ohne Prüfung angenommen, und sich so offt auch bewogen gefunden haben. Aber deswegen muß diese Enthaltung nicht algemein sein. Zwey Gelehrte gerahten irgend worüber in eine Streitigkeit, sie ärgern sich, und sprechen übel von einander. Nach einer Zeit werden sie wieder Freunde, sie entschuldigen sich gegen einander. Hieraus entsteht eine Ungewißheit in allem dem, was einer von des andern Gaben oder Gemühts-Art geschrieben hat. Aber es ist deswegen doch nicht schwer einzusehen, daß

* Art. Cattso ust. C.

daß die Leidenschafften ihren Kiel gelenkt gehabt, und man ihrem Wiederruffe mehr Glauben schuldig ist, als ihren Anzüglichkeiten. Dieses gesteht Hr. B. im Artikel Blondel.

Alzuweit getriebene Ungewißheit.

IX. Wann es schon hin und wieder einige Stellen in der Geschichte giebt, die allerdings zweifelhafft sind, so kan man doch daraus nicht eine algemeine Pyrrhonisterey schliessen. Es trifft sich wohl eher, daß man eben aus diesen zweifelhaften Begebenheiten gewisse Regeln und Gesetze ziehen kan, wodurch man die ungewissen Begebenheiten von den zuverläßigen zu unterscheiden vermögend wird. Man ist z. Ex. nicht einig, ob Horatius Cocles eine Wunde empfangen oder nicht, da er die Brücke zu Rom wider die Porsenna so männlich vertheidigt. Aber wie kan daraus Hr. B. auf einen algemeinen Zweifelstand schliessen? Man weis, daß der Brand, der Rom bey der Gallier Einbruch verzehrt, zugleich alle öffentlichen Urkunden zu Grunde gerichtet hat, und daß die neuern Geschichtschreiber bloß auf die Erzählungen haben bauen müssen, die mündlich von den Eltern zu den Kindern übertragen worden, und die niemahls ohne Ungewißheit seiu können, wann die Sache blosse Umstände betrifft.

Falsche Anklagen widerlegt.

X. Verschiedene Personen erzählen offt die gleiche Begebenheit auf unterschiedliche Weise, und geben von der gleichen Person widerwärtige Begriffe. Aber man hat dennoch solche Mittel, durch welche man die Warheit und den Irthum unterscheiden kan. Also zeigt z. Ex. Hr. B.

auf eine ganz überzeugende Art, daß man den Rittangel mit unrecht beschuldigt hat, als wann er zur jüdischen Glaubensbekäntnüß übergegangen wäre. Auf eben die Art verwirfft er gänzlich die falschen Gerüchte, die über den Rechtsgelehrten Baldus ergangen, dem man auf eine handgreifliche falsche Weise zur Last gelegt, als wann er von vielen Verfälschungen überführt, und auf eine Ehren-verlustige Art deswegen gestrafft worden wäre. Eben so lehrt uns Hr. B. die Fälle unterscheiden, wo die Schrifftsteller Glauben und Beyfall verdienen oder nicht, wann er vom Possevin, vom Bolzec, vom Garasse u. s. w. handelt.

In wie fern der Gewinn einer Feldschlacht zweifelhafft sein könne.

XI. Von den streitigen Begebenheiten ist keine dem Zweifel mehr unterworfen, als der Ausschlag der Schlachten. Es geschieht offt, daß so fort nach der Schlacht sich beyde Theile des Vortheils rühmen. Aber Hr. B. gesteht selbst, daß es gewisse Kennzeichen giebt, woraus man sich versichern kan, ob ein Sieg würklich erhalten oder ob er zweifelhafft ist. Man kan diese Kennzeichen im Abschnitte vom Caesar finden.

IV. Abschnitt.

Prüfung der Zweifler in die Naturlehre.

I.

Ursachen hier kürzer zu sein.

Wir werden uns in diesem Abschnitt nicht lange aufhalten, weil des Hrn. B. meiste Einwen-

wendungen schon mit denen beantwortet worden, die Sextus gemacht hat. Ueberdem müste man den ganzen Umfang der Naturlehre durchgehen, wann man unterscheiden wolte, was Hr. B. in demselben mit Recht für ungewiß gehalten, und was hingegen unumstößlich fest steht. Es ist genug, wann wir beweisen, daß wir über einige Fälle eine völlige Gewißheit haben; wann dieses ist, so sind wir schon in unsrer Hofnung noch mehrere zu finden, und in unsrer Begierde dieselbe zu suchen, genugsam gegründet.

Von der Ausdähnung.

Hr. B. will den Begrif von der Ausdähnung widerlegen. Er bringt des Sextus Einwendungen wieder vor, die alle dahin hinauslauffen. 1. der Begrif der verschiedenen Ausmessungen ist unmöglich 2. Zwey Körper können einander nicht berühren, ohne daß einer in den andern eindringe. 3. Wann es Körper giebt, so berühren sie sich. Aber alles dieses ist schon geprüft worden.

Er sagt, man habe keinen Begrif von der Grösse der Körper, weil vielleicht es mit unsern Augen eben die Bewandniß haben könte, wie mit den Ferngläsern, deren Würkungen bey dem einen Menschen den gleichen Körper grösser und den andern kleiner vorstellt, dessen Augen anderst gebildet sind. Man antwortet. 1. Ungeachtet der Veränderung, welche das Alter in unsern Augen zuwegen bringt, empfindet man doch keine Aenderung in der Grösse der Körper. 2. Wann es schon in der Grösse, so wie sie an sich selber ist, eine Verschiedenheit gäbe, so würde man doch über das Verhältniß der Grössen einig sein. 3. Aus den

Schwachheiten der Augen kan man wieder die Ausdähnung der Körper selber, die etwas wesentliches ist, gar nichts beweisen.

Von der Bewegung

II. Die Würklichkeit der Bewegung ist durch den Zeno mit einem vom Hrn. B. angeführten Einwurfe sehr übel angegriffen: „ Wann „ ein Körper eine Bewegung erhält, sagt Zeno, so „ war diese Bewegung würklich nicht, eh und zuvor „ sie der Körper erhalten hat. Nun aber kan das„ jenige nicht anfangen würklich zu werden, was „ nicht immer gewesen ist, sonst würde aus nichts etwas werden. „ Was bedeutet diese Schwürigkeit? Wann man dieselbige Schwachheit völlig einsehen will, muß man nur die Ausdrücke verändern, und anstatt zu sagen, aus nichts wird nichts, die Worte brauchen, alle Veränderungen setzen eine Ursache zum Grunde Hat man dieses gethan, so ist die ganze Sache erörtert. Es ist ein Widerspruch zu sagen, ein Körper ändert seinen Platz, ohne diejenigen, die er antrifft, aus ihrer Stelle zu bewegen. Es muß also eine Bewegung die andre hervorbringen, und bey dieser Handlung ist es nicht ein nichts das zum etwas wird, es ist nur eine Ursache, die ihre ordentliche Würkung hervor bringt, dann die Bewegung ist an sich selbst etwas thätiges und würksames.

Hr. B. sagt weiter: „ Wie könten sich drey oder „ vier bewegte Körper zusammen vertragen, die zu „ gleicher Zeit auf den gleichen Körper würken. „ Wuste er dann die bekannte Lehre von den zusammengesetzten Bewegungen nicht? Hat man denn nicht

unfehl=

unfehlbare Regeln, nach welchen man die Richtung ausrechnet, in welcher ein Körper bewegt wird, auf den ihrer etliche zugleich würken.

„ Er fährt fort, wann die Bewegung eine Be-
„ schaffenheit der Ausdähnung ist, so hat sie keine
„ Würklichkeit, die von der Würklichkeit der Aus-
„ dähnung unterschieden seye. Also bringt derjenige,
„ der die Würklichkeit der Bewegung hervorbringt,
„ auch die Würklichkeit der Ausdähnung hervor, und
„ diese war dennoch schon vorhanden. Aber 1. man würde eben sowohl sagen können, derienige bringe den gebildeten Körper hervor, der die Bildung verursacht. 2. Die Ausdähnung kan bleiben und würklich da sein, ob sie es wohl auf verschiedene Weise ist. Wer da spricht, man bringe einen Körper hervor, weil er macht, daß der Körper in Bewegung komme, der verwirrte den Verstand der Worte auf eine eben so handgreifliche Weise, als wann man sagte: ich habe mich reich gemacht, also habe ich mich erschaffen. Wann wir aber auch schon auf diese Fragen nicht antworten könten, so würde doch nicht folgen, daß wir ewig über diese Materie in der Finsterniß bleiben müsten.

Gewißheit der Absichten natürlicher Dinge.

III. Man kan von der Naturlehre auf dreyerley Weise handeln. Man kan auf eine blosse historische Art damit umgehen, und die Begebenheiten sich bloß im Kopfe ordentlich eintragen. Auf eine andere Art betrachtet man die Art und Weise, nach welcher die Erscheinungen hervor gebracht werden. Diese physicalischen

Muth-

Muthmassungen sind ziemlich ungewiß, und zuzeiten ganz ungereimt. Nach der dritten Absicht trachtet man, so viel möglich, die Absichten und Nutzen der verschiednen Theile der Welt einzusehen. Dieser Theil ist sehr wichtig, er lehrt uns die Kennzeichen der Weisheit und der Güte des Schöpfers in einem jeden Theil seiner Schöpfung und in ihrem Verhältniß erkennen. Hr. B. spricht * nicht nach den genauen Regeln der Weisheit, wann er sagt: man könne sich von keiner Absicht einiger Theile der Welt vergewissern, noch die Ursachen einsehen, die GOtt bewogen haben, sie so und nicht anderst zu schaffen. Der Vorwand dieser verwegenen Meinungen ist, die Weisheit GOttes seye so unendlich als seine Macht, und folglich könte dasjenige, was wir in diesem Zustande sehen, auch in einen ganz andern gewesen sein, und dennoch seinen Nutzen gehabt haben, in welchen man die göttliche Weisheit hätte erkennen können. Dieser Schluß ist auf eine ziemlich grobe Art falsch. Wann ich die göttliche Weisheit in dem Bau der Welt bewundre, so sage ich deswegen nicht, alle andre Arten von Bau wären unweise gewesen, und hätten die Welt verstellt. Wann ich die Klugheit eines Uhrenmachers in einer Uhr gut heisse, so läugne ich nicht, daß er auch in einer Wanduhr, oder in einem Sonnenzeiger seine Geschicklichkeit zeigen könte. Ich entdecke ausdrücklich in der Welt die Kennzeichen einer freyen Ursache, die ihre Werke anderst hätte einrichten können, als sie gethan, und dennoch sind sie auch Zeugen einer weisen Ursache, die ein jedes von ihren Werken zu gewissen Würkungen bestimmt, und

* Im Art. Anaxagoras.

sie so gemacht, wie sie sein müsten, wann sie diese Würkung thun solten. Man hat solche Beyspiele eines deutlichen Verhältnüsses des Baues gegen die Würkung, daß man sich selbst die Augen ausreissen, und gegen die allerhandgreiflichste Ueberzeugung sich verhärten muß, wann man nicht die Weisheit bewundern will, die jedem Dinge seine Stelle und seine Bildung verliehen, und seine Theile, und die Triebwerke seiner Würksamkeit zusammen vereinigt hat.

Vom Raum.

IV. Herr B. hat im Art. Anaxagoras selber gewiesen, daß die Naturlehre auch solche Theile hat, die eines überzeugenden Beweises fähig sind. Dieser griechische Weise hatte sich eingebildet, ein jeder Körper sey aus Theilen zusammen gesezt, die dem ganzen völlig ähnlich wären, ein Bein aus kleinen Beinen, ein Stück Krystall aus kleinen Krystallen u. s. f. Hr. B. zieht hieraus gewisse Folgen, über die Zweifelhafftigkeit aller philosophischen Streitigkeiten, über das volle und über das leere u. s. f. Aber alles kommt hierauf hinaus. Man kan über die Ausdähnung, die nichts als ein Raum ist, nicht übereinkommen, also ist nichts als Ungewißheit in dem Begriffe der Körper, und in den daraus gefolgerten Schlusse. Wann man nicht alles weiß, so weiß man nichts.

Von den sinnlichen Eigenschafften.

V. Anderstwo saat Hr. B. * die Körper scheinen roth, blau, grün, kalt, warm, bitter, sauer, und sind doch keines von allem diesem. Also könte es auch wohl sein, daß sie uns

* Art. Pyrrhon Not. B.

uns ausgedähnet schienen, ob sie es schon nicht wären.„ Dergleichen kleine Schlauigkeiten gehen nur mit Lesern an, die in der Vernunfft und Naturlehre ganz unwissend sind. Wir haben keine deutliche Begriffe von den empfindlichen Eigenschafften der Körper, also verbietet uns die Vernunft, etwas von derselben fest zu setzen. Es bleibt uns nichts übrig, als daß es uns allerdings dünke, die Körper kommen uns gefärbt, warm, bitter vor, und dergleichen. Wir werden dadurch so gerührt, daß wir uns bereden, es seye würklich in den Körpern etwas den Empfindungen ähnliches, die von denselben in uns erregt werden, ob wohl ein kurzes Nachdenken uns überzeugt, daß diese Meinung ungegründet ist. Aber von der Würklichkeit der Ausdähnung kan ich mich um desto weniger entschliessen zu zweifeln, daß ich je stärker davon versichert bin, je mehr ich darüber nachsinne.

VI. Hieraus können wir kühnlich schliessen, die Naturlehre seye eine sehr schätzbare, nützliche, und unserer Aufmerksamkeit würdige Wissenschafft. Sie würde von ihrer Vollkommenheit viel minder entfernet sein, wann ihre Liebhaber die weise Vorsicht der zweyen hohen Schulen beobachteten, in welchen man den Weg zur Warheit antrifft, indem man sorgfältig sich enthält, dasjenige für gewiß anzunehmen, was nur warscheinlich ist.

V. Abschnitt.

Prüfung der Zweifelsucht in der Sittenlehre.

I.

Von der Ehe und der Schamhafftigkeit.

Die Pyrrhonier suchten zu zeigen, daß die Gesetze und die Gewohnheiten nichts an sich selber ehrwürdiges und verpflichtendes haben. Sie machten sich ein Vergnügen daraus, die am besten befestigte Gewohnheiten und Gesetze zu untergraben. Hr. B. sucht nach ihrem Beyspiel die gemeinen Begriffe über die Schamhafftigkeit lächerlich zu machen. Er braucht dazu die Worte des Grafen von Bussy.

„ Ist es nicht eine bewunderungswürdige Sache„
„ sagt dieser, daß die Gewohnheit und das blosse
„ Ansehen der Person so viel Gewalt in der Welt
„ haben. Ein Mensch sagt diese drey Worte Ego,
„ Coniugo, Vos und damit erhält ein Junggeselle
„ die Freyheit mit einer Jungfrau in Gegenwart, und
„ mit dem Beyfall aller Leute zu Bette zu gehen.
„ Man nennt es wohl gar ein Sacrament, welches
„ durch eine geheiligte Person angedienet wird.
„ Wann diese drey Worte nicht gesprochen wären
„ worden, so würde man die gleiche Begebenheit
„ als eine ewige Schande für das Frauenzimmer an-
„ sehen, und denjenigen, der die Zusammenkunfft
„ vermittelte, einen Kuppler nennten. Sind die
„ Gesetze nicht recht lächerlich.

Dieser Scherz des Hrn. von Bussy wird vom Hrn. B. in allen Ernst zur Vertheidigung des pyrrhonischen

schen Zweifels gemißbraucht. Aber es ist in dem ganzen Dinge nichts gründliches. Dann erstlich stellt sich der Hr. von Bussy an, als wann man einen natürlichen Unterscheid zwischen der Ehe und der unbedingten Lust machte, da dieser Unterscheid bloß sittlich ist. 2. Er stellt die ehliche Freyheit vor, als wann sie bloß die Folge gewisser vorgeschriebnen Worte wäre, und verführt dadurch den Leser auf eine unbillige Betrachtung der Sache.

Gründlich davon zu reden, so hat das menschliche Geschlecht nicht ohne den Unterscheid der Geschlechter bestehen können; Aber die Erzeugung der Kinder wird für die Gesellschafft erst alsdann nützlich, wann sie wohl erzogen und gesittet sind. Diese Auferziehung ist nicht möglich, wann sich nicht mit vereinigten Kräfften ein Vater und eine Mutter derselben annimmt. Die natürliche Liebe und der Nuz den sie davon hoffen, treibt sie an, alle ihre Bemühungen, viele Jahre lang dazu anzuwenden, dann die Auferziehung muß unumgänglich biß zu einem erwachsenen Alter fortgesetzt werden. Es ist nichts als billig, als daß diejenigen in der Ebbe ihres Lebens die Vergeltung der Sorge geniessen, womit sie sich in der Blüte ihrer Tage beschwert haben. Diese Gründe machen, auf eine ganz natürliche Weise, daß der Ehestand so dauerhafft als das Leben sein muß.

Die Vereinigung eines Vaters und einer Mutter hat einen grossen Einfluß auf die Tugenden eines Haußgesindes. Die Unvolkommenheiten und die Fehler, die auf beiden Seiten sich befinden, würden bald

diese

diese Einigkeit stören, wann man sich nicht unter einander vertrüge. Diese Verträglichkeit wird dadurch sehr gestärkt, daß man wohl weiß, wie unzerbrüchlich man vereinigt ist. Wann man sich so bald schaden könte, als man es gut findet, so würde sich ein jeder weniger selbst in Acht nehmen, man würde einander weniger vergeben, und man würde dem Anfang der Leidenschafften weniger widerstehen, weil man sie durch die Trennung des Bundes zu befriedigen die Macht hätte. Die Kinder von verschiednen Ehen würden sich vermehren, und mit ihnen würden die Uneinigkeit, und die Gezänke zunehmen. Der Väter Leichtsinnigkeit würde den Kindern ein übles Beyspiel geben, und die Hochachtung vermindern, die jene von diesen sonst zu erwarten haben. Die Einigkeit der Väter und der Mütter thut noch eine andre gute Würkung. Sie macht, daß die beyderseitigen Verwandten eine Liebe für die Kinder gewinnen, sich ihrer annehmen, wann sie zu Waisen werden, und aus Ehrerbietung für das Angedenken der verstorbenen einen Antheil an dem Glücke ihrer Nachkommen nehmen.

Wann man das Band der Ehe als etwas ehrwürdiges ansehen will, so muß man alle leichtsinnige Gedanken davon ablegen. So lang man diese hegt, so lang ist man auch geneigt, dieses Mittel eines erlaubten Vergnügens zu verachten. Es ist andem, daß das wesentliche der Ehe eigentlich in der Uebereinstimmung zweyer Personen besteht, die in ihrer Verknüpfung ihre Glückseligkeit zu finden hoffen, und

in

in der Absicht thre etwanigen Kinder wohl zu erziehen, sich verbinden, ihre Lebenszeit bey einander zuzubringen, und die endlich diese Verbindung den andern Mitbürgern bekannt machen. Aber der Nutz der Gesellschafft ist gar zu sehr mit dem guten Zustand der Ehen verbunden. Also hat sie für gut erachtet 1. Die Ungebundenheit zu bestraffen, welches entweder mit einer gerichtlichen Beschämung, oder wenigstens durch eine algemeine Verachtung geschieht. 2. Sie verbindet mit dem Ehestand gewisse Vorzüge, die diejenigen, die aus demselbigen gebohren werden, von denen unterscheiden, die aus einer gesetzlosen Brunst erzielt sind. 3. Sie macht den Eintritt in die Ehe feyerlich, indem sie einige ehrwürdige Ceremonien dazu braucht. Die Diener der Kirche nehmen einen Antheil daran, indem sie die neuen Eheleute in der Gegenwart der Gottheit vereinigen, auf daß sie die Wichtigkeit ihrer übernommenen Pflichten und Verbindungen, und die heiligen oder entsezlichen Folgen, die daran hängen, desto lebhaffter einsehen. Es ist also ein ungemein grosser sittlicher Unterscheid, in diesen zweyerley Arten von Aufführung, unter welchen Hr. B. thut, als wann er keinen finden könte.

Nicht gründlicher sind die Scherze, die der Hr. B. mit der zurükwürkenden Krafft des Ehestandes treibt, indem er lächerlich findet, daß dadurch die geschändeten Weibspersonen und ihre vor der Ehe erzielten Kinder wieder ehrlich gemacht werden. Hat wohl jemahls jemand sich einfallen lassen, daß man dadurch eine natürliche Aenderung verstünde! Es ist eine sittliche Ergänzung ihrer geschmälerten Ehre. Nichts

ist

ist gemeiner, als daß die Menschen sich von ihren Pflichten entfernen. Aber die einen kommen früher oder später wieder zu sich selbst. Andere hingegen verbleiben bis zulezt auf den unrechten Wege. Ist es nun nicht vernünfftig zwischen diesen und jenen einen Unterscheid zu machen? Ein Mann verführt ein lediges Frauenzimmer: seine Absicht dabey ist bloß seinen Affect dabey zu vergnügen. Aber er denkt nachwerts der Unehre nach, die er dem Frauenzimmer zugezogen, er befreyet sie davon, indem, daß er sie heyrathet. Die Gesezgeber haben gut gefunden, daß in diesem Falle die Kinder für ehlich angesehen werden sollen. Auf diese Art leiden die unschuldigen nicht für die fehlenden, und die Väter ersetzen ihren begangnen Frevel um desto eher, weil sie das Glück ihrer Kinder damit verknüpft sehen.

Eben so gefährlich wäre es die Schranken der Schamhafftigkeit umzustossen. Es ist eine wichtige Vorsorge, wie wir eben gesehen, alles zu entfernen, was die ehliche Treu zu verletzen verleiten kan. In dieser Absicht ist es ganz vernünfftig, daß man vor den Ausdrücken sich zu hüten habe, die gar zu lebhafft gewisse Handlungen bezeichnen, mit welchen man sich nicht gar zu nahe bekannt machen soll. Die Stoischen Weltweisen haben zwar gesagt, die Wörter, die lasterhaffte Handlungen ausdrücken, wären deswegen wohl nicht lasterhafft, ob sie wohl zu grob sein möchten. Aber hieraus folget nicht, daß sie die schandbaren Worte entschuldigt oder gebilligt haben, wie Hr. B. * ihnen zulegt.

* Art. Hipparchia Not. B.

Da es endlich ganz gewiß ist, daß die Verbindung zweyer Personen, die einander ehren und lieben, und mit vereinigten Kräfften das Glücke der Nachkommen besorgen, der Gesellschafft von einer besondern Wichtigkeit ist, so folget von sich selber, daß man die Worte und Thaten zu vermeiden habe, wodurch die Schamhaffrigkeit und Bescheidenheit verlezt werden, und wodurch man seine Begriffe mit leichtsinnigen Bildern beflekt, die die Enthaltung aller andern Personen des andern Geschlechts uns zuwider machen.

Von der ehlichen Pflicht.

II. Alle Schwürigkeiten lauffen endlich auf diese Frage hinaus: „ Soll man sich „ schämen die ehlichen Vergnügen, und „ zu mahl öffentlich, zu geniessen. „ Hr. B. leyhet hier den Cynischen Philosophen viele Beweißgründe. Er dringt auf das Beyspiel der Thiere, und der barbarischen Völker. Aber dieses ist eine ungerechte Schlauigkeit, die darinn besteht, daß Hr. B. algemeine Folgen aus gewissen Grundsätzen zieht, die nur in einigen Fällen richtig sind. Ist es nicht lächerlich bey den Thieren sich Raths zu erhohlen, was der Natur des Menschen am gemässesten seye? Müste man nicht vor allen andern beweisen, daß der Mensch keinen Vorzug vor den Thieren habe? Hr. B. hat diesen Beweißgrund selbst in dem Artikel Barbe umgestossen, wo er kräfftig erweiset, daß der Mensch andre Gesetze als die Thiere zu befolgen schuldig ist, und zwar eben aus dem Grunde, weil seine Natur weit über die Thiere ihre erhaben ist. Es ist eben so ungerecht, alle Thaten der Menschen durch-

zugehen,

zugehen, wann man wissen will, ob gewisse Meinungen die unauslöschlichen Spuren des Urhebers der Natur seyen? GOtt hat den Menschen gewisse Regeln gegeben, und sie in Stand gesezt dieselben zu kennen und zu beobachten, aber er hat sie deswegen nicht mit einer unvermeidlichen Nothwendigkeit umstrikt, nie davon abzuweichen. Kan nicht eine schlimme Auferziehung einige gute Neigungen ersticken, mit denen ein Mensch gebohren worden? Man kan nur die Völker durchgehen und untersuchen, in was für welchen diese natürlichen Gefühle zum Theil ausgelöscht seyen, wann man sich überzeugen will, daß gewisser massen, sie sehr unglüklich, und unvernünfftig leben. Es ist wahr, es giebt Völker, die sich der Schamhafftigkeit gänzlich entzogen haben. Aber dieselben sind auch in so vielen andern Dingen unvernünfftig, daß man billig schliessen kan, ihre Verachtung der Schamhaftigkeit sey eine Folge des Verderbens ihrer Vernunfft.

Noch hiervon. III. Ich merke ferner an, daß die Worte **auslöschen** und **ausrotten** uneigentlich sind, wann man sie auf diese natürlichen Begriffe deutet. Es wäre eigentlicher wann man das Wort einschläffern brauchte, und dieses einschläffern hat wieder verschiedene Stuffen, die es mehr oder weniger gefährlich machen. Die Cynischen Philosophen haben die Unverschämtheit sehr weit getrieben, und gewisse Völker folgen ihnen darinn sehr merklich nach. Aber dennoch folgen die Pyrrhonier diesen vortreflichen Beyspielen nicht, wodurch sie deutlich zeigen, daß sie die Begriffe der Ehrbarkeit billi-

gen, die durch die Uebereinstimmung und den Gebrauch der gesitteten Völker angenommen und bestätigt worden sind.

Gebrauch d u man hierbey von der Offenbahrung machen kan.

IV. Der Hr. B. verweiset uns auf die Offenbahrung, und heißt uns dort die Machtsprüche suchen, wodurch der Wohlstand und die Schamhafftigkeit in Krafft erwachsen. Aber nach seinen Sätzen würden wir uns vergebens dahin wenden, da ja die Vernunfft nicht im Stande ist die Warheit zu entdeken, da sie ein Wetterhahn und ein verführischer Wegweiser sein soll. Die heiligen Schrifften können verschiedentlich ausgelegt werden, und alle diese Deutungen sind für einen Pyrrhonier gleich wahrscheinlich. Die Religion selber hat ja, wie Hr. B. sagt, auch ihre Cynischen Weisen gehabt, wohin er in seinem Wörterbuch die Adamiten zieht. Man sieht also wohl, wie wenig aufrichtig Hr. B. es meint, wann er so offt, und mit so nachdrüklichen Worten das Licht des Glaubens erhebt. Dann er nimmt ja mit der einen Hand alleg zurük, was er mit der andern zu geben scheint. „Das Licht der Warheit ist, nach „ seiner Meinung, in einem Abgrund verschlossen, „ aus welchem sie niemahls heraus kömmt, und aus „ welchem sie uns nur einige Strahlen zuwirfft, die „ biß zu unserm Sinne kommen, vorher aber so offt „ gebrochen worden, und ihren Glanz mit so vie„ len finstern Körpern vermischt haben, daß sie zu „ nichts taugen, als falsche Bilder hervor zu bringen.„

Wann

* Art. Anaxagor. Not. G.

Wann alles dieses sich so verhält, wie kan man sich dann auf die Folgen verlassen, die die Vernunfft aus der heiligen Schrifft zieht?

Recht der Natur.

V. Carneades macht einen Einwurf wider das Recht der Natur, den Lactantius anführt und Hr. B. wiederholt. „Wann einige Gerechtigkeit würklich da wäre, so wäre sie entweder „ auf das positive Recht, oder auf das natürliche „ gegründet. Nun aber ist sie nicht auf dem erstern „ feste, dann dieses ändert nach den Zeiten und den „ Orten, und ein jedes Volk lenkt es nach seinem Eigennutze. Sie gründet sich aber auch auf das na„ natürliche Recht. Dann dieses Recht ist nichts „ anders als die Neigung, die die Natur allen Thie„ ren gegen dasjenige gegeben hat, das ihnen zuträg„ lich ist, und nach diesem Hange kan man sich nicht „ richten, wann man nicht tausenderley Fehler be„ gehen will. Hieraus folgt, daß das Recht der „ Natur der Grund der Gerechtigkeit unmöglich „ lich sein kan u. s. w.

Die ganze Krafft dieses Beweises beruhet auf einem ganz handgreiflichen Wortspiele. „Wann man sagt, das Recht der Natur sey die Neigung, die alle Thiere von der Natur zu ihrem Besten empfangen haben, so versteht man hier nicht die unvernünfftigen Thiere. Es ist um die Menschen und darum zu thun, ob die Begriffe von Ordnung und Pflicht bloß willkührlich seyen, oder ob sie etwas würkliches in sich fassen. Carneades sprach wider sich selber, dann führte sich, wie Quintilian von ihm sagt, nach den

Gesetzen auf, wann er schon der Ungerechtigkeit das Wort redete. That er dieses aus Hochachtung für die Gerechtigkeit? Warum bemühete er sich also diese Hochachtung aus anderer Herzen auszurotten? That er dieses aus Eitelkeit? So erkannte er doch also etwas in der Tugend, das unsre Hochachtung verdienet, das die Menschen schäzbar macht, und ihnen eine Ehrerbietung zuzieht. Er verfiel also in einen Widerspruch mit ihm selber, und diese Aufführung kan ihn nicht anderst als verächtlich machen.

Wahres Gut.

VI. Die Spizfündigkeiten der Stoischen Weltweisen schwächten ihre Sittenlehre gar nicht. Ihr Streit, den sie mit den Aristotelischen Weisen über die Natur des wahren Gutes hatten, war ein bloßes Wortspiel. Das wahre Gut ist dasjenige, das dem Menschen am zuträglichsten ist. Der Mensch ist aber ein zusammengesextes Wesen, er hat verschiedene Sinne, verschiedene Nothwendigkeit, ungleiche Umstände, und seine Begriffe ändern sich mit dem Alter. Die Weisheit besteht darinn, daß man die grösten Güter den mindern vorzieht, und urtheilt, was für welche sich zu den Umständen am besten schicken, in welchen wir uns würklich befinden. Die Stoiker gestunden, daß man allerdings essen, trinken, und schlaffen, muß, und sie zogen den Zustand eines Menschen, der das nothwendige besaß, dem Zustand eines andern vor, dem es fehlte, und der z. Ex. keine Leben s-Mittel hatte. Aber sie verlangten, daß man diesen bessern Zustand, und seine Güter bloß vorzüglich nennen solte, und sie wolten ihnen den Nahmen Gut, oder Besser nicht gönnen. Der

Unter=

Unterſcheid war bloß in den Ausdrücken, und im Grunde war ihre Sittenlehre für die nöthigen Lebensregeln zureichend genug.

Vorzug des ehrlichen vor dem nüzlichen.

VII. Der Vorzug des ehrlichen vor dem nüzlichen, iſt den Heiden ganz deutlich vorgekommen. Der gleiche Carneades giebt in der folgenden Regel ein rührendes Beyſpiel hiervon. „Wann man wüßte, „ ſagt er, daß ein Feind oder jemand von deſſen Tode man einen Vortheil zu erwarten hätte, ſich an „ eine Stelle ſezen würde, wo eine gifftige Schlange läge, ſo wäre es eine Pflicht, ihn zu warnen, „ wann man auch gar keinen Vorwurff vom Stillſchweigen zu befahren hätte.„ Plato ſagt im XI. Buche ſeiner Geſeze. „Wann er einen verborgnen „ Schaz fünde, ſo würde er ihn nicht anrühren, wann „ ihn ſchon die verſammleten Wahrſager verſicherten, daß er es mit Recht thun könnte. Dieſer „ Schaz würde nicht ſo viel wehrt ſein, als unſer „ Zunehmen in der Tugend und der Gerechtigkeit, „ welches uns nicht entſtehen wird, wann wir das „ Herz haben ihn zu verachten.“ Wann man eben ſo viel mit der Tugend als mit dem Nuzen ſich beſchäfftigte, ſo würde uns die Pflicht, wodurch wir das ehrliche dem nüzlichen vorzuziehen verbunden ſind, eben ſo deutlich und eben ſo unläugbar vorkommen, als die allergemeinſten Pflichten. Es iſt wahr, der Man ſucht ſich durch dieſelben bisweilen zu etwas mühſames und unangenehmes gezwungen, und man muß einige Vortheile verläugnen, die ihren Wehrt, und ihre Anmuth haben. Aber dieſes ſel-

ber erhebt die Vortreflichkeit der Tugend. Hr B. gesteht, daß den Heyden, wann sie ja die wahre Tugend nicht ausgeübt haben, dennoch dieselbe sehr wohl bekannt gewesen. Er giebt hiervon Beyspiele an, wieder die nichts einzuwenden ist. Aber woher haben die Heyden die wahre Tugend gekannt? und was hatten sie für ein Mittel sie zu kennen, wann die Vernunfft hierüber weder Licht noch Gewißheit ertheilt. Es ist im übrigen genugsam, wann man dasjenige, was Hr. B. von der Schönheit und dem Wehrt der Tugend selber sagt, mit den elenden Scheingründen zusammenhält, womit er anderswo dieselbe bestreitet, und die er von den unvernünftigen Thieren, oder von einigen wilden Völkern herleitet: Sie sind aus Zweydeutigkeiten zusammen gesezt, und auf die Dunkelheit gegründet, die in einigen verwirrten Streitigkeiten oder undeutlichen Fällen überbleibt. Diese Vergleichung wird uns leicht überzeugen, daß mehr Wahrheit in demjenigen ist, wodurch die Nothwendigkeit, und die Vortreflichkeit der Tugend bewiesen wird, als in dem, was man wieder ihre Nuzbarkeit einwendet.

Pflichten des Menschen zu seiner Besserung.

VIII. Ein jeder Mensch ist verbunden sich über seine Pflichten in eine vollkommne Gewißheit zu sezen, und sich beständig darauf zu legen, was ihm am gerechtesten und vernünftigsten vorkömmt. Wann er sich von dieser Richtschnur entfernet, so muß er sich selber lebhafte Verweise geben, und von seinen Fehlern durch eine neue Entschließung wohl zu leben wieder aufrichten. Diese Wahrheiten sind deutlich, und

keine

keine Schwürigkeiten, die man dawider machen möchte, können mich bewegen sie in Zweifel zu ziehen. Man bringt mir spizfündige Fragen vor, die ich aus Mangel des nöhtigen Vorschubes nicht auflösen kan. Man sagt mir von Americanern die ich nicht kenne, und von denen ich keine Rede' und Antwort geben kan, wann ich nicht in einen genugsamen Umgang mit ihnen gestanden bin. Ich sehe daraus, daß man bloß sucht, mich in eine Verwirrung zu bringen, und werde mich deswegen wohl hüten, mich von den Grundsäzen abbringen zu lasen, deren Gründlichkeit mir wohl bekannt ist.

Der Heyden Begriffe von der Tugend.

IX. Wann man auf eine unbetrügliche Weise sich überzeigen will, daß die Heyden vortrefliche Begriffe von der Tugend und dem Ehrlichen sich gemacht haben, so braucht man sich nur bey ihnen selber Rahtes zu erhohlen. Plotinus, Socrates, Antoninus, Epictetus, Phocylides und viel andre Alten werden uns zeigen, daß die Vernünfft allerdings fähig ist, über die Sitten ein Licht anzusteken, und Lehren zu geben. Haben aber die Philosophen dieses gekonnt, warum solten es andre Menschen nicht können? Die Ungleichheit die Gaben kan auch in dem Erkenntnüß einen Unterscheid machen: Aber diejenigen, deren Looß das kleinste gewesen ist, haben deswegen doch gewisse algemeine Begriffe, die ihnen zu Grundsäzen dienen, und auf welche der gerechte Richter sein Urtheil gründen wird, als der niemals zu ernden verlangt, wo er nicht gesäet hat.

X.

Unbewegliche Natur des Rechts und Unrechts.

X. Recht und Unrecht haben eine unbewegliche Natur, wann es schon einige Fälle giebt, wo es nicht leicht zu sagen ist, was recht oder unrecht seye. Es verhält sich damit, wie mit den Farben, es giebt Vermischungen unter denselben, deren Nahmen es sehr schwer scheint zu bestimmen. Aber die puren und einfachen Farben, kan man mit dem ersten Anblike unterscheiden. Also giebt es auch Fälle, wo der Nuz oder Schade einer That, ihr Verhältnüß gegen uns und gegen andre Menschen, die Früchte, die das menschliche Geschlecht aus der Beobachtung gewisser Geseze zu hoffen hat, die Ungelegenheiten, die daraus entstehen können, kurz da alle diese verschiednen Betrachtungen, eine Verwirrung machen, die man Mühe hat aus einander zu wiklen. Aber diese verwirrte Fälle hindern nicht, die Deutlichkeit derjenigen einzusehen, die leicht und einfach sind. Man kan z. E. fragen, ob ein übel verwahrtes Gut die Beute desjenigen wird, der es zuerst in Besiz nimmt: Man kan ungewiß sein, ob es nicht nüzlich wäre durch diese Verordnung den würksamen Fleiß zu belohnen, und die Saumseligkeit zu bestraffen. Man kan hierüber bis auf eine gewisse Ferne gegenseitige Gründe vorbringen. Aber es wird hingegen niemand sich erkühnen zur Frage zu bringen, ob es erlaubt seye die Thüren aufzubrechen, den Herrn im Hause zu binden, und ihn von seinem Gute zu berauben. Die Irrthümer, in welche so viele Menschen in Ansehung der Laster und der Tugenden verfallen, zeugen die Schwachheit, und insonderheit die Nachläßigkeit des menschlichen Verstandes an, der seine Aufmerksamkeit

vie-

vielen Wahrheiten abschlägt, die deswegen nichts desto weniger würklich und augenscheinlich sind.

Die Religion ist in Ansehung der Sittenlehre auf die Vernunfft gegründet

XI. Wann man durch die Vernunfft die wahren Grundsäze der Sittenlehre genugsam nicht befestigen könte, so wären die Heyden ganz entschuldigt, wann sie dasjenige nicht für eine Richtschnur angenommen haben, zu dessen Kenntnüß sie unmöglich gelangen können. Hieraus würde ferner folgen, daß die Vernunfft die Göttlichkeit der Religion aus der Vortrefflichkeit ihrer Sittenlehre nicht zu erkennen vermöchte. Indessen, wäre ohne diese Hülfe die geoffenbahrte Sittenlehre offt unnüz. Man könte nicht auf die algemeinen Grundsäze sich gründen, noch dieselben auf die besondre Fälle anwenden; man könte auch die metaphorischen Ausdrüke nicht erklären, unter welchen diese Gebote mehrentheils gegeben sind. Die ganze Gewißheit der natürlichen Religion würde von sich selbst fallen, der ganze Grund der bürgerlichen Gesellschafften würde einsinken. Wann Hr. B. die Gottes-Verläugner vertheidigen will, so überwindet sein Eifer für sie seinen algemeinen Zweifel. Er sucht alsdann darzuthun, daß die Schönheit der Tugend auch ohne eine Gottheit bestehen kan. Er versichert, die Begriffe des Rechts und Unrechts seyen unzerstörlicher, als die von einem GOtt. Er gesteht die Natur des Menschen seye so beschaffen, daß man sich nicht enthalten könne die Tugend zu verehren, und alle diese Geständnüsse wiedersprechen seinen eignen Zweifeln selber.

XII.

Wesentliche Uebergehungen des Hrn. B.

XII. Hr. B. versteht die Kunst die Philosophie gelten zu machen, und wiederum dieselbe für gefährlich abzumahlen, nachdem er sich andre Absichten vorsezt. War es ihm dann so schwer, die wahre Weltweisheit von der falschen zu unterscheiden, und zu zeugen, daß eine gesunde Philosophie möglich ist, die zur Religion leitet? Thaten sich nicht verschiedene Gelegenheiten hervor, da er diese Frage hätte abhandeln können, die viel wichtiger ist, als alle andre, die er in seinen Werken aus einander gesezt hat. Seine Uebergehung dieser Fragen, zeigt eine Gleichgültigkeit, die niemand als den Freygeistern angenehm sein kan. Aber man kan ihn noch etwas viel verfänglicheres vorwerffen, als das bloße Stillschweigen. „Viele Juden, sagt er, haben ihre Religion „ verlassen, und haben die heidnische Philosophie „ angenommen, die sie überwies, daß Moses ihnen „ vergebene Geseze gegeben gehabt.„ War es dann billig oder nüzlich, diesen thörichten vorwand unbeantwortet zu lassen? Konte er ihn nicht durch vielerley Antworten vernichtigen, die die bloße gesunde Vernunfft hergiebt. GOtt strafft mit Recht ein Volk, das sich weigert sich seinen an sich selbst liebenswürdigen Gesezen zu unterwerffen, indem er ihm solche Verordnungen vorschreibt, die nicht so angenehm sind, als die Rähte der bloßen Vernunfft 2. GOtt weiß besser was uns dienet, als wir selber, und das menschliche Herz ist für den Menschen selbst ein Abgrnnd. 3. Die Juden hätten antworten können, wir wissen nicht in was für Umständen und Neigungen sich unsre Voreltern befunden, und in wie weit ih-

ihnen die Vorschrifften nöhtig gewesen, die ihnen GOtt gegeben. 4. Und endlich wolte hauptsächlich GOtt die Nachkommenen des Abrahams hindern, sich mit andern Völkern zu vermischen. Der Hr. B. hätte nach seiner Einsicht und Scharfsinnigkeit noch stärkere Beantwortungen ausfinden, und seine Unpartheylichkeit bezeugen können.

Partheylichkeit des Hn B.

XIII. Die Pyrrhonisterey, sagt Hr. B. läßt nichts in der Religion übrig, worauf man zählen könne. Wann er einen aus bloßen wahren Christen bestehende gesellschaftlichen Staat so vorstellt, daß man nicht glauben kan, ein solcher Staat könne bestehen, so verlangt er, man solle einige metaphorische Reden vollkommen nach dem Buchstaben verstehen. Wann aber in der Welt nichts beständig richtig oder vernünftig ist, woher zieht denn Hr. B. seine Regeln, nach welchen man diese Ausdrüke einschränken, oder in einem weitläuffigern Verstand nehmen soll? So bald aber Hr. B. beweisen will, daß ein volkreicher Staat von Leuten ohne Religion in einem blühenden und ordentlichen Stande sich erhalten könne, so bald erweiset er auch „die Begriffe von der Schönheit der Tugend und der Häßlichkeit des Lasters seyen unauslöschlich. Also sind wahre Christen fanatische Schwärmer, deren Geist so dumm, und die Vernunfft so sehr geschwächt ist, daß sie die Figuren der Rede von den buchstäblichen Ausdrüken nicht unterscheiden können, und die Worte der Offenbahrung aus den natürlichen Begriffen des rechtmäßigen und erlaubten zu erklären nicht vermögend sind. Hingegen haben die Gottes

Ver-

Verlaugner von Natur natürliche und tugendhaffte Begriffe, und bringen dieselben ungezwungen in die Uebung. Es ist wahr, die Vernunfft und ihr Unterricht helfen einen Menschen nicht viel, der nicht mit redlichen Absichten sich durch die Heil. Schrifft zu belehren sucht. Sie ist auch für solche Gemühter nicht geschrieben, und erfodert von ihren Lehrlingen eine Vernunfft und ein rechtschaffnes Wesen, das die Wahrheit liebt, und von Vorurtheilen frey ist. Leute von dieser Art werden nicht in die Fanatisterey verfallen, die der Hr. B. den Christen zuschreibt, und sie werden den Worten Christi einen verständlichen und vernünfftigen Sinn zuschreiben.

Wie man die Religion mit dem Nuze des gesellschaftlichen Lebens übereinstimmend machen könne.

XIV. Was macht einen Ausdruk unverständlich? Entweder ist er ein bloßer Ton, der würklich keinen Verstand hat, oder er ist an eine Stelle versezt, wo er nicht hingehört. Wann man sagt 1. die Kirche müsse die Gestalt einer bürgerlichen Gesellschaft haben. 2. Eine Gesellschafft von wahren Christen könne nicht bestehen. 3. Man müsse dennoch ein wahrer Christ sein, wann man nicht ewig verdammt sein will„ Wann man alle diese drey Säze auf einmahl bejahet, so macht man sich freylich unverständlich. Wann man also die Uebereinstimmung des Christlichen Glaubens mit denn geselligen Leben zeigen will, so braucht man nichts mehr, als einige sehr starke Ausdrüke der Offenbahrung in einem Verstande auszulegen, der sich mit der gesunden Vernunft, und dem algemeinen Zwek der Schrifft vergleicht. Es ist z. Ex. befohlen, sich

ein

ein Auge auszureissen, einen Arm abzuschneiden. Dieser Befehl ist wiedersinnig, wann man ihn in einem eigentlichen Verstand nehmen will. Aber der Gebrauch und die gesunde Vernunft bestimmen den Verstand dieser Ausdrüke. Man sieht gleich, daß sie nach Art der Sprichwörter, und folglich hyperbotisch sind. Die Wörterbücher geben uns zwar die Bedeutung der Wörter, aber die Regeln der Beredsamkeit legen die Phrasen aus und zeigen den Unterscheid des buchstäblichen und des verblümten Verstandes.

Es giebt andre Stellen, die sich auf die Zeiten und die Umstände des Heilandes und der Apostel beziehen. Die Juden erwarteten einen weltlichen Erlöser, das gemeine Volk muhtmaßte, dieser Messias müßte JEsus sein. Eben deswegen sucht Christus auf alle Weise den Juden diesen Irrthum zu benehmen, und er bereitet seine Apostel, an statt der verhofften Triumphe zu lauter leiden. Hier betrachtet JEsus allemahl die erste Pflanzung des Evangeliums, die Schwürigkeiten, womit dasselbe begleitet sein solte, die Verfolgungen, die die ersten Gläubigen treffen solten, und gar nicht den Zustand der Christen in allen folgenden Zeiten. Die Apostel und ihre unmittelbaren Nachfolger nahmen keine Besoldungen an, und befolgten darinn des Heylandes Befehl. Aber sie rahten und befehlen dennoch selber, daß man künftig die Häupter der Kirche nicht unbesoldet lassen solte. Wer den Unterscheid, den die Vernunfft, der Gebrauch der Sprachen, die Kenntnüß der Geschichten uns angiebt, wohl anzuwenden

weiß, der wird fast alle Schwürigkeiten leicht wegräumen, die man in verschiedenen hartklingenden, und beym ersten Anblike übertriebenen Stellen antrift.

Ein Einwurf des Hrn. B.

XV. Aber, sagt Hr. B. "wann man die " Worte JEsu auf diese Weise ausdeutet, " so schreibt man ihm eine soiche heimliche " Zurükhaltung des wahren Verstandes zu, die nicht " anders als sehr verhaßt und verdächtig sein kan." Aber ich glaube nicht, daß man einen Verfasser einer Zweymündigkeit beschuldigt, wann man seine verblümten Reden erklärt. JEsus sagt „ weißt denjenigen nicht ab, der von euch borgen will. Aber er sezt zum voraus, ich seye im Stande zu borgen. Dieses Beding ist so sichtbar, daß man nicht sagen kan, des Heilandes Reden seyen zweydeutig, wann er schon dasselbe nicht ausgedrükt hat. JEsus liebt in den seinen ein liebreiches Herz. Ein Mensch, der mit Vergnügen in allen billigen Gelegenheiten seinem Nächsten dient, ist unserm Heiland angenehm. Aber die Klugheit muß diese Neigung dennoch beherrschen. Man muß nicht einer einzigen Person einen kleinen Dienst zu der Zeit erweisen, die man anwenden könte, einer andern einen wichtigen Vortheil zuzuwenden. Man muß seine Gesundheit nicht verderben, seine Einkünffte nicht verschläudern, seine Capitalien nicht angreiffen, wann man dazu nur leichte Gründe hat. Mit einem Worte, man kan sich wohl eines Dienstes entschlagen, den man von uns verlangt, so bald kein Vergleich zwischen der Größe dieses Dienstes, und dem Schaden ist, der

dadurch uns zuwächset. Alle Rechtsgelehrten gestehen, daß es stillschweigende Contracte giebt, und die besten, und am meisten geehrten Gesezе, bedürfen einer Auslegung, weil sie mehrentheils in algemeinen Worten verfaßt sind: niemand aber glaubt, daß diese Auslegungen der Verehrung zuwieder seyen, die man dem Gesezgeber schuldig ist. Also, sobald eine Schrifftstelle einen Verstand zu haben scheint, der den Staat verwirren würde, und demselben seine Stärke oder Wohlfart entziehen könte, so muß dieses nicht der rechte Verstand der Worte der selbstständigen Weisheit sein. Wann Hr. B. diese Grundregel anzunehmen sich weigert, so fält alles weg, was er von der Duldung fremder Religionen gesagt hat, und die Atheistischen Obrigkeiten, würden mit Grund und Ursache sich einer Lehre wiedersezen, die man nicht ohne einem beträchtlichen Schaden des Staates annehmen könte.

Uebereinstimmung der Religion und Philosophie.

XVI. Die Uebereinstimmung der Philosophie mit der Religion in der Sittenlehre ist selbst für den Hrn. B deutlich gewesen, da er in der Fortsezung seiner verschiednen Gedanken * sagt. "GOtt habe zum " Grund des gesellschaftlichen Lebens die " Schaamhaftigkeit und die Gerechtigkeit " gesezt: Die Sittenlehre der Weltweisen " habe vortrefliche Dinge in sich, und das " menschliche Geschlecht seye der Philosophie " sehr verpflichtet." Mit einem Worte er gesteht, die Verehrung und die Liebe löblicher Thaten seyen ursprüngliche Eindrüke vom obersten Wesen,

* Oeuvr. divers. p. 372. T. III.

die durch die Philosophie weiter ausgearbeitet worden.

Ferner. XVII. Wir kehren wieder zur Sittenlehre der Offenbahrung. Hr. B. nimmt dem Hrn. le Clerc übel, daß er gesagt, „ JEsus habe die Rache des erlittenen Unrechtes verboten, wann man dieselben ohne seine alzugroße Beschwerung „ ungerochen lassen könne. Ein solcher Raht„ sagt Hr. B. „ ist eben nicht gar unbequem. Wann „ man die Worte JEsu auf diese Weise auslegt, so „ wird die Christliche Sittenlehre nichts von dem „ übernatürlichen Vorzug behalten, den man ins„ gemein als ein Kennzeichen eines göttlichen Ver„ fassers ansieht.“ Wann man sich aber auf die Zeiten JEsu zurük sezt, so wird man finden, daß die Einschränkungen, die Hr. l. C. gemacht, nicht so übel gegründet sind, als wohl Hr. B. vorgiebt. Die Weisheit Gottes fand gut das Evangelium auf Erden durch solche Leute predigen zu lassen, die den Schwürigkeiten, welche man auf allen Seiten wieder sie erregen würde, nichts entgegen sezen solten, als eine Gedult, die keine Probe erschöpfen konte. Diese Zeiten waren ausserordentliche Zeiten, die für die izigen Christen nicht durchgehends zum Muster dienen. Damahls solten die Christen sich von allem ihrigen berauben lassen, um allein das Reich Gottes und die Gerechtigkeit zu suchen, die vor ihm gilt. Es soll nun zwar ihr Eifer für das Heil ihrer Seele zu allen Zeiten gleich stark sein. Aber sie sind zu unsern Zeiten in den gewöhnlichen Führungen Gotes

tes zu keinen solchen Proben beruffen. Es hat auch ohne dem der Heiland nicht verboten, bey dem ordentlichen Richter um Schutz wieder seine Unterdrücker zu flehen. Er will nur, man solle sich nicht selbst rächen, und seinen Feind nicht verfolgen, insonderheit wann er der Billigkeit Platz giebt, und uns eine erträgliche Genugthuung anträgt.

Vom Wucher. XVIII. Hr. B. verwirrt die Materie von den Zinsen, so viel es möglich ist, indem er ohne Ende allerley Verfasser dabey anführt. Wann sie aber schon eben so dunkel wäre, als er vorgiebt, was würde dann draus folgen. „Daß es „ nemlich gewisse Pflichten giebt, die sehr leicht zu „ begreiffen sind, und andre, die nicht so deutlich sich „ entscheiden lassen, weil sich vielerley Umstände in „ denselben verwikeln.

Der Wucher war z. Ex. den Juden verboten, aus Ursachen, die der Weisheit ihres Gesetzgebers allerdings würdig waren. GOtt wolte hindern, daß die Theilungen zwischen den 12 Stämmen, nicht wieder in Unordnung kommen solten. GOtt befahl also, daß die liegenden Gründe nach funfzig Jahren in die Hände des ersten Besitzers zurük fallen solten. Aller Handel mit fremden Völkern war für die Juden ohne dem fast unmöglich, weil ihre Ceremonial Geseze sie von andern Nationen wie eine unübersteigliche Schedewand absonderten. Sie hatten nichts übrig, als ihr Land zu bebauen, und das Geld war bey ihnen sehr rar. Wann ein Jude durch einen Zufall, oder durch seine eigne Schuld herunter kam, und Geld borgen mußte um sein Haußgesinde

zu erhalten, so wäre es ihm unmöglich gewesen sich wieder aus dem Elende zu schwingen, wann er davon einige Zinse hätte müssen abgeben. Deswegen verbot GOtt allen Wucher. Dieses Gesez ist vielen andern Mosaischen Verordnungen ähnlich, die keine nothwendige und natürliche Pflichten in sich fassen, und die bloß zum Wohlsein des Staates abgezielt haben. Obwohl nun diese Geseze nicht mit ausdrücklichen Worten wiederruffen worden, so fühlt man doch wohl, daß sie nicht mehr Statt finden können. Heutiges tages handeln alle Völker, die zusammen geruffen sind um einen einzigen Körper in Christo aus zu machen, alle mit einander. Die Unbequemlichkeit des Umtauschens hat das Geld nöhtiger gemacht, als es nie gewesen. Man hat sich also dahin ververglichen, daß das Gold an Wehrt einem Stücke Landes völlig gleich sein solte. Man baut ein solches, oder läßt es bauen. Im leztern Falle liefert der eine sein Land, und der andre seine Arbeit, und beyde theilen den Gewinst, wann man nicht um ein jährliches beständiges Einkommen sich verglichen hat. In diesem Falle trifft Glük und Unglük den Pachter alleine: Also vermag die strenge Gerechtigkeit selbst, daß er beständig gleich viel bezahle, obwohl die großmühtige Billigkeit von den strengen Rechten etwas nachlassen kan. Eben so verhält sichs mit dem Gelde. Wann man dasselbe nicht für eben so viel Wehrt als die liegenden Gründe ansehen wolte, so würden viele Einwohner der Stätte, und selbst auch des Landes, unglüklich werden. Man sezt sich auch wohl mit einem Handelsmann, und dieser Vergleich kömmt mit demjenigen, den man mit einem

nem Pachter macht, völlig überein. Hierin ist überhaupt nichts, daß unbillig oder der Religion zuwieder sein solte. Diese verdammt nur die Mißbräuche die sich dabey einschleichen.

Die Handlung war den Christen erlaubt.

XIX. Man hat Ursach zu glauben, die ersten Christen, die in ihrem heidnischen Zustand Handlung getrieben, seyen bey derselben geblieben, und haben keine andre Aenderung in ihren Geschäfften gemacht, als die der Christliche Glaube erfoderte. Lydia, die Purpurkrämerin, wird eine Christin, wir sehen aber nicht, daß sie deswegen ihren Handel verlassen habe. Der Hr. B. sagt „ es stehe aber doch auch nicht geschrieben, daß sie ihn fortgesezt, und man könne also vom bloßen Stillschweigen keine Beweißthümer herleiten. Indessen scheint doch dieses Stillschweigen ein kräftiger Erweiß zu sein, dann, wann sie die Handlung angegeben hätte, so wäre dieses wohl den Christen nüzlicher gewesen zu wissen, als das sie in ihrem heidnischen Unglauben eine Krämerin gewesen. Die Verläugnung aller irrdischen Güter, die das Evangelium anbefiehlt, führt nicht zu einer tieffen Sorglosigkeit, die uns in die Armuht stürzen, und uns außer Stand sezen müßte die nohtdürftige Hülffe zu leisten. Es ist seliger zu geben als zu nehmen, GOtt liebt einen willigen Geber. Es giebt also erlaubte Mittel Reichthümer zu sammlen. S. Jacob spricht von denenjenigen die da sagen „ * Laßt uns heut und morgen in diese oder jene Statt gehen, und dort Handel treiben, und reich zu

* IV. v. 13.

zu werden. Er sagt gar nicht, bey dieser Gelegenheit, daß die Christen sich der Handlung zu enthalten haben; er mißbilligt bloß die thörichte Vermessenheit, mit welcher sie auf dasjenige zählen, das ungewiß ist.

Hr. B. widerlegt die Stratonier.

XX. Solte man wohl glauben daß Hr. B. in der That den wesentlichen Unterscheid des ehrlichen und desjenigen, das nicht löblich ist. Er macht so gar diejenigen verstummen, die die unvernünftigen Lehrsäze der Stratonischen Schüler und der Chinesische Weise vertheidigen. Man kan sich hiervon durch die Durchlesung * des CLI. der Continuation des penseés diverses überzeugen. Die Anhänger des Strato nehmen an, die Welt sey aus einer unbestimmten Nothwendigkeit dasjenige, was sie ist, und es sey unmöglich, daß sie anders wäre, als sie in einem jeden Augenblike ist. Nun aber, wann alles, was da geschieht, mit der Natur gleicher Weise übereinstimmt, so folgt, daß alles entweder gleich gut, oder gleich böse ist. Indessen machten die Stratonier einen Unterscheid zwischen den Tugenden und den Lastern, sie wußten sich mit ihrer eignen Großmuht viel, und klagten über die Undankbarkeit der andern. Hr. B. beweiset wieder sie, nicht nur seyen Tugend und Laster zwey von Natur unterschiedene Eigenschaften, sonder sie seyen auch nach der Sittenlehre "von " einander zu unterscheiden, und es gebe gewisse un- " bewegliche Regeln für die Würkungen des Willens, " und von diesen Regeln seye die algemeinste, daß der

Mensch

* Oeuvr. divers, T. III. p. 405.

" Mensch dasjenige wollen solle, was mit der gesun-
" den Vernunfft übereinkömmt, und er entferne sich
" von seinen Pflichten, so offt als er etwas wolle,
" daß nicht in dieser Uebereinstimmung stehe." Man sieht leicht, wie sehr dieses alles mit den Meinungen streitet, die der Hr. B. vorträgt, wann es ihm gefält an allem zu zweifeln.

Uebel gegründete Entgegensezung der Theologie und der Sittenlehre.

XXI. Es giebt noch ein neues Mittel, womit der Hr. B. die Gewißheit der Sittenlehre bestreitet. Er sezt die Weltweisheit der Theologie entgegen. Die Erlaubnüß der Sünde,* die Gott seiner Meinung nach hätte verhindern können, die Zurechnung der Erbsünde, die unsre Gottesgelehrten vertheidigen, und überhaupt die Zeichen der Unordnung in unsrer Welt, die das oberste Wesen im Stande gewesen wäre zu verhüten, sind die vornehmsten Quellen, woraus er seine Einwürffe schöpft. Gottes Begehung in allen diesen Fällen, streitet, nach ihm, wieder solche Begriffe, die ganz unstreitig wahr sind, und folglich ist die Ueberzeugung kein Zeichen der Wahrheit. Man sündigt, sagt Hr. B. wann man nicht dem Uebel zuvorkömmt, das man verhindern könte. Diese Grund-Regel ist wahr, wann man von Menschen spricht. Die Liebe, die wir andern Menschen schuldig sind, die Hülffe die wir von ihnen erwarten können, die ansteckende Natur des Lasters, die guten Würkungen der Tugend, die Wohlfahrt der Gesellschafft, der Wille Gottes, alles dieses

sind

* Art. Pyrrhon not. B.

sind lauter Beweggründe, die uns vermögen, so viel als an uns ist, die Ausübung des bösen zu verhüten, und diejenigen in den Gehorsam der Tugend zurüke zu ruffen, die böse Vorschläge im Sinn haben. Aber von diesen Gründen sind viele, die bey GOtt nicht die gleiche Krafft haben. Er ist nicht, wie wir, einem Obern unterworffen, der es ihm befohlen hat. Seine Glükseligkeit hängt nicht davon ab. Hat er die Menschen nöhtig? Ist er ihnen etwas schuldig? Man sieht schon deutlich, daß unsre Pflichten sich auf GOtt nicht anwenden lassen, und ihn nicht unterwürffig machen könnnen. GOtt, der vollkommen frey ist, wolte auch solche Wesen hervorbringen, die frey und würksam wären, und die fähig sein solten GOtt zu kennen, und aus Kenntnüß zu lieben. Ihre Wahl, GOtt zu lieben, hat GOtt dadurch zu bestimmen gesucht, daß er ihnen Belohnungen und Straffen vorgesezt. Sie können so lang wählen, als ihr Leben währet, die göttliche Güte erwartet sie, und geht ihnen nach. Aber wann diese Beweggründe unwürksam sind, so verläßt sie GOtt an die Folgen ihrer Undankbarkeit, und ihres bösen Willens. Kan man mit einigem Rechte verlangen, daß GOtt mehr hätte thun sollen?

Die Vernunfft kan die Lehre von der Erbsünde nicht anders als für die gröstr Ungerechtigkeit ansehen, sagt Hr. B. " Also wirfft die Offenbahrung,
" die unsre einzige Zuflucht sein solte, die Sitten-
" lehre übern Hauffen. Man zieht aus derselben
" eine Theologie, die zum Grunde sezt, es seye nichts
" an sich selbst weder gerecht noch ungerecht, und die

Auffüh-

" Auffühyrung des gerechtesten Wesens wirfft selbst
" den Grund aller Billigkeit übern Hauffen.

Man sieht leicht ein, was den Hrn. B. bewogen hat, die allerhärteste Orthodoxie hier anzunehmen, von welcher er sich sonst gar wohl zu hüten weiß, wann es ihm gefält. Und dennoch können die Folgen, die er aus der Erbsünde zieht, die Zweifelsucht in der Sittenlehre eben nicht sehr stark machen. Es ist keine Gleichheit in der Wahrscheinlichkeit auf beyden Seiten, wie es wohl hierzu erfodert würde. Auf der einen Seite haben wir sehr deutliche Grundsäze, die den wesentlichen Unterscheid des Lasters und der Tugend erweisen. Auf der andern Seite sind es dunkle Grundlehren, welche auch von ihren eifrigsten Vertheidigern für unbegreifflich angesehen werden. Ueberdem verwerffen selbst diese lezteren mit der grösten Abscheu die Folgen, die Hr. B. hieraus zieht, und erhärten, diese Grundlehren seyen in demjenigen Verstande nicht wahr, in welchen man diese Folgen daraus ziehen könte.

Eine weit einfachere Erklärung kan alle diese Schwürigkeiten heben. Der Mensch kam aus der Hand des Schöpffers in einer vollkommnen Unterwerffung gegen denselben, und gegen die Vernunfft die GOtt vollkommen unterworffen war. Er war frey in diesem glükseligen Zustand zu bleiben, oder sich aus demselben zu setzen. Er that das lezte re, indem er das Verbot Gottes unrecht auslegte: die Würkungen dieser Uebertretung waren seine Verbannung aus dem Garten Eden, die Mühseligkeit

die

die er zu übersteigen hatte, der Schreken des Gewissens, und die Laster selber, die eine tyrannische Oberherrschafft über ihn ausübten. Die Kinder des ersten Menschen kamen in die Welt als Erben seines Zustandes, nemlich mit einer Unterwerffung unter die Gewalt der Schmerzen, der Krankheiten, des Todes, und was noch ärger ist, der Vorurtheile, der Irrthümer, und der Leidenschafften. Dennoch verließ GOtt den Adam nicht gänzlich. Er nahm ihn unter dem Bedinge der Buße zu Gnaden an. Eben so verhält er sich gegen seine Nachkömmlinge. Er fodert nicht mehr von ihnen, als was sie empfangen haben, und urtheilt von den Menschen nach dem Lichte und den Hülfsmitteln, die ihnen verliehen sind. Ist dann einige Ungerechtigkeit in Gott? Wer wolte ja dazu sagen dürffen.

Meinung des Hrn. B., daß GOTT unrecht thut.

XXII. Hr. B. hat eine unbillige Meinung von GOtt, wann er sagt, „ er habe das nüzliche dem ehrlichen vorgezogen, und die Sünde gewählt, weil sie seiner Verherrlichung zuträglicher gewesen, als die bloße Tugend. „ Aber keine Ruhmbegier hat GOtt bewogen zuzulassen, daß seine Geschöpfe in den Ungehorsam verfallen solten. Sie sind darein bloß deswegen verfallen, weil GOtt sie frey haben wolte, auf daß sie ihn auf eine seiner Grösse würdige Weise ehren und lieben solten. Die Artikel von den Manichäern, den Marcioniten, dem Origenes, und den Pauliuern, sind voll von dergleichen Einwürfen, die Hr. B. auf allerley Weise und in allerley Gestalten wiederhohlt. Er muß sich sehr auf das böse

Herz

Herz seiner Leser verlassen haben, daß er so offt wieder mit den gleichen Dingen kömmt, ohne zu besorgen, daß er ihnen auch wohl lange Weile machen dörffte.

Früchte einer guten Sittenlehre.

XXIII. Eine der grösten Absichten der Sittenlehre ist, die Seele in ihre gehörige Ruhe, durch die Befolgung ihrer Vorschrifften zu bringen. Wann sie diese Würkung nicht hervorbringen kan, so sind ihre besten Versprechungen eitel. Hr. B. giebt diese Sittenlehre * für ein Handwerk aus, das viel verspricht, wenig hält, und zu lauter Zweifel und Verwirrung führt. Aber das Beyspiel, daß er anbringt, und die Gedanken, womit er sich verstärkt, beweisen diesen Saz ganz und gar nicht. So groß als auch die Anzahl der Feinde sein mag, die sich die ausübende Sittenlehre mit ihrer Strenge zuzieht, so kan man doch innerlich eine grosse Stille geniessen, wann man Gottes Gutheissung, und das Zeugniß des Gewissens vor sich hat. Und dieses ist der Zwek aller wahren Sittenlehre.

VI. Abschnitt.

Prüfung der Zweifel über das Dasein Gottes

Man hat heutiges Tages eine grosse Anzahl vortreflicher Bücher, wo die Beweißthümer des Daseins Gottes in ein völliges Licht gesezt sind. Wir wollen hier diese Beweis-

* Artikel Eppendorf Not. E.

weisthümer nicht weitläuffig betrachten, sonder nur dasjenige vornehmen, was Hr. B. denenselben entgegen sezt.

Uebereinstimmung aller Völker.

I. Man hat gewöhnlicher Weise als einen Grund die algemeine Uebereinstimmung aller Völker angezogen, die fast ohne Ausnahme, ein oberstes Wesen erkennen, das über alle andern erhoben ist. Dieser Beweißgrund hat seine Krafft, aber er kan viel stärker werden, wann man ihn auf folgende Weise vorträgt. Die Menschen lassen sich sehr ungern bereden, wann man sie von einem Wesen überzeugen will, das sie nicht kennen, und das gar nicht in ihre Sinne fält. Nun giebt es nur einen einzigen Fall, der von dieser algemeinen Regel ausgenommen ist, und dieses ist der Begriff eines obersten Wesens, den man bey allen, oder doch fast bey allen Völkern antrifft. Woher kommt eine solche Ausnahme? Eine so beständige und so algemeine Neigung scheint eine denkende und weise Ursache anzukündigen, die bey dem Anfange des Menschlichen Geschlechts gegenwärtig und würksam gewesen ist.

Wann man diese Meinung als eine mündlich überlieferte Lehre ansehen will, so wird auf eben diese Weise eine algemeine Quelle aller Menschen entdekt. Ihr erster Vater, der vermuthlich wohl wuste, von wannen er entsprungen war, hat die Nachwelt davon benachrichtigt, und wann diese Nachwelt nicht wohl von der Wahrheit der Erzählung versichert gewesen wäre, so hätte sie einen Begriff, der sie einschränkt, nicht angenommen, noch erhalten, da sie ihn doch nicht

anderst

anderſt als für ein ſchweres und unbequemes Joch anſehen können Es ſind der mündlichen Ueberlieferung auch noch viele andere Geſchichte vermuthlich anvertrauet worden, aber dieſe iſt die einzige, die ſich erhalten hat, welches allerdings als ein Beweisthum der Wichtigkeit und Deutlichkeit desjenigen angeſehen werden kan, das erhalten worden iſt. Wann ja Staatskluge Männer auf dieſen Grund gebauet haben, ſo hätten ſie es nicht gethan, wann ſie denſelben nicht ſchon fertig, und von der Natur gelegt gefunden hätten. Der Urheber der Welt hat ſich nicht begnügt, dem Menſchen tauſend Mittel zu verſchaffen, wie er zur erſten Urſache der Dinge ſteigen konte, er hat ihm noch dazu eine faſt unüberwindliche Neigung gegeben, dieſe Urſache auszuſpüren, und ihre Wirkungen auszuforſchen.

Der wenigen Völker Beyſpiel, bey denen man keine Spuren eines Glaubens an einen GOtt antrifft, würde die Krafft unſers Beweißthumes nicht ſchwächen, wann es ſchon ganz gewiß wäre. Man verlangt nicht, daß der Begriff von einer Gottheit eben ſo unabgeſondert von der Seele ſeye, als der Begriff der Hände und der Füſſe ihres Körpers: ſie kan verfinſtert, oder wohl gar in einer tieffen Unwiſſenheit verlohren gehen. Die weite Ausbreitung der Abgötterey, und die Vielheit der Götter ſchadet dieſem Erweiſe eben ſo wenig. Die Seele hat nicht gänzlich den Begriff eines oberſten Weſens ablegen können, aber ſie hat doch ihre Vernunfft tieff genug unter das Joch der Leidenſchafften gebeuget, daß ſie ſich einen Begriff einiger mehreren oberſten Weſen vorge-

vorgebildet, die sie minder im Zwang hielten, als der wahre GOtt.

Wann man den Begriff eines wahren Gottes als in der Seele des Menschen eben so eingepräget annimmt, als ein Siegel sich auf dem Wachse ausdrukt, so könte man mit Recht sagen, die Heiden haben diesen Begriff gar nicht gehabt, dann der Begriff von vielen Göttern war von der Wahrheit weit entfernet.

Aber man vertheidigt diesen Saz nicht. Man sagt bloß, GOtt habe den Menschen mit einer Fähigkeit geschaffen, ein oberstes Wesen zu erkennen und zu verehren, die, wann sie wohl angewandt wird, ihn zu einen vernünfftigen Begriff von diesen Wesen leiten kan. Diese Fähigkeit ist in den Abgöttischen sehr deutlich, wann sie auch noch in so groben Irrwegen gehen. Aber der Atheiste richtet sie gänzlich zu Grunde, und es ist ganz vergebens, wann Hr. B. einen Vorzug für denselben erzwingen will.*

Die Stimme der Natur.

II. Was ist die Stimme der Natur? fragt der Hr. B.** Er sucht bey dieser Gelegenheit weitläuffig zu erweisen, daß ihre Gebote offt schädlich sind, und daß ein Begriff offt nichts desto besser ist, wann man ihn schon aus der Natur hergenommen hat. Abet dieser Begriff fält von sich selbst, wann man in dem Menschen, die aus dem Verderben entsprungene Neigungen, die alles in Verwirrung setzen, von derjenigen Fähigkeit unter-

* Oeuvr. diverses Tom. III. p. 328.

** Eben da p. 199.

unterscheidet, die er vom Schöpfer empfangen, und die die Ordnung im Menschen aufrichten. Was kan aber tüchtiger sein den Menschen wieder sein natürliches Verderben aufzubringen, und ihn in ein ordentliches Leben zu locken, als der Begriff eines Schöpfers? Wann die Menschen schon diesen Begriff mit einigen andern unrichtigen, vermischt haben, die seine Krafft vermindern, so dient doch diese Vermischung selber nur dazu, daß dasjenige noch ehrwürdiger wird, was davon rein und wahr im Verstande übrig geblieben ist. Nachdem man nun die Vernunfft mehr und mehr verbessert, so hat man auch zugleich mehr und mehr sich versichert, daß eine obere Weisheit die Welt regiert.

Weise Ursache erwiesen aus den Endzwecken der Natur.

III. Hr. B. erkannte * die Nothwendigkeit einer weisen Ursache, und befestigt sie durch einen Erweiß, der für einen jeden verständlich ist, und derjenige ist, den man von dem Zwecke hernimmt, den man in allen Theilen der Welt vermerkt. Die Begriffe der Ursache, und ihrer Wirkung sind ganz bekannt, und bey den Menschen gemein. Daß nichts ohne Ursache entsteht, ist eine angenommene Grundlehre bey den Menschen, worauf sie ihre Art zu schliessen und ihre Aufführung gründen. Ein Mann, der durch einen Sturm auf eine unbekannte Küste verschlagen worden, würde für einen Thoren angesehen werden, wann er Bäume nach der Reyhe gepflanzt und Werkzeuge allerley Künste anträffe, und dennoch

* Art. Semiert note, C.

dennoch dieses alles dem blinden Einfall des Ungefehren zuschriebe. Wie unvernünfftig ist es dann nicht diesen grossen Grundsaz zu verlassen, wann man eben sich beschäfftigt, die Ordnung der Welt zu betrachten, als in welcher die Krafft dieses Satzes sich am deutlichsten zeigt. Nicht nur entstehet nichts aus sich selbst, sondern ein Ding kan sich auch nicht selbst hervorbringen, und auch keine Würkung zeugen, in welcher mehr Würklichkeit und Vollkommenheit ist, als in der Ursache, dann dieser Ueberschuß wäre alsdann eine Würkung des Undinges.

Die Weisheit einer Ursache beweisen vornehmlich folgende Eigenschafften. 1. Der Nuz ihrer Würkungen, und die Wichtigkeit dieses Nuzens. 2. Die Uebereinstimmung unter den verschiednen Würkungen, die, da sie nicht eine Folge der Nothwendigkeit ist, unumgänglich die Würkung eines weisen und freyen Wesens sein muß. Wer wolte sich unterstehen zu bejahen, eine künstliche Himmelskugel habe sich selber hervorgebracht? Und dennoch giebt es Leute, die den ganzen prächtigen Bau der Welt mit allen seinen Einrichtungen, dem Ungefehr zuschreiben. Sollen die Augen nicht gemacht sein, daß sie den Eindruk des Lichtes empfangen? Sollen die so vielfältigen Theile, die sich zum Sehen vereinigen, ohne eine Ursache in dem Auge zusammen gekommen sein? Die Epicureer sagen, ein zufälliger Zusammenhang von untheilbaren Stäubchen habe alles dieses hervorgebracht. Man könte eben so wahrscheinlich sagen, ein Buch seye nicht deswegen gemacht, daß man es lesen solle, aber man lese es deßwegen, weil man es eben zum lesen tüchtig befunden habe. Wir

geben

geben von diesem Erweise nur ein kleines Müsterchen: seine Glieder sind um desto stärker und zahlreicher, je mehr man die Wunder der Welt besonders einsieht, und sie machen durch ihre Vereinigung ein Licht aus, dem nichts anders widerstehen kan, als eine eigenwillige Veränderung, und eine verzweifelte Boßheit. Die Heidnischen Weltweisen selber wurden durch diesen Erweiß gerührt und eingenommen. *

Unordentliche Theile in der Natur.

IV. Man giebt sich viele Mühe einige überflüßige, oder unförmliche Theile aufzumutzen, die man in der Natur wahrgenommen haben will. Aber die Anzahl derselben ist viel zu klein, sie kan in keine Vergleichung mit denjenigen Würkungen kommen, aus welchen die Göttliche Weisheit hervor leuchtet. 2. Man entdekt alle Tage neue Nutzen und Brauchbarkeiten an den Geschöpfen, die uns unbekannt gewesen, und es ist zu vermuhten, daß ein jedes die seinige hat. 3. GOtt hat sich nicht bloß an dasjenige gebunden, was dem Menschen dienen kan, er hat andre Zwecke vor Augen gehabt, die alle zu seinem Ruhme abzielen. Hr. Bayle selber giebt uns den Stoff, dergleichen Einwürfe zu beantworten, an einem andern Orte an die Hand. **

Gütigkeit und Freyheit GOttes.

V. GOtt ist beydes gut und frey, dieses sind die zwey Haupteigenschafften, die wir am deutlichsten erkennen. Seine Güte hat ihn bewogen demjenigen, das noch nicht war, ein Wesen zu ertheilen, aber er hat sich aus freyer Wahl dazu

* Cicero von der Natur der Götter II. Buch.
** Oeuvres diverf. T. III, p. 266.

dazu entschlossen. Er ist unendlich gütig, aber er ist nicht schuldig, seine Güte auszuüben, und eben diese Freyheit erhöhet die Grösse dieser Gütigkeit, die, wann, und wie sie will, zur Ausübung kömmt. Alle Menschen sind nicht gleich glüklich, nicht gleich mit den Geschenken des Schöpfers begünstigt, und diese Aufführung gegen sie hat nichts, das nicht der Grösse Gottes anständig ist.

Die Natur und der Glaube zeigen uns überall die Kennzeichen eines gütigen und freyen Schöpfers. Was für eine Verschiedenheit sieht man nicht in den Gütern der Natur, in ihrer Ungleichheit! Bald sind es fruchtbare Ländereyen, die fast keinen Bau nöthig haben, bald rauhe Felder, von denen man nichts erhalten würde, wann man es nicht durch die Arbeit ihnen abzwünge. Hier sind es reiche Thäler, dort sind es gräßliche Klippen. Hier ein irrdisches Paradies, dort brennender Sand, oder aufgehäuffte Eißfelsen. An diesen Beyspielen erkennt man die Freyheit: an den folgenden die Güte. Alles, was die Menschen nicht entbehren können, trifft man überall, und häuffig an. Niemand fühlt einen Mangel an Lufft und Wasser: Die Lastthiere, und diejenigen, von welchen wir uns nähren, vermehren sich häuffig, da hingegen die schädlichen und gefährlichen Arten sich mit Mühe erhalten, und in geringer Anzahl anzutreffen sind. Mit einem Worte, das nothwendige bietet sich so zu sagen uns selber an, nur das überflüssige erfodert Sorge und Bekümmerniß, von denen, die sich dasselbe anschaffen wollen.

Die Sinne sind ein Geschenke der Vorsehung, das zu unserer Erhaltung unumgänglich erfodert wird.

Wir

Wir haben sie der Güte GOttes zu danken. Die Sinne der Thiere scheinen noch sicherere Führer zu sein, als die unsrigen: auch dieses ist eine Frucht der Freyheit. Aber, wann GOtt auf dieser Seite dem Menschen etwas minder verliehen hat, so hat er ihn auf eine freygebige Weise entschädigt, indem er ihm die Vernunfft geschenkt hat, die den Sinnen aufhilfft. Diese Vernunfft dienet den Menschen von seiner Unwissenheit zu überführen, und sie steht ihm bey, ihm daraus zu helfen. Er bringt sein Leben zu mit wünschen, und mit der Nachspürung der Glükseligkeit. Es giebt sowohl in der Natur, als im Glauben Schwürigkeiten, die ihn aufhalten, aber sie müssen seine Ueberzeugung nicht wegnehmen, die er von demjenigen besizt, welches er zuverläßig kennt, und sie sollen uns auch in unsrer Nachforschung nicht müde machen. Wann er auf der Erde sandigte Flächen, und Moräste, und steile Klippen antrifft, so zieht er daraus die Regel, daß alles die Würkung einer Ursache seye, die dasjenige verschieden gemacht, was sie hervorbringt. Wann die Laster, und die Unordnungen, die dem Laster folgen, in der Welt schon herrschen, so geschieht es doch bloß deßwegen, weil die Menschen ihre Freyheit, und ihre Würksamkeit mißbraucht haben, die GOtt ihnen aus weisen Ursachen gewährt. Laßt uns nun die Einwendungen beläuchten, die Hr. B. in den folgenden Abschnitten gemacht hat.

Wesentliche Bildungen.

VI. Die Hrrn. Cudworth und Grew haben die wesentlichen Gestalten (formas substantiales) empor zu bringen gesucht. Der erste

hat bildende Wesen angenommen, und jener eine gewisse lebende Welt, die von unsrer körperlichen Welt unterschieden sein solte. Hr. B. meint, diese beyden gelehrten Männer hätten * durch ihre Lehre einen der vornehmsten Einwürfe gehoben, den man den Atheisten machen können. Diese Gottesleugner befinden sich sehr in der Enge, wann man von ihnen die Erklärung fodert, wie die Thiere durch eine Ursache haben können gebildet werden, die nicht gewußt hat, was sie thut. Nun aber sagt Hr. B. ist das bildende Wesen des Hrn. Cudworths, oder die Lebensquelle des Hrn. Grew sich eben auch ihrer Würkungen unbewußt. Wann nun GOtt einem solchen bildenden Wesen eine solche daurende Krafft hat geben können, so ist es ein Zeichen, daß es gar wohl dergleichen würkenden Ursachen geben könne, und ihr Dasein keinen Widerspruch in sich fasse: Also kan man auch schliessen, daß es allerdings dergleichen Ursachen gebe.

Ich will die Grundsätze der beyden oben benannten Männer eben nicht annehmen, und dennoch will ich weisen, daß sie der Gottesverleugnung gar nicht aufhelfen, und die Folge, die Hr. B. daraus zieht, nicht richtig ist. Wir wollen annehmen, es gebe solche Wesen, die zu einer einigen Würkung geschikt sind, weil ihnen der Begriff dieser Würkung immer allein gegenwärtig ist: Wir wollen auch annehmen, sie haben keinen andern Begriff, als denjenigen, der gewisse Gewächse oder die Thiere hervorzubringen dient, die GOtt ihrer Besorgung anvertraut hat. Wir wollen so gar für eine Zeit lang setzen, diese Wesen seyen von Ewigkeit her an vielen Stellen einer ewi-

* Oeuvres diverses Tom. III. p. 216.

gen

gen Materie gegenwärtig gewesen. Aus allem diesem folget doch noch nicht, daß sie zur Ordnung und dem Baue der Welt zugereicht. Sie können sein und nicht sein, dann niemand wird wohl verlangen, daß eine nothwendige Verbindung zwischen dem Dasein der Materie, und der Würklichkeit solcher bildenden Wesen seye. Es muß also eine obere Ursache noch da sein, die sie bestimmt habe, zugleich mit der Materie da zu sein. Diese gleiche Ursache muß bey ihren Würkungen die oberste Gewalt gehabt haben. Dann diese bildenden Wesen haben ja keine Bewustheit eines vom andern, und sie sind nicht im Stande einen so weitläuffigen, und so sehr zusammen gesezten Grundriß auszuführen, wie der von der Welt ist. Man kan nur alles sich vorstellen, was zum Pflanzenreiche gehört. Man kan die Säffte, die Salze, die Schwefel der Erden, die Wärme, die Kälte, die Truckenheit, die Nässe; das Verhältnüß dieser Eigenschafften herzählen und erwegen, so wird man sehr deutlich sehen, daß ohne eine oberste Weisheit, diese so vielen Ursachen nicht hätten sich vereinigen und zu einem algemeinen Zwecke einstimmen können. Wie viel stärker wird noch dieser Erweiß werden, wann man die Thiere und den innern Bau der lebenden Körper betrachtet. Wann also die Lehre von den bildenden Wesen schon einige Fehler hat, so hat es doch den nicht, daß es das Dasein eines obersten und nothwendigen Wesens unnöthig machen solte, und die Gottesverleugner können von derselben keinen Vortheil hoffen.

Unveränderlichkeit des Wesens, unrecht durch den Xenophanes erwiesen.

VII. Xenophanes wolte zugleich die Zweifellehre und die Ewigkeit der Welt durch einen Grund beweisen, den Hr. B. vorträgt.* „Nichts entstehet aus nichts: also „ was ist, das ist auch immer gewesen. „ Was ewig ist, daß ist auch unendlich: „ Was unendlich ist, das ist einzig; Wann es „ mehrere unendliche Wesen gäbe, so würde eines „ dem andern Schranken setzen. Was einzig ist, das „ ist durchgehends sich selber ähnlich: es ist unbe„ weglich, denn wenn es an eine andre Stelle über„ gehen könte, so wäre etwas ausser ihm. Es ist „ unbeweglich, dann, alles was keinen Anfang ge„ habt hat, hat auch ein nothwendiges Dasein.„ Aus allem diesem schloß Xenophanes „ die Welt ist ein „ Wesen, sie ist also das einzige, ewige, unbeweg„ liche Wesen. Was also als eine Aenderung in „ der Welt vorzugehen scheint, ist nur eine falsche „ und betrügliche Erscheinung.

In diesem ganzen Erweise befinden sich verschiedene Metaphysische Begriffe, und verschiedene unbestimmte Ausdrüke, die sein Urheber in einem unrichtigen Verstand angenommen hat. Ein einziger Erweiß aus dem Gefühl, war schon genugsam dem Xenophanes die Stärke seines ganzen mühsamen Erweises verdächtig zu machen. Er brauchte nichts als sich selbst zu befragen, ob die Empfindungen der Veränderungen, die bey ihm selber auf einander folgen, nicht würkliche Veränderungen seyen. Ob er Xenophanes nicht ein Wesen seye? Weil doch dasjenige, das nicht ist, durch keine Erscheinungen betrogen werden kan.„ Hr. Bayle antwortet ja sel-

* Art. Xenophanes Not. C.

ber.

ber. „Es muß aufs wenigste, dasjenige Wesen in „ uns selbst, das diesen Betrug der Sinne, wovon „ Xenophanes schreibt, empfindet und leidet, ein „ Wesen, und zwar ein veränderliches Wesen sein; „ es ist also unrichtig, was Xenophanes sagt, daß „ in der Welt keine Veränderung vor sich gehe.

Das unendliche Wesen schließt alle andern aus, es ist allein da„ sagt Xenophanes: Diese Ausdrücke sind zweydeütig. Ein unendliches Wesen schließt alle anderen Wesen aus, die ihm an Vollkommenheit und an Unendlichkeit gleich sein könten. Aber es schließt die unvollkommnen Wesen gar nicht aus, so wie es dieselben hingegen weder zum Grunde setzt, noch ihr Dasein nothwendig macht. Die unendliche Weisheit, und die unendliche Größe schließen einander eben so wenig aus.

Nichts entsteht aus nichts. Auch dieser Ausdruck ist zweydeütig. Es ist wahr man kan dem nichts keine Gestalt geben, daß man ein Werk aus demselben vermögend wäre. Ein Wesen hat den Begriff eines Wesens, das würklich nicht ist, und hat auch die Krafft dasselbe zur Würklichkeit zu bringen. Die Grund-Wahrheit, die man hierwieder etwa anführen wolte, kan hier gar nicht angezogen werden, weil es nicht mehr der Fall ist, von dem die Rede ist. Wann man unsern Saz wiederlegen wolte, so würde man erweisen müssen, daß er einen Wiederspruch in sich faßt, welches aber ganz unmöglich zu erweisen ist. Dann dazu müßte man eine völlige Gewißheit haben, daß die Entlegenheit zwischen dem, das da ist, und dem das nicht ist, so groß

seye, daß keine Macht im Stande seye über dieselbe zu kommen. Nun ist aber diese Entlegenheit nicht zu groß, wann ein unendliches Wesen da ist, dessen Vollkommenheiten keine Schranken haben. Seine Macht wäre umschränkt, wann es nicht alles hervorbringen könte, von welchem es einen Begriff hat. Obwohl der menschliche Verstand auf keine deutliche Weise sich begreifflich machen kann, wie die Allmacht Gottes würkt, wann sie befiehlt, daß ein Ding entstehen soll, wovon sie einen Begriff hat, und das noch nicht da ist, so begreifft man doch, daß die Allmacht in GOtt wohnen kan. Wann dieses ist, so ist die Erschaffung eines neuen Wesens nicht über seine Kräffte. Wann ein bewegter Körper ein Wesen ist, das genug Würklichkeit und Würksamkeit besitzt, einen andern Körper vom Stande der Ruh in den Stand der Bewegung überzubringen, warum solte ein unendlich vollkommeneres und mächtigeres Wesen nicht ein Wesen hervorbringen, daß vorher nicht da gewesen wäre? Auf diese Weise kann man durch einen genauere Betrachtung der Zweydeütigkeiten, die Xenophanes in seinen Erweiß eingemenget hat, den Ungrund desselben ausfündig machen.

Hervorbringung der Bewegung.

VIII. Hr. B. legt den folgenden Beweiß einem Epicureer in den Mund. *

" Wann die Bewegung in die Welt soll
" gebracht werden, so muß GOtt die Welt
" berühren und stoßen, und, wann er dieses thut, so
" ist er von der Materie nicht unterschieden." Aber wir

* Art. Epicure Note S. Art. II.

wir wissen die Art nicht, mit welcher GOtt auf die Materie würkt, ja wir wissen nicht einmahl die Weise, wie unser Wille auf unsern Körper seinen Einfluß bewerkstelligt. Wann der Wille schon nur die anscheinende Ursach der darauf entstehenden Bewegungen im Körper sein solte, so kan man doch nicht sagen, daß der Wille eines viel vollkommeneren denkenden Wesens unmöglich die würkliche Ursach der Bewegung sein könne. Der Wille eines unendlichen Wesens muß eine unendliche Würksamkeit besitzen. Zudem, so waren die Epicureer, die die Gedanken als eine Würkung der bewegten Materie ansahen, am allerwenigsten befugt zu leugnen, daß ein Wille eine Bewegung zuwegen bringen könne. Je mehr man der Natur der Bewegung nachdenkt, je mehr wird man sich überzeügen, daß sie ihren Ursprung von einem freyen und würksamen Willen habe. Der Körper ist einer Bewegung fähig: er kan aber auch in Ruhe sein, also muß eine Ursach dasein, warum er vorzüglich in einem dieser beyden Zustände, und nicht im andern sich befindet. Es würde nichts helffen, wann man schon sagen würde, vielleicht seyen von Ewigkeit her einige Körper in Bewegung gewesen. Wann man schon die Materie als ewig annehmen wolte, so wäre es dennoch wahr, daß kein Körper ist, der nicht ewiglich ohne Bewegung hätte sein können, und also muß doch eine ewige Ursache gewesen sein, die ihn zur Bewegung gebracht, und dem Zweifel ein Ende gemacht habe. Man kan die Bewegung nicht ewig machen, wie die Materie, dann ihr Dasein ist nicht nothwendig, sonst würde kein Körper die ihm ewig und

noth=

nothwendig anhangende Bewegung haben verlieren können. Es ist noch mehr, die von Ewigkeit her gegenwärtige Körper hätten unmöglich sich von Ewigkeit her bewegen können, ohne einander anzutreffen, und an einander zu stoßen? Haben diese Verminderungen der Bewegung erst nach dem Ende einer ewigen Dauer angefangen? Oder haben die Körper von Ewigkeit her eine Bewegung besessen, und von derselben etwas verlohren, woraus man dann schließen könte, daß sie die Bewegung, die sie verlohren, vorher müßten gehabt haben? Es entstehen lauter Wiedersprüche, aus der Meinung, die eine ewige Bewegung annimmt.

Wann man hingegen sagen wolte, es gebe gewisse Körper, denen die Bewegung eben so wesentlich und eigen seyn, als bey andern die Ruh, so würde man sich im geringsten nicht verbessern. Wann ein Körper an einen andern anstößt, so folgte nach dieser angenommenen Meinung, daß ein Theil der kleinen Körperchen, die zur wesentlichen Eigenschafft die Bewegung besizen, von dem einen Körper in den andern übergehen, und ein Körper in dem Verhalte fortrücken müßte, in welchem die Körperchen wären, die ihn fortstießen. Aber warum müssen dann die Körper sich eben nothwendig berühren, wann die bewegenden körperchen sich loß machen sollen? Es geschieht, kan man sagen, weil sie nur losgehen, wann sie einen Wiederstand antreffen. Aber warum gehen darn aus einer Kugel in eine andre Kugel, die sie berührt, eben so viel körperchen loß, als aus einem Würffel, der mit seiner ganzen Fläche an einen

an-

andern Würffel stößt. Diese Körperchen müssen sich mit einer besondern Geschiklichkeit los machen, daß sie in dem Punct, damit die beyden Kugeln einander anrühren, sich so geschwind bewegen, und alle mit einander eben in dem Augenblik, da die Körper einander berühren, daraus fahren können. Also kan das außgedähnte, oder der Körper, ihre Bewegung weder aus sich selber ziehen, noch aus dem Stande der Ruhe in den Stand der Bewegung übergehen, ohne eine bestimmende Ursache, und diese Ursache muß die erste Ursache, nemlich das vollkommenste Wesen sein.

Wie bringt aber diese Ursache die Bewegung in die Welt? Die Verborgenheit der Art und Weise kan die Gewißheit der Sache nicht wanken machen. Aber man kan doch auch weiter gehen, und alles bejahen. Man muß in der Macht, und dem Willen der obersten Weisheit die Quelle der Bewegung suchen. Diese Macht besizt dieses Wesen selbst, wann man es auf eine gewisse Art betrachtet. Es ist unumschränkt; folglich ist es seine Macht auch; es ist unendlich würklich, unendlich würksam, und verrichtet alles mit einer unendlichen Leichtigkeit. Folglich folgt die Würkung unmittelbar auf den Befehl ohne die geringste Anstrengung der Kräffte. Von diesem allem ist unser Wille ein Schatten, wann er durch seine Würksamkeit in unserm Körper verschiedene Bewegungen erwekt, und das Urbild dieser Macht wird in dem Willen des obersten Wesens gefunden. Er ist vollkommen frey; es ist eine wesentliche Eigenschafft der vollkommnen Freyheit sich

selbst zu entschliessen, und dieser Wille hat sich frey entschlossen zu wollen, daß das ausgedähnte sein, und daß in dem ausgedähnten eine Bewegung entstehen solte.

Bewegung der untheilbaren Theile der Materie.

IX. Wann man schon den Grundstoff ewig annehmen, und seinen kleinsten Theilen eine ewige Bewegung zuschreiben wolte, so würde man zwar wohl schliessen, daß dieselben durch ihre Näherung gewisse Klumpen hätten ausmachen können, die zu gewissen Würkungen dienlich gewesen wären. Aber von da ist noch sehr weit biß auf eine Wahrscheinlichkeit, daß diese Klumpen sich in eine regelmäßige Ordnung verfügen sollen, die die Eigenschafften besäße, aus welchen eine Uebereinstimmung entstünde, wie die ist, die wir an den Theilen der Welt bemerken.

Man weiß, wie weit die Verbindung einer kleinen Anzahl von Buchstaben oder Ziffern sich erstrecken kan, und wie selten es ist, wann das Ungefehr sie in ihre natürliche Ordnung sezt: Was wird es dann erst sein, wann man an eine unendliche Anzahl verwirrter und in Ordnung gekommener Theile denkt? Wann man dieselben ohne die Hülffe einer unendlichen Weisheit in Ordnung bringen will, muß man nicht dabey unendliche Schwürigkeiten überstehen? Wie kan sich diese Verwirrung auf einmahl in eine Ordnung verwandeln, und wie kan insonderheit diese Regelmäßigkeit so lang sich erhalten? Man wird wohl sagen, in einer unendlichen Zeit habe auch die regelmäßige Verbindung endlich in ihrer Reyhe

zu

zu Stande kommen müssen. Aber auf diese Art wird man eine unendliche Regelmäßigkeit in der Verwirrung annehmen müssen. Dann man nimmt ja an, die regelmäßige Verbindung habe eine bestimmte Stelle, und sie habe sich in ihrer Folge hervorgebracht. *

Ob die alten Weltweisen nur einen Gott geglaubt.

X. Hr. B. glaubt, man gebrauche mit Unrecht die Zeugnüsse der alten Weltweisen, die die Einheit Gottes geglaubt haben, und er wirfft auf den Cudworth den Verdacht, er habe seine eignen Meinungen den Philosophen aufgebürdet, von welchen er gesagt habe, daß

* Dieser Erweiß ist vielleicht nicht scharff genug. Man kan ihn viel stärker haben, wann man aus der Mathematic die Lehren der Verbindung annimmt. Dann weil hier die Variationen auch gelten, so steigen die unendlichen Verbindungen, und also die Wenigkeit der Hoffnung sehr geschwind. Eine combination von 2 Zahlen ist zweyfach, von dreyen ist sie schon dreymahl so groß, und also sechsfach, und wann ich für b a c wette, so habe ich nur den sechsten Theil der Hoffnung. In 4 Zahlen habe ich schon nur den 24, in fünffen den 120, in sechsen den 620, in siebenen den 4340sten, und allemahl also je mehr Zahlen sind, immer einen viel kleinern Theil. Sind die Zahlen unendlich, so ist die Hoffnung gegen einen Wurff die Unendlichkeit durch die an der Unendlichkeit am nächsten stehende Zahl, nemlich durch die Unendlichkeit selber vermehrt, oder eine gebierte Vermehrung vom unendlichen, dann die nächste Zahl beym unendlichen kan vor das unendliche selber ohne merklichen Irrthum genommen werden. Die Hoffnung für den Wurff ist wie 1. u. s. f.

** Oeuvres diverses T. III. p. 285.

daß sie einen einzigen und obersten GOtt verehrt. Es ist keiner sagt Hr. B. der ein vollkommen einfaches denkendes Wesen geglaubt habe, das von der Materie und der Form der Welt vollkommen unterschieden wäre. Wann man aber dieses nicht thut, sagt er ferner, so verehrt man in der That unzählbare Götter. Dann ein zusammen geseztes Wesen ist eigentlich kein einziges Wesen, es ist eine Sammlung von Wesen, nur in unsrer Art zu denken einzeln. Die Spinosisten reden nur von einem GOtt, aber sie glauben deßwegen gar nicht die wahre Lehre einer einzigen Gottheit.

Es ist andem, die alten Philosophen haben dunkle Ausdrüke in dieser Materie gebraucht, und vermuhtlich sind ihre Begriffe selber nicht deütlich gewesen. Aber sie haben dennoch nicht viele Götter geglaubt, wann sie schon die einfache und reine Einheit Gottes nicht recht gekannt haben. Es giebt eben auf diese Art auch Christen, von denen man vielleicht nach der Strenge sagen könte, sie glaubten drey Götter: ob sie wohl keine andre Absicht haben, als einen einzigen GOtt zu verehren. Eben die Gründe, womit der Hr. B. beweisen will, daß Plato die Einheit und Ewigkeit eines Gottes nicht gekannt habe, können wieder diese Christen gebraucht werden. Aber laßt es einmahl wahr sein, die christlichen und heidnischen Weltweisen, die die Natur der Gottheit untersuchen wollen, haben ihre Meinung nicht auf gute Gründe gestüzt: sie haben entweder geirrt, oder doch auf eine Art sich ausgedrükt, die andre in den Irrthum bringen kan, es folgt daraus

doch

doch nicht, daß sie von der Einheit, und Würklichkeit Gottes nicht versichert gewesen seyen. Das Beyspiel des Socrates hat seine Schüler furchtsam gemacht, sie haben sich nicht unterstanden eine Deutlichkeit in ihren Ausdrüken zu wagen, bey welcher Lebens-Gefahr war. Die Unvollkommenheit der Sprache, und die Worte die man zu brauchen gezwungen ist, wann man von GOtt reden will, haben dem Hrn. B. zu seinem Verdacht einen Anlaß und einen Vorwand gegeben.

Von der Schwürigkeit einen GOtt zu erkennen.

XI. Hr. B. die Erkenntnüß des wahren Gottes sey sehr schwer, und fast unmöglich." "Es ist nicht genug für eine Religion zu gründen, wann man ein erstes Wesen, einen Anfangs-Grund der Dinge erkennt. Man muß auch noch erkennen, daß dieses Wesen, durch eine einzige Würkung seines Verstandes, alles kennt, und durch eine einzige Würkung seines Willens alles leitet. Wann es nicht eine Vorsehung giebt, die alles weis und anordnet, so ist es unnöthig den Urheber der Natur zu verehren. Es ist genug, wann man die Nothwendigkeit seines Daseins, und die Schönheit seiner Werke erkennt.

Aber muß man dann unumgänglich diejenigen für Gottes-Verleugner ansehen, die das Dasein Gottes erkennen, aber nicht einsehen, auf was für eine Art GOtt denkt, will, und würket? Es ist wahr, sie

* Oeuvres divers, T. III. p. 239.

sie vertrauen sich nicht auf ihre Fähigkeit, und wagen nicht in die erhabenen Nachforschungen nach seinem Erkenntnüß sich einzulassen. Sie beförchten, ihre Begriffe von GOtt möchten nicht edel genug seyn, und begnügen sich in Demuht zu wissen, daß Er ist, und daß Er ihre ganze Verehrung verdienet. Andre versuchen ihr Nachsinnen weiter zu treiben, und verfallen darüber in einige Abwege, die zwar den Grund-Wahrheiten entgegen zu sein scheinen, aber dennoch ihnen eigentlich nichts schaden, weil es ein großer Unterscheid ist, eine Wahrheit zu verwerfen, oder aber in einen Irrthum zu verfallen, der der Wahrheit gewisser maßen zuwieder ist.

Wann alle alten Philosophen schon darinnen geirrt hätten, daß sie eine alzu große Aehnlichkeit zwischen dem göttlichen Wesen und der Materie angenommen, so glaubten sie nicht im geringsten desto minder ein erstes Wesen, und erkannten seine Einheit, seine Weisheit, und seine Macht. Wann schon einige Kirchenväter von den unmateriellen Wesen sich nicht einen deutlichen Begriff gemacht hätten, so kan man deswegen doch nicht sagen, sie haben über das Dasein Gottes und der Seele lauter Zweifel gehabt. Sie schlossen unrecht, aber der Irrthum vertrieb die Ueberzeugung von der Wahrheit nicht aus ihrer Seele. „Hr. B. sagt selbst, „ es „ giebt große Geister, die die Folgen ihrer Grund- „ säze nicht einsehen, wann sie dieselben schon öffters „ überlegt haben.„ Folglich sind alle Abwege derjenigen, die diesen wichtigen Materien nachgeforscht haben, nicht vermögend den Begriff einer

obersten Weisheit zu schwächen, die die Welt gebildet, und eine Macht, eine Weisheit, und eine Güte an Tag gelegt hat, die über alle unsre Ausdrücke geht. Man kan noch viel minder daraus schließen, die Erkenntnüß Gottes seye unmöglich, wenigstens kan man es nicht von der Erkenntnüß sagen, die zu einem Grunde der Religion unumgänglich erfodert wird.

Göttliche Vollkommenheiten.

XII. Die Erkenntnüß eines einigen Grundwesens führt uns, durch eine Reyhe von natürlichen Folgen, dahin, daß wir uns von allen göttlichen Vollkommenheiten überzeugen können. Ihre Verknüpffung hilfft uns selbst sie zu entdecken, so wie sie sind, ohne alle Vermischung von Unvollkommenheiten und Fehlern. Wer GOtt nennt, der nennt ein Wesen, das eine Sammlung aller möglichen Vollkommenheiten ist. So bald man das nothwendige Dasein Gottes erkennt, so muß man es auch als ewig erkennen. Dann man mag ihm einen Anfang zuschreiben, wann man will, so ist doch seine Gegenwärtigkeit schon vorher nothwendig gewesen. Wann aber GOtt ein so würkliches Wesen ist, so kan man keine Vollkommenheit begreiffen, die nicht in ihm wäre. Er kennt sich selbst vollkommen, Er liebt sich vollkommen. Er kan mit einer unendlichen Fertigkeit würken, und Werke ohne Ende hervorbringen. Er hat eine unumschränkte Menge von Begriffen, die theils durch ihre eigene Verhältnüß mit einander vereinigt werden, theils durch ihre Verhältnüß gegen das weise Wesen, woraus sie herstammen. Er kennt die Na-

tur, und den Wehrt alles dessen, das er gemacht hat, und was er noch ferner machen könnte. Er ist nicht gezwungen worden seine Macht auszuüben, und Werke hervorzubringen, die von ihm selbst unterschieden sind. Er ist sich selbst genugsam, und mangelt nichts fremdes. Indessen hat er doch gut gefunden, Werke hervorzubringen, und in denselben Beweißthümer seiner Weisheit, seiner Gütigkeit, und seiner Freyheit zu geben. Er hat nach seiner eigenen Wahl die Natur und das Looß seiner Geschöpffe bestimmt, er leitet sie alle zu seinen Absichten, unter den Bedingungen, und durch die Wege, die ihm gefällig sind. Aber diese Wege und diese Bedingungen mögen sein wie sie wollen, so sind sie doch allemahl seiner würdig, allemahl gerecht, allemahl in der Ordnung. Seine Freyheit zeigt sich weislich, und seine Vollkommenheiten lassen sich nicht von einander trennen.

Wann man auf diese Art den Vollkommenheiten GOttes nachdenkt, so entdekt man immer mehrere. Wann die engen Schranken unsres Erkenntnüsses uns nicht zulassen, alle Würkungen dieser Vollkommenheiten einzusehen, so wissen wir doch so viel davon, als wir brauchen, entweder die gemachten Schwürigkeiten aufzulösen, oder zu merken, daß dieselben die Beweißthümer nicht übern hauffen werfen können. Wir fühlen deutlich, daß es ein Wiederspruch ist zu sagen, das vollkommene Wesen könnte auch wohl nicht sein, oder auch zu muthmaßen, es könnten ihm doch wohl einige Vollkommenheiten abgehen.

Von der Einheit GOttes.

XIII. Hr. B. wendet einen Beweißthum des Hrn. Papins * zu seinem Vortheil an, den dieser Gelehrte für die Einigkeit Gottes nicht gar zu gründlich, nach Hrn. B. vorgetragen hat. Aber wann das auch wahr wäre, deswegen müßten wir doch keine Zweifler werden. Man könte bloß daraus schließen, daß über diese Materie, wie über unzählbare andre mehr, man zuweilen Gründe vorbringt, die nicht über alle Einwendungen gesezt sind. Aber giebt es dann keine echten Beweißthümer für einen Satz, wann ein gelehrter Mann einige etwa für denselben minder gründliche Schlüsse vorgetragen hat.

Geseze der Natur.

XIV. Es scheint Hr. B. habe gesucht fest zu sezen, die Materie seye ohne Würksamkeit, und GOtt sey der unmittelbare und einzige Urheber von aller Bewegung, weil allem Ansehen nach diese Meinung dem Hrn. B. zu statten gekommen. Dann je mehr man GOtt als die unmittelbare Ursache aller Begebenheiten ansieht, je besseres Spiel haben die Freygeister bey ihren Einwürffen wieder die Vorsehung. Aber es sind sehr betrügliche Beweißgründe, womit Hr. B. zu beweisen gesucht hat, daß alle Bewegungen unmittelbar von GOtt herstammen. Das folgende kan zur Probe dienen. „ Wann man der Bewegung-Geseze vor„ schreibt, und dieselben einer fühllosen Materie aus„ zuführen giebt, so ist es eben so viel, als wann man keine Geseze machte, und wolte, daß sich gar nichts

* Oeuvres divers. T. III. p. 336.

„ nichts bewegen solte. „ In diesen Worten liegt eine Zweydeutigkeit in dem Titel der Geseze. Wann wir sagten, GOtt habe der Materie Geseze vorgeschrieben, die sie aus Ehrfurcht gegen ihn befolgen sollte, so hätte man Ursache einzuwenden, die Materie seye eines solchen Gehorsams unfähig. Aber wir verstehen ganz was anders. Ein allmächtiger Wille hat gut gefunden, die Sachen auf einen gewissen Fuß einzurichten, ihnen eine gewisse Würksamkeit zu geben, woraus solche Würkungen hervorkommen solten, die in einen Verhältnüsse mit der bestimmten Würksamkeit ihrer Ursache stünden. Wann GOtt sagt.„ Es werde Licht, so war seine Absicht nicht, das Unding, oder das Licht durch seinen Befehl zum Gehorsam zu bereden. Diese Ausdrüke sind figürlich. GOtt will, und weil sein Wille unendlich würksam ist, so entsteht dasjenige was er will, und so wie er es will.

Ursprung des Begriffs von GOtt. Eben da p. 342.

XV. Er sagt ferner „ich bin überzeügt, „ daß nichts als ein GOtt im stande ist, „ die Körper zu bewegen, und auch niemand als GOtt vermögend ist, unserer „ Seele Begriffe mitzutheilen. Es ist al„ so GOtt, der uns den Begriff mittheilt, den wir „ von ihm haben. „ Wir haben von GOtt selbst den Begriff eines Gottes allerdings erhalten, in so weit dieser Begriff eine Fähigkeit ist ein unendlich vollkommnes Wesen zu denken. Aber es ist deswegen nicht unumgänglich nöhtig, daß GOtt in uns die Handlung selber erwecke, die wir verrichten, wann wir an ein vollkommenes Wesen gedenken. Man

kan

kan dieses leztere nicht beweisen, wann man die Seele nicht zu einer bloß leidenden Materie machen will. Wann dieses wahr wäre, dann müßte allerdings GOtt einen jeden von unsern Gedancken, und selbst eine jede That unsers Willens erschaffen haben, und dann würde auch der Unterscheid des Lasters und der Tugend verschwinden. Es ist eine bloße Verspottung des Lesers, wann Hr. B. sagt, die Offenbarung beruhige uns über die unauflöslichen Schwürigkeiten, die die Seele erweckt, wann man sie als bloß leidend begreifft. Es ist eben als wann Hr. B. sagt. GOtt thut in der Seele alles. Es ist wahr hierdurch fällt die Religion zu Boden. Aber laßt euch das nicht erschreken, und haltet euch fest an dem Lichte der Offenbahrung. Kan man solche Reden führen, und glauben, man werde einfältig genug sein, sich damit abspeisen zu lassen.

Wahrheit der Wesen der Dinge. Oeuvres diverf. T. III. p. 348.

XVI. Wann man mit den Chinesischen Weisen, und überhaupt mit den Gottesverleugnern auskommen will, so muß man sagen, meint Hr. B. GOtt seye die freye Ursache der wesentlichen Wahrheiten, und er könne einen vierekten Cirkel machen, so bald er nur will. Was kan man von dieser Art zu beweisen für eine Hoffnung sich machen? Wird nicht der Gottesleugner gleich sagen „ ihr gesteht, dasjenige könne wahr werden, was uns widersprechend vorkömmt. Ihr könnt also auch wohl mit uns einwilligen, daß eine Würkung ohne Ursache sein, und die Ordnung und der Gedanke aus blinden und ungefährlichen Bewegungen entstanden sein können.

Wann man die in dem Wesen der Dinge gegründete Wahrheiten so vorträgt, wie Hr. B. thut, so unterwirft man sich eben derjenigen Gottes-Verleugnung, die man bestreiten soll. Die Weisheit und die Macht Gottes haben die gleichen Schranken, nemlich sie haben beyde keine. Man kan gar wohl, und gar eigentlich sagen, für GOtt seye alles möglich. Was die Menschen einen Wiederspruch nennen, das ist eine Verbindung zweyer Sachen, davon die eine die andre ausschließt. Sie kan also kein Vorwurff der Macht Gottes sein, der selbst ja eine unübersteigliche Entgegenheit zwischen sie beyde gesetzt hat. Die Wesen der Dinge sind bestimmt, nicht durch die freyen Handlungen eines Willens, dessen Freyheit bis auf die Erschaffung von Wiedersprüchen erstrecken könte, sonder sie hängen von einer vollkommenen Weisheit ab, die sie auf eine Art schafft, die seiner würdig ist, und die sich selbst niemahls wiederspricht. Uebrigens führt Hr. B. seinen Leser nach China, um eine Gelegenheit zu haben, seine schon anderswo vorgetragnen Schwürigkeiten zu wiederhohlen. Seine Chinesischen Weltweisen sind nicht schwüriger als andre Gotteslaugner, und was wieder die Europeer gilt, ist auch für die Chineser stark genug. Er läßt sich auch in die Streitigkeiten der Schulweisen über die Schranken der göttlichen Almacht ein. Aber diese Metaphysischen Spizfündigkeiten sind nicht gar sehr fürchterlich. Hr. B. braucht sie, wann sie gewisse Wahrheiten schwächen können. Aber er weiß ihre Eitelkeit zu zeigen, so bald sie etwas wahres außer Zweiffel setzen.

Von der Natur einer Philosophischen Prüfung.

XVII. Herr B. sucht noch weiter alle Untersuchung, die uns von dem Dasein Gottes gewisser machen könte, schwer zu machen. Er streicht die Regeln der allerstrengsten Prüfung aufs höchste aus. Aber sie sind gleich nicht mehr schwer, so bald man bloß sich vergewissern will, daß die Welt ihren Anfang von einem sehr weisen und sehr mächtigen Wesen genommen habe. Man verlangt nicht, daß gar keine Schwürigkeit mehr in den Vorwurf bleiben soll, den man prüft; wann man dieses thäte, so würde es nicht nur schwer, sonder unmöglich werden GOtt zu kennen. Aber wann man nur von einer Prüfung redet, die zureicht, einen vernünftigen Mann in seiner Meinung fest zu setzen, und die deutliche Beweißthümer hervorbringt, die auf augenscheinliche wahre Grundsätze gebaut sind, und niemand mit gutem Gewissen leugnen kan, so kan man allerdings ohne Schwürigkeit sich von dem Dasein GOttes vergewissern. Die Einwürfe können der Festigkeit des Vertrauens nichts benehmen, das man von demjenigen hat, was einfältig und deutlich erwiesen ist, ob wohl auf einer andern Seite sich noch Dunkelheiten befinden. Wo sind aber die Atheisten, die sich rühmen können, eine solche Prüfung angestellt zu haben? Sind ihre Beweise auf deutliche Begriffe gegründet? Ist ihr Lehrgebäude nicht unendlich finster? Sie sagen uns „ Glaubt ja nicht, daß eine „ ewige Weisheit seye, die von der Welt unterschie„ den ist: oder erklärt uns deutlich das Wesen und „ alle Eigenschafften dieses weisen Schöpfers. Es muß

* Oeuvres diverses T. III. p. 939.

„ muß in der Art wie er würket, und wie er denkt,
„ nichts dunkels übrig sein. Vergleicht mit dem Ver-
„ hängnüß das Physische und das Moralische Uebel.
„ Vergleicht Gottes Freyheit mit seinen Gerichten
„ und Entschliessungen. „ Dieses sind gewiß un-
billige Forderungen. Ein so umschränkter Verstand, wie der unsrige ist, muß sich nicht verwundern, wann er Schwürigkeiten antrifft, so bald er Fragen aufklären will, die so hoch und weitaussehend sind. Es wäre vielmehr ein Wunder, wann er keine Schwürigkeiten anträffe.

Einwurf, den Herr B. von einem zu Chartres gewesenen stummen Menschen hergenommen.

XVIII. Es liegt im Menschen eine gewisse Fähigkeit, die er mit sich zur Welt bringt, und die ihn in Stand sezt, aus dem Anblicke der Welt und ihrer Wunder auf die Gegenwart eines vollkommenen und weisen Wesens zu schliessen, das alles dasjenige gemacht habe, was wir erblicken. Herr B. leugnet diese Fähigkeit. Er führt das Beyspiel eines jungen Menschen an, der bis ins 24 Jahr stumm und taub gewesen, und hernach auf einmahl zu reden angefangen. Einige Gottesgelehrten haben ihn um seinen vergangenen Zustand befragt, und hauptsächlich von ihm zu wissen verlangt, ob er von GOtt, der Seele, der innern Güte oder Boßheit der Thaten einigen Begriff gehabt. Es hat nicht geschienen, daß er sich um diese Materien bemüht hätte. Er hatte bloß wie ein Thier gelebt, und sich mit gegenwärtigen und sinnlichen Vorwürfen beschäfftigt. „ Hier hat Hr. Bernard (sagt

„ Herr

„ Herr B. *) eine Erscheinung, über die er seinen
„ Verstand üben kan, und die seine Aufmerksam-
„ verdienet.**

Aber dieser Einwurf wird weder von dem Herrn Bernard, noch einem andern, gar zu grosses Nachsinnen erfodern. Es ist gewiß, daß ein Mensch in seinem ganzen Leben, gewisse Kräffte des Gemüthes verborgen haben kan, die er niemahls ausübt, und die er so gar nicht einmahl kennt. GOtt hat alle Menschen zu einem geselligen Leben beruffen, und er hat eben deswegen gewolt, daß sie unter einander sich helfen, und hinwiederum einer wechselsweisen Hülfe so sehr benöthigt seyn solten, daß sie ohne die Auferziehung und den Umgang aus den Kräfften ihres Verstandes keinen Vortheil schöpfen könten, so wenig, als wann er sie gar nicht besässe. Hingegen hat er verordnet, daß der Mensch vermittelst der von andern erlangten Belehrung zu den höchsten Erkenntnüß zu steigen vermögen solte. Es ist also ganz wohl möglich, daß ein junger Mensch in dem Zustande, worinn ihn Hr. B. sezt, sein Leben zubringen

gen

* Oeuvres divers. Tom. III. p. 943.

** Diese Erzählung mag auch in der Sache selber unrichtig sein. In der Albertischen Medicina Legali finde ich eine Erzählung von einen solchen stummen und tauben, der eine Mordthat begangen. Man hat ganz deutliche Merkmahle bey ihm gefunden, daß er von der moralischen Boßheit seiner That, und von der Gegenwart eines straffenden Wesens einen Begriff gehabt.

gen kan, ohne die Ausübung seiner Kräffte in die Würklichkeit zu bringen. Wann aber ein glüklicher Zufall die Hindernüsse hebt, die die Würkungen seiner Seele aufgehalten haben, so fangen sie an, sich an Tag zu legen. Es entstehen deswegen keine neuen Kräffte bey dem Menschen, aber es werden ihm neue Gelegenheiten vorgelegt, diejenigen Kräffte anzuwenden, die bis hieher in der Unwürksamkeit verborgen gewesen. Die innern Begriffe und inwendigen Würkungen des Geistes entstehen aus dem Grunde der Seele selber, die sie auch ohne die äusserlichen Gelegenheiten hätte hervorbringen können, obwohl ohne dieselben vielleicht die Seele nie an diese Hervorbringung gedacht hat. Also thut des Hrn. B. Einwurf seine Würkung nicht, und er hat keine Krafft, wann man ihn nicht gegen die gebraucht, die sich GOttes Bild in der Seele, wie ein aufgehängtes Gemählde in einem Zimmer vorstellen, das man nothwendig sehen und seinen Eindruk empfinden muß.

Die Unendlichkeit GOttes hebt alle Schwürigkeiten, die man wider seine Regierung machen könte.

XIX. Wer sich einmahl von der Vollkommenheit GOttes überzeugt hat, der kan gar wohl daraus schliessen, daß dasjenige, was in seiner Beherrschung der Welt seinen Vollkommenheiten zuwider zu sein scheint, in der That denselben nicht widerspricht. Man kan sagen, wann ein GOtt würklich da ist, so ist er ohne Zweifel ein weises Wesen, daß unsere Einsicht unendlich weit übersteigt, und dessen Grösse und die Weisheit seiner Absichten wir unmöglich hoffen können zu übersehen. Herr B. verwirfft diesen Beweiß, und sagt, Herr

King,

King, der ihn gebraucht, falle in diejenige unrichtige Art zu schliessen, wann man dasjenige als gegeben annimmt, worüber noch gestritten wird. Und dennoch hat Herr B. eben diesen Beweiß wieder die Mahäer gebraucht und angerathen. Er sagt „ man „ muß mit ihnen in keine weitläuffige Erörte„ rung sich einlassen, und sich vielmehr vergnügen, „ die folgenden Wahrheiten einzusehen, und an den„ selben sich feste zu halten. Es ist nur ein eintziger „ ewiger Anfangsgrund der Dinge. Dieses Urwe„ sen ist vollkommen heilig, gerecht und gütig. Also „ kan alles dasjenige, was uns in den Vorfallen„ heiten der Welt übernimmt, uns das Recht nicht „ geben, GOttes Anstalten zu verurtheilen. Wir „ wissen daß sie seiner würdig sind, wann wir schon „ es nicht deutlich begreiflich machen können.

Begriff von GOTT in der Lehre des Calvin.

XX. Der Hr. B. wendet alle Kräffte seines Verstandes an, daß das ewige Gericht vor den Falle, die allerungeheureste und mit dem Begriff der Gottheit am aller deutlichsten streitende Meinung seye. Nach dem Herrn B. macht diese Meinung GOtt sich selber zu widersprechen. Aber eben Herr B. fügt bey, daß die aller gelindesten Lehren dergleichen Verwirrungen unterworfen seyen, und folglich in allen Meinungen im Begriff von GOtt sich Wiedersprüche befinden, woraus dann fließt, daß die Vernunfft keinen GOtt als gegenwärtig erkennen kan.

Er

* Art. Pauliciens Note T. und Oeuvres diverses T. III. p. 807.

Er sagt, des Calvins Meinung vom unbedingten Rathschlusse GOttes, führt zu der Verleugnung GOttes. Wir wollen dieses einen Augenblick wahr sein lassen. Aber der Verleugner eines GOttes kan diese Meinung nicht zu seinem Vortheil anwenden, wann er nicht bewiesen hat, daß diese Lehre nothwendig, und keine andre übrig seye, die man annehmen könne. Aber diesen Beweiß kan er nimmermehr führen. Es ist ohnedem ein Lehrgebäude, das zwar zu widersprechenden Folgerungen Anlaß giebt. Aber der strenggesinnte Gottesgelehrte verwirfft und leugnet diese Folgerungen. Der Gottesverleugner giebt dieser Meinung einen Verstand, der nicht der wahre ist. Vielleicht kan der Gottesgelehrte diesen wahren Verstand nicht begreiflich genug machen. Aber er wird doch beständig bejahen, und mit guten Fuge, man müsse seine Erklärung nicht in dem Verstande nehmen, in welchen sie zu diesen Folgerungen Anlaß giebt. Wann der Gottesleugner hiervon einigen Nuzen für seine Meinung schöpfen wolte, so müste der unbedingte Rathschluß die einzige Lehre sein, und seine Vertheidiger müsten alle Folgen annehmen, die man ihnen zur Last legt.

Erlaubniß der Sünden.

XXI. Herr B. fährt fort „ Es ist einerley, ob man einen Menschen in die „ Umstände sezt, wo er nicht anders als sündigen kan, „ oder ob die Umstände so sind, daß man zum voraus weiß, daß er sündigen wird.„ Diese Schwürigkeit ist bekanntlich eine der grösten, aber sie ist nicht unüberwindlich. Man kan erstlich den Herrn B. fragen, warum er nicht lieber das Vorhersehen

der

der freyen Entschlüsse läugne, als daß er die deutliche Krafft aller Gründe verwerfen solle, die das Dasein eines GOttes bestärken. Aber man hat nicht nöthig zu diesen leugnen seine Zuflucht zu nehmen. Die Gottesgelehrten lehren alle aufs beständigste, das Vorhersehen der Thaten nehme ihnen von ihrer Freyheit nichts, und sie bleiben eben so willkührlich, als wann kein Vorhersehen wäre. Dieses verhält sich gegen die vorgesehene Thaten als etwas ganz fremdes, es bestimmt sie nicht. Es schwächt auch die Freyheit nicht mehr, als das Ansehen einer That, weil sie geschieht, ihrer Freyheit berauben kan. Wann wir schon eine unbetriegliche Kenntniß von einer Geschichte haben, weil sie geschieht, so machen wir sie hierdurch nicht nothwendig, und auf die gleiche Weise schwächt GOtt unsre Freyheit nicht, wann er schon unsre Thaten zuvor sieht.

Man kan hier zwey Wege ergreiffen. Entweder muß man sagen, GOtt habe vernünfftige Geschöpfe frey zu erschaffen gut gefunden, und deswegen ihre Entschliessungen nicht vorsehen wollen. Oder es kan auch sein, daß sein unendlicher ewiger Verstand die Entschliessungen so, wie sind, nemlich vollkommen frey zuvor sieht. Diese leztere Erklärung hat zwar etwas mehr Schwürigkeit, aber ihre Folgen sind nicht so gefährlich als die von der ersten.

Man mag sich nun zwar hinwenden, wohin man will, so wird man allemahl einen grossen Unterscheid

finden,

finden, zwischen den zweyen Fällen, in deren einem GOtt den Menschen in Umstände kommen läßt, wo er sündigen wird, und dem, in welchem er unfehlbar sündigen muß. Diejenige, die einen unbedingten Rathschluß lehren, sagen, GOtt gebe den Menschen Gesetze, nicht aber die Kräffte, diese Gesetze zu erfüllen. Andre sagen, GOtt wolle auf eine Weise geliebt sein, die seiner würdig wäre, nemlich aus einer freyen Wahl. Eben deswegen habe er freye und vernünfftige Wesen erschaffen: und ob er wohl vorgesehen habe, daß einige darunter diese Freyheit mißbrauchen würden, so ändre er doch seinen allgemeinen Grundriß der Welt, und seine Maaßregeln nicht. Dis Geschöpfe, das verlohren geht, verliert sich selbst aus seinem freyen Willen. GOtt wendet so gar alle Mittel an, es von seinem Untergange abzuziehen, nur daß er nicht seine unbedingte Allmacht dazu brauchen will. Ist dann kein Unterscheid zwischen der Erschaffung sündiger Menschen, und der Erschaffung solcher, die unfehlbar sündigen werden. Sind in beyden Lehrgebäuden die Schwürigkeiten dann gleich groß?

Gründe des Stillschweigens des Simonides.

XXII. Die Antwort, die Simonides dem Tyrann Hieron gegeben, giebt dem Herrn B. Anlaß, eine Menge Einwürfe * aus den Hindernüssen herzunehmen, die uns im Wege sind, daß wir zu der Erkenntnüß Gottes nicht gelangen können. Des Simonides Ansehen beweiset aber hier nichts. Er hatte vielleicht diese Materie nicht genugsam überlegt, oder er wolte die Schwü-

* Artikel Simonides Anmerk. F.

Schwürigkeit derselben durch seinen Aufschub andeuten; oder vielleicht wolte er dem Hieron Anlaß geben, selber diesem wichtigen Vorwurf nachzudenken. Man kan nicht leugnen, er hätte auf eine weit bessere Art antwotren können, und es wäre ihm nicht schwer gewesen, von dem Dasein, den Vollkommenheiten und den Werken des obersten Wesens eine solche Nachricht zu geben, die wenigstens die Gewißheit dieser Grundwahrheiten fest gesezt hätte. Es war also nicht eben die Stärke seines Verstandes, die am Rande des Abgrunds den Simonides von der Antwort zurük hielt, es müssen andre Betrachtungen gewesen sein, die ihn zum Stillschweigen bewogen haben.

Herr B. brütet die Schwürigkeiten aus, die dem Simonides vorgekommen sein mögen. Diese sind die Unbegreiflichkeit der Erschaffung, wovon wir schon oben im II und III Abschnitt gehandelt haben: Die Unabhängigkeit der Materie, die aus ihrer Ewigkeit folgt, wann man sie als ewig annimmt. Was diese betrifft, so würde sie, wann sie auch schon ewig wäre, dennoch ein leidendes Wesen sein, das verschiedene Einschränkungen dulden, und dieselben von dem allerweisesten Wesen annehmen kan. Der Hr. B. meint, es seye unmöglich, daß eine unendlich weise und unabhängende Ursache, die sich einen unveränderlichen Plan gemacht haben müsse, etwas verändere, weil die Menschen sich ändern, und entweder GOtt durch ihren Ungehorsam mißfallen, oder durch ihre Gebete versöhnen. Aber meint denn der Hr. B. es seye hier die Rede von wahren Veränderungen, die

das

das ewige Wesen GOttes verändern sollen? dessen Wille beständig und unveränderlich ist. Er weiset dem im guten verharrende Menschen eine ewige Glükseligkeit, dem übelthuenden aber ewige Schande an. Hieraus entsteht ein Unterscheid in den Würkungen, der nur die Menschen angeht, und der Unveränderlichkeit GOttes keinen Abbruch thut. „Solte „ GOtt, sagt Herr B,* die Seelen wohl so „ tumm geschaffen haben, daß sie verlangen „ könten, sich mit Körpern zu vereinigen? Solte „ GOTT selber die Ursache dieser Vereinigung „ sein, die die Seele hunderterley schändlichen und „ ungereimten Unordnungen und einem fast beständigen Unglüke bloß sezt.„ Dieses Urtheil ist vermessen, weil wir in der Unwissenheit aller der Verhältnüsse leben, die zwischen der Vereinigung der Seele mit dem Leibe, und der Weisheit und Güte Gottes sein können, und die ganze Weite des Grundrisses nicht übersehen, den GOtt sich vorgesezt haben kan auszuführen. Es ist noch vielmehr, die Vereinigung eines denkenden Wesens mit einem ausgedähnten scheint das Meisterstüke der Göttlichen Weisheit und Vollmacht zu sein. Der Körper verschafft der Seele die Mittel GOtt zu verherrlichen, indem sie die Sinne, die Vernunfft, und das gegenwärtige dem zukünftigen aufopfert, und die zeitlichen Lüste und Nuzen den mühsamen und ernstlichen Pflichten nachsezt. Wann es auch schon wahr wäre, daß die Seele durch ihre Abhängigkeit vom Leibe erniedrigt würde, so wird doch die Aufmerksamkeit des Schöpfers für das erniedrigte menschliche Geschlecht, um desto mehr die Grösse seines Erbarmens erheben.

* Angeführte Stelle aus dem Palingenius.

Herr

Der Herr B. sucht noch mit mehrerm die Lehre der Offenbahrung mit Schwürigkeiten zu umgeben. Er führt deswegen das Geheimnüß der Dreyeinigkeit die Fortpflanzung der Sünde, die Verurtheilung zu ewigen Straffen, und andre schwere Sätze an. Aber alle diese Säze sind theils schon beleuchtet, und theils werden wir noch davon handeln. Endlich bedient sich der Hr. B. auch des Geständnüsses des H. Paulus, daß Gott durch die Thorheit des Predigamtes die Menschen selig gemacht habe. Aber er hat nicht bemerkt, in wessen Nahmen der Apostel diese Worte gesagt. Er braucht die Außdrücke der Leute, die durch ihre Vorurtheile verblendet die Lehre des Evangeliums als etwas ungereimtes ansehen. Die Weisheit dieser Lehre ist denenjenigen deutlich genug gewesen, die ihre Vorurtheile abgelegt haben. Gott hat nicht gut gefunden, in derselben vor den Augen der Menschen einen gewissen Glanz leuchten zu lassen, der die aller hartnäkichsten hat bezwingen können,* eben aus der Ursache, weßwegen er den denkenden Wesen, die er erschaffen, eine Freyheit gelassen.

Wahl Gottes eines Grundrisses unter vielen.

XXIII. Der Herr Bernard hat die unendliche Weisheit GOttes dadurch erwiesen, daß er den vollkommensten Grundriß unter allen den unendlich vielen zur Würklichkeit gebracht, die er hätte bewerkstelligen können. **

Herr

* Dieser Glanz war wohl unmöglich, das verdorbene Herz widersteht auch sinnlichen Wahrheiten, wie z. Ex. die Pharisäer den Wundern JEsu.

** Oeuvres diverses T. III. p. 1068.

Der Hr. B. findet in diesem Erweise einen Widerspruch, weil eine unendliche Reyhe von Zahlen nicht eine lezte Einheit hat, die die vollkommenste ausdrucken könte. Aber dieser Einwurf beweiset nichts, als daß der Menschliche Verstand sich verwirrt, wann er sich an das unendliche wagt. Es ist nicht unumgänglich nöthig zu wissen, ob Gott einen Grundriß vorgezogen, der würklich vollkommener als alle andre gewesen, oder ob er in dieser Wahl nach seiner Freyheit gehandelt habe. Aber man muß den Grundriß, den GOtt gewählt hat, nicht ansehen, als wann er zulezt sich dem Göttlichen Verstand dargelegt hätte: Wir würden auf diese Art die unendliche Weisheit in die Schranken unsers engen Vermögens einsperren. Jene aber kan auf einmahl eine unendliche Anzahl Begriffe und alle ihre Verhältnüsse einsehen.

Gemüths-Zustand der sterbenden Freygeister.

XXIV. Die Freygeister sehen die Ueberzeugung von einer Offenbahrung als die Würkung eines kleinen Geistes an. Sie sagen „ die Krankheit und die Gefahr erschreken, und auf der andern Seite macht die Beschaffenheit des Leibes einen vor dem andern leichtgläubig. Aber das, was bey der Näherung des Todes vor sich geht, und wovon die berühmtesten Freygeister schon die Beyspiele von sich gegeben haben, beweiset gerade das Widerspiel. Wann ein sterbender sich einem unvernünfftigen Aberglauben ergiebt, so kan man wohl glauben, die Furcht habe ihn betäubt, und würke mehr bey ihm als die Ueberzeugung. Wann aber ein Mann, der in seinen ganzen Leben gesucht hat, das Dasein GOttes und die

Vorsehung zu leugnen, auf den Todtbette seine Sprache verändert, so ist dieses der kräfftigste Beweiß, von der Schwachheit der Einwürfe, die sie so offt ausgestreut, und der Einsicht, mit welcher sie sich selbst geschmeichelt, das Joch der gemeinen Sterblichen abgeworfen zu haben. Ein solcher Mann hat bequeme Lebensregeln angenommen, die ihm angenehm gewesen, und sie so offt wiederholt, biß daß er sich selbst beredet, er seye davon überzeugt, und angefangen hat, nach diesen Grundregeln zu leben. Aber keine Verblendung kan es in die Länge gegen den Begriff eines anderen Lebens aushalten, dazu uns der Todt hinleitet. Die Zauberey hört auf, und die Trunkenheit verschwindet, der Sterbende verwirfft die Laster, wovon er sonst die Vertheidigung unternommen, und bewundert die Tugenden, aus welchen er sonst ein Gespötte gemacht, und wieder welche er durch sein Beyspiel selber gestritten hat. Werden nunmehr seine Begriffe deutlicher, weil seine Sinne verrükt sind? Es ist ein Anfall von Thorheit, der ihn ergreifft, und der ihm allerley vernünfftige Ueberlegungen eingiebt. Woher kommt es dann, wann er wieder gesund wird, und die Werkzeuge seines Verstandes wieder ohne Hindernüß würken, daß er dennoch öffters diese vermeinte Krankheit des Geistes behält, und er mit dengleichen Meinungen auf eine Art lebt, die seiner vorherigen Aufführung gänzlich zuwider ist. Wann wir also eine Schwachheit im Geiste hier entdecken können, so ist sie bey dem Freydenker, der sich mit unerheblichen Einwürfen nährt, indem er die deutlichsten Begriffe, indem er gewisse und unleugbare Wahrheiten verwirfft. Aber ein vernünfftiger Mann läßt sich durch Beweißthümer

thümer gewinnen, die seinem Verstande angemessen sind, ohne daß ihn die Schwürigkeiten beunruhigen, deren gänzliche Aufklärung eine Erhabenheit im Geiste, und eine Völle der Begriffe erfoderte, die wir nicht haben, und auch in diesem Leben nicht erreichen können.

VII. Abschnitt.

Prüfung der Metaphysischen Frage, ob die Erhaltung eine anhaltende Erschaffung seye.

Diese Frage wird von den meisten bejahet.

I.

Wann es möglich wäre, daß die Wahrheit sich verjährte, so dürffte man diese Frage nicht regen, die auf eine bejahende Weise in allen Metaphysischen und Theologischen Büchern abgehandelt worden ist. Wann man aber die Folgen ansieht, die die Pyrrhonier und Deisten aus derselben ziehen, so fühlt man die Nothwendigkeit die Frage zu untersuchen, und ihr einen Verstand zu geben, der keinen solchen Unbequemlichkeiten unterworfen wäre. Herr B. vergißt nicht diese Unbequemlichkeiten anzuwenden, und thut es in verschiedenen Artikeln. In dem von Pyrrho sagt er „Wann GOtt alle Augen„ blicke das Dasein unsrer Seele erneuert, so haben „ wir keine Gewißheit, daß GOtt nicht die Seele, „ die er biß auf diese Stunde fort erschaffen hat, „ in das Nichts zurük fallen lasse, und dafür eine

„ ander

„ andre Seele schaffe, die, wie die unsre, beschaffen
„ seye.„ In dem Artikel von den Pauliciern sagt er
„ Wir können nicht begreiffen, daß das erschafne We-
„ sen ein Anfangsgrund von Würksamkeit seye: und,
„ wann es alle Augenblicke seiner Währung, seine
„ Dasein neu empfängt, so könne man nicht einse-
„ hen, wie es durch seine eigne und eingebohrne Tu-
„ gend dieselben in sich selbst erschaffen könne „Woraus
er dann schließt „ Es seye unmöglich zu begreiffen,
daß GOtt die Sünde nichts mehr als erlaubt habe.„
Er sagt wieder im Artikel von den Manichäern „wir
„ haben keinen deutlichen Begriff, der uns belehre,
„ wie ein Wesen, das nicht aus sich selbst besteht, sel-
„ ber handeln könne. Im Artikel Sennert sagt er„
„ Die Schulweisen fragen, ob die freyen „Würkun-
„ gen der Seele von der Seele selbst unterschieden
„ seyen? Sind sie nicht unterschieden, so ist die Seele
„ in so fern erschaffen, als sie die Sünde will: folg-
„ lich bringt sie diese Würkung des Willens nicht
„ selbst hervor: dann, da er von dem Wesen der
„ Seele nicht unterschieden ist, und da sie sich das
„ Dasein nicht selbst geben kan, so folgt augenschein-
„ lich, daß sie sich selbst keinen Gedanken zu geben
„ im Stande ist. Sie ist eben so wenig verantwort-
„ lich, wann sie dieses hier und izt will, als sie ver-
„ antwortlich ist, daß sie hier und izt da ist. Der Herr
B. gesteht, daß diese Folgen sehr schlimm sind, aber
dennoch ist die Lehre, woraus sie fliessen, seiner Mei-
nung nach augenscheinlich wahr. Dann im Artikel
Derodon sagt er „Man muß die aller augenschein-
„ lichsten Begriffe verwerfen, oder man muß einge-
„ stehen, daß ein durch die unendliche Krafft seines

„ Schöpfers aus dem Nichts hervor gezogenes We-
„ sen in sich selbst keinen Grund zu seinen Dasein
„ haben könne. Es kan also nicht anderst fortfah-
„ ren zu sein, als durch die gleiche Krafft, die es
„ im Anfange hervorgebracht hat. Es wird also in
allen Augenbliken seiner Dauer erschaffen. „ Wann
also ein Lehrsaz ist, der verdient aufs neue geprüfft zu
werden, so ist es der von einer anhaltenden Erschaf-
fung, weil er zu den gräulichsten Folgen führen kan,
wann er übel verstanden, oder übel erklärt wird.

Hervorbringung der Creaturen.

II. Der Anfang des würklichen Daseins der Geschöpfe, kommt von dem allmächtigen Willen des Schöpfers. So bald dieser etwas befohlen hat, so fängt es an da zu sein. Aber fährt dasjenige fort da zu sein, was GOtt erschaffen hat? das ist eben so viel, als wann man fragte, ob und wie die Macht GOttes groß genug seye, etwas dauerhafftes zu erschaffen. Ist es nicht genug, daß sie befiehlt, dasjenige solle fortdauern, was angefangen hat zu seyn, und wann man diesen fortdaurenden Nahmen einer anhaltenden Erschaffung giebt, so fühlt man wohl, daß man in die Finsternüß zurük fält. Indessen wann man diese Erklärung annehmen will, so kan man es ganz wohl in einen Verstand thun, der von demjenigen ganz unterschieden ist, welchen Herr B. gelten macht.

Des Hrn. B. erster Scheingrund.

III. Der erste Beweiß, wann man einen falschen Schluß so nennen darf, des Herrn B. befindet sich im Art. Pyrrhon, und laufft dahin hinaus „Wir hätten keine Gewißheit,

daß

daß die Seele, die wir izt haben, eben diejenige seye, die wir vor einer Stunde gehabt hätten, und das Wesen, das die Seelen schafft, könte die alte zu Grunde gehen, und die neue frisch erschaffen haben. Man könte eben auf diese Art sprechen. GOtt könne einen Menschen, der in London ist, zu gleicher Zeit in Pariß erschaffen, und derselbe könne folglich von einer Statt in die andre kommen, ohne den Weg zwischen denselben durchreiset zu haben. Dieses alles läufft auf eine blosse Zweydeutigkeit aus. Es ist fast eben so eine Spizfündigkeit, wie diese: Wo zwey sind, da ist auch eines, zwey und eines macht drey, folglich kan man aus zwey dingern drey machen.

Alle Schwürigkeit kömmt bloß aus der Dunkelheit der Ausdrücke her " aus Nichts zurükkeh-
„ ren, aus demselben heraus kommen, und
„ das gleiche bleiben was man gewesen.„ Man stellt sich das Nichts als einen tiefen Abgrund vor, in welchen die Creatur den Augenblik zurücke sinken würde, wann die allmächtige Hand GOttes sie nicht erhielte, und in welchen sie sich würklich stürzt, so bald als diese Hand zurük gezogen wird, wieder aber heraus tritt, wann diese Hand sie wieder daraus erheben will, und dieses leztere wäre, nach dieser Art zu denken, wie eine zweyte Schöpffung. So bald man aber die Ausdrücke in das natürliche zurükfezt, so verschwindet das wunderbare ganz. Es wird also, was wir bißher gesagt haben, zu dem folgenden Verstande Die ewige Weisheit hat gewollt, daß ein würkliches Wesen sein solte. Wann sie seine Dauer zu einer Minute eingeschränkt hätte, so würde die

Seele

Seele mit dieser Minute aufgehört haben. Sie hat aber gewollt, das dieses Wesen niemahls sterben solte, also fährt es fort zu sein, und wird ewig bleiben. Es ist wahr, ich bin dem würksamen Willen Gottes mein Dasein schuldig: und ich bin ihm eben so sehr verpflichtet, als wann er mich jeden Augenblik aus dem Nichts hervorzöge.

Man erklärt sich, als wann das Nichts eine Materie wäre, die zum Wesen der Dinge erfodert würde, und die ihnen eine heimliche Fähigkeit mittheilte, in ihren vorigen Zustand zurük zu kehren. Wann die Dinge jeden Augenblik in diesen Zustand zurükträten, um wieder neu erschaffen zu werden, so wäre dieses ein Wiederspruch: Dann was einmahl vernichtigt ist, das ist für immer vernichtigt, und es wäre nicht mehr das gleiche Ding, das fortführe zu sein, sonder es wäre, aufs höchste, ein sehr ähnliches Wesen. Dann wann es vor und nach dem Nichts, werden das gleiche wäre, so hätte es zugleich aufgehört, und dennoch auch fortgefahren zu sein. Man sieht hieraus, wie weit eine übertriebne Metaphysic, und unbestimmte Ausdrücke die Menschen verleiten können. Es sind einige gewesen, die alles, was wir Geschöpffe nennen, nur für anscheinende Empfindungen gehalten haben. Das Nichts ist noch nicht von ihnen getrennt, sagten sie. Nur das unendliche Wesen schließt die Würklichkeit ein. Hieraus schlossen sie ferner, es wäre kein Uebel in der Welt, sonder nur ein anscheinendes Uebel, das das oberste Wesen selber in seinen unwürksamen Geschöpffen hervorbrächte. Einige unter denselben haben so gar geglaubt, diese

unglük-

unglükseligen anscheinenden Wesen, wären zu ewigen Straffen außersehen. GOtt, sagten sie, sieht diese Straffen nicht als einen Wiederspruch wieder seine Gerechtigkeit an, weil die Uebel, die uns als würklich vorkommen, in seinen Augen nichts als Schatten von Uebeln sind!

Zweydeutigkeit des Ausdruks fortgesezte Schöpfung.

IV. Es ist gewiß, daß GOtt würksame Geschöpffe geschaffen hat: es ist eben so sicher, daß die Weise womit er sie erhält, ihrer Würksamkeit nichts schadet, und ihre Natur, die er ihnen einmahl gegeben, nicht ändert. Es ist auch gewiß, daß dieser Ausdruck, die Erhaltung der Creatur ist eine fortgesezte Schöpffung nicht genau wahr ist, und daß man ihn nicht dem Buchstaben nach verstehen muß. Dann 1 fängt durch die Schöpffung die Creatur an zu sein, da sie hingegen einen Augenblik vorher nicht gewesen war: Durch die Erhaltung fährt sie fort zu sein, und dasjenige zu sein, was sie vorher gewesen. 2. Stellt euch eine schuldige Seele voll unreiner Begriffe vor, wann der Schöpffer sie in diesem Augenblik aus dem Nichts hervorbringt, und sie so ist, wie wir sie angenommen haben, so hat sie nicht nur ihr Wesen, sonder die Art und Weise, wie sie ist, von ihrem Schöpfer. Nun aber ists ein bloßer Wiederspruch, daß GOtt eine Seele in einen solchen Zustande erschaffen werde.

Man braucht also diese Metaphysische Regel nicht zu verwerffen, und man wünschet nur allen Christlichen Weltweisen, eine Ehrerbietung für die

Reli-

Religion, die ihnen nicht erlaube, sich mit etwas in der Welt zu wagen, das man mißbrauchen könne, und das sie hernach mit einer Menge von Einschränkungen zurük nehmen müssen, wann man anderst den verdrüßlichen Folgen entgehen will. Im gegenwärtigen Falle sind wir durch diese einzige Betrachtung unübersteiglich aufgehalten, daß wir nemlich von der Art und Weise der Schöpffung uns keinen Begriff machen können. Wir wissen, daß die Creatur nicht von ihr selbst aus dem Nichts hervor getreten ist, und daß ihre Hervorbringung das Vermögen der Allmacht nicht übertrift. Da wir aber nicht wissen, wie dieses almächtige Wesen in der Erschaffung der Dinge verfährt, so können wir auch nicht entscheiden, ob die Erhaltung eine fortdaurende Erschaffung seye.

Was hat man aber auch für Ursache zu sagen, dasjenige werde wieder zu nichts, was einmahl da ist? Kan GOtt nicht würkliche Geschöpffe hervorbringen, die keinen Hang gegen diesen Abgrund haben, und die also keiner beständigen Wiederholung der würkenden Almacht bedürfftig sind, wann sie vor dem nichts bewahret werden sollen. Man muß also nothwendig diese Regel, von welcher wir handeln, als figürlich ansehen. Wir sind den Schöpfer eben so sehr für das dauerhaffte Dasein verpflichtet, das er uns verliehen hat, als wann er uns jeden Augenblik erschüffe. Er könte uns zernichten, aber er ist so gnädig und erhält uns. Wir sehen, daß alle Dunkelheit hier verschwindet, und wir Ursache genug haben, den Urheber unsers Wesens mit tieffer Erkenntlichkeit beständig zu verehren.

Beständiger Begriff von GOtt.

V. Und dennoch ist es nicht unmöglich, etwas bestimmteres von diesen Materien zu sagen, ohne deswegen uns in Spizfündigkeiten zu vertieffen, die wir nicht für nüzlich halten. GOtt will, daß ein Ding da sein soll, da ist es. Aber er hat nichts zu seiner Erhaltung anbefohlen. Woraus soll dieses Wesen sie hernehmen? Nicht von GOtt, dieses wäre ein Wiederspruch. Etwa aus dem Nichts? oder aus sich selbst? Die ganze Schwürigkeit verschwindet, wann man sich eine rechte Vorstellung von den göttlichen Begriffen macht. Es sind nicht unbestimmte irrende und ungewisse Begriffe, wie die unsrigen, die die Grundsäze ohne die Folgen sich vorstellen, und die Anfänge ohne das was daraus entspringt. Sie sind bestimmt, und umfassen den ganzen Vorwurf. Wann GOtt etwas hervorbringt, so hat er einen Begriff von der ganzen Zeit, die dieses Ding währen soll, und er bringt dieses Ding für diese ganze Zeit hervor, er giebt ihm ein dauerhafftes Dasein, das unzernichtbar ist, weil es sich auf einen fortdaurenden Willen gründet.

Vergleichung beyder Lehrgebäude.

VI. Es giebt zwey Lehrgebäude, unter welchen die Wahl sehr leicht, und sehr deutlich zu unterscheiden ist, welches von beyden mehr zur Ehre der Vorsehung abzielt. In dem einen sind die Geschöpffe frey, vernünfftig, würksam, und gelangen durch das Nachdenken und durch den Gebrauch ihrer Vernunfft zu einem gewissen Erkenntnüß, und zu einer Fertigkeit. In dem andern verhält sich alles unthätig und leidsam, GOtt

thut

thut alles unmittelbar, und die Geschöpffe folgen dem Eindrucke, den sie von Jhm empfangen, und selbst ihre Gedanken gehören Jhm zu, die zu bezeugen scheinen, daß die Geschöpffe etwas würken, obwohl sie gar nichts thun. Die Gottesgelehrten sind am allermeisten verbunden eine algemeine Regel einzuschränken, die ohne dem mehr philosophisch als theologisch ist, so bald man sie in den besondern Fällen anwenden will. Da sie beruffen sind den Menschen einen großen Begriff von GOtt beyzubringen, und sie zu der Furcht dieses obersten Wesens vorzubereiten, so können sie Jhn nicht würdiger vorstellen, als wann sie Jhn uns als ein Wesen zeigen, der demjenigen, was nicht gewesen ist, eine daurhaffte Würklichkeit mittheilt. Alle weitere Untersuchungen entdecken uns nichts weiter. Man könte wohl so gar zeigen, daß ihre Ermahnungen ein blosses Spiel sind, wann GOtt die Creaturen beständig zu erschaffen fortfährt. Wann ich einem Zuhörer sage, Thue dieses, dann GOtt befiehlt es; so kan er es würklich nicht thun. Dann er geht endlich wieder ins Nichts zurücke, oder GOtt erschafft ihn wieder: und in diesem Falle kan er nicht thun, was ihm GOtt befohlen hat, wann ihn GOtt nicht mit den Neigungen erschafft, die ihn bewegen, das anbefohlne zu bewerkstelligen. Wann nun dieses ist, so bleibt in dem Thun der Menschen keine Zurechnung und keine Sittlichkeit übrig.

Wiederlegung der erwähnten Lehre.

VII. Man kan endlich auch gerade aus den algemeinen Gründen die Lehre wiederlegen, die wir verwerffen, und wir glauben denen zweyen folgenden Erweisen seye es sehr schwer zu entgehen. Erstlich kan alle

Er-

Erschaffung nicht anderst als in einem untheilbaren Theile der Zeit geschehen. Wann eine Würkung der Schöpffung auf eine andere folget, so folgt sie ihr unmittelbar, und ohne Zwischenraum der Zeit. Wann nun die Dauer einer jeden von diesen Erschaffungen untheilbar und vollkommen kurz ist, so frage ich, um wie viel eine folgende, eben so kurze, Erschaffung die vorige länger macht? zwey dauren nicht länger als eine, und also machen viele nach einander folgende Erschaffungen eben so wenig eine Zeit aus, als viele Puncte eine Linie.

Der folgende Erweiß ist dieser. Es ist ein Wiederspruch, daß ein Geschöpffe GOtt gleich sein könne, und daß sein Dasein nothwendig werde. Aber es ist kein Wiederspruch, daß dasjenige was da ist, würklich da sein, und eben dadurch, daß es da ist, auch zum Dauren bestimmt werde. Wann die Krafft der Geschöpffe nur anscheinend ist, so ist auch ihr Wesen nur ein Schein. Nun aber ist dieses nicht natürlich anzunehmen, denn die gleiche Vernunfft, die uns in dem unendlichen Wesen einen vermögenden Willen zeigt, der dasjenige kan zur Würklichkeit bringen, was noch nicht würklich da ist, erlaubt uns auch nicht diesem Wesen die Krafft abzuschlagen, eine daurhaffte Würklichkeit seinen Geschöpffen mitzutheilen. Man kan auch beyfügen, daß dasjenige, was schon ist, mehr Hang zum fortdaurenden Wesen als zum Nichts hat, da zwischen demselben und dem Wesen ein unendlicher Unterscheid ist.

Wie das Daseiin der Geschöpffe nothwendig ist.

VIII. Der Erweiß, den man also in der Metaphysic für diesen vermeinten Glaubens-Artikel hervorbringt, ist also ein blosser Scheingrund. Man sagt, das Dasein der Geschöpffe ist kein nothwendiges Dasein. Also muß eine äussere Ursache seyn, die die Geschöpffe dahin bestimmt, daß sie beständig dauren. Wann man hierauf antworten will, so muß man einen Unterscheid machen, und damit wird die anscheinende Schwürigkeit bald verschwinden. Es ist wahr, das Dasein der Geschöpffe ist nicht nöthig, in so weit als sie nicht ewig sind, sonder eine äusserliche Ursache den Ausspruch hat geben müssen, daß sie vielmehr dasein, als nicht dasein solten, und insoweit als diese Ursache, die ihnen die Würklichkeit mitgetheilt hat, auch befehlen kan, daß sie aufhören zu sein. Alles dieses ist wahr, und ich gestehe es. Wann man aber auf die folgende Weise fortfährt „ das Dasein der Geschöpffe ist in so fern nicht nothwendig, als dieselben nothwendig beharrlich und unaufhörlich wieder erschaffen werden müssen „ so kan ich nicht so wohl ja dazu sagen. Dann dieser leztere Schluß zeigt sich nicht mit eben der Deutlichkeit, und sein Erweiß scheint darauf gegründet zu sein, daß man eben das annimmt, worüber doch gestritten wird, daß nemlich die erschaffende Ursache nicht ohne unaufhörliche Erschaffung ihren Geschöpffen eine genugsame Würklichkeit mittheilen könne, die sie vor der Vernichtung sicher stelle. Des Suarez Spizfündigkeit macht uns eben keine grosse Mühe. Wann GOtt mit einer würklichen Ausübung seiner Macht, die Vernichtung einer Creatur wolte, so würde hieraus

die

die Vernichtung auch auf diesen würksamen Willen erfolgen, und seine Macht würde darinn ihre Kräffte zeigen, daß sie ein Nichts verursachte. Die Zweydeutigkeit besteht in dem Worte vernichten, nichts hervorbringen, welches doch nicht eine blosse Redens-Art ist, womit man etwas leugnet, sonder als eine würkliche Handlung angesehen werden muß, wie etwan eine Bewegung zu hemmen eben so wohl eine ausübende Krafft erfodert, als eine Bewegung zu verursachen.

Gelegenheitliche Ursachen.

IX. Die Lehre der gelegenheitlichen **Ursachen** hat eine große Aehnlichkeit mit der Meinung von einer unaufhörlichen Erschaffung. Es ist in derselben eine Art von Größe enthalten, daß große Leute sich dadurch haben bethören lassen. Es gefält einem, der GOtt liebt, daß GOtt den Ruhm behält unmittelbar alles gethan zu haben. Aber diese Lehre wird von eben den Schwürigkeiten begleitet, als die Meinung, die wir in diesem ganzen Hauptstüke bestritten haben. Auf diese Art schlachtet der Fleischer nicht mehr das Vieh, der Koch thut nicht mehr die kleinen Pflichten seines Handwerks, der Mund ist nicht mehr, und der Magen verdaut nicht, GOtt thut alles dieses bey Gelegenheit deß Willens der Creaturen. Die genaue Verhältnüß der Ursachen und die Würkungen, kan fast keinem Zweiffel wieder die Gewißheit dieser Ursachen übrig lassen. Solte man dann sagen dürfen, die göttliche Weisheit habe zwar nichts ausgelassen, womit sie uns berücken könte, und wodurch sie sich selbst vor uns zu verbergen Mittel hätte? Es ist

wahr, die Trennung unsrer Fasern, die eine Steknadel macht, ist eine gelegenheitliche Ursache einer schmerzhafften Empfindung, indem es GOtt nicht unmöglich gewesen wäre, mit eben dieser Trennung eine angenehme Empfindung zu verbinden, wann es nemlich ihm gefallen hätte, unsern Körper anderst zu erschaffen. Aber, da einmahl der Körper so ist, wie er ist, so ist diese Stecknadel eine würkliche Ursache des Schmerzens, die aus ihrem Stiche entsteht, indem diese schmerzhaffte Empfindung ganz genau in dem Verhältnüsse der Größe seiner Ursache groß ist. Das Gesez dieser Empfindungen ist festgesezt, eh daß ich gewesen, ich befolge es bloß, und in der Empfindung, die in mir entsteht, merke ich die Würkung eines Willens, den GOtt gehabt hat, und in welchem er beharrlich fortfährt.

Wiederspruch der gewöhnlichen Lehre wieder die Vorsicht und die Religion.

X. Die Unwissenheit, in welcher wir sind, was eigentlich die Natur der Seele ist, hat uns dahin bewogen, daß wir auf allerley Auswege bedacht gewesen sind, wie wir ihre Würkung auf den Körper erklären können. Wann wir einen vollständigern Begriff von dem denkenden Wesen hätten, so könten wir vielleicht wissen, aus was für einer Krafft die Seele auf einen Körper würken kan, ohne ihn anzurühren. Aber wir können die Schranken unsers Erkenntnüsses nicht überschreiten. Deswegen aber bleiben wir doch würksame Ursachen, und thätige Wesen, dann ob wir wohl die Art nicht wissen, wie die Eindrücke des einen Wesens auf das andre übergehen, so fühlen wir doch sehr deutlich, daß wir wollen, und daß wir uns selber entschliessen zu wollen.

len. Was wird aus der Vorsehung und der Religion, wann der Begriff unsrer Gegner richtig ist? Wo bleibt die Weisheit des prächtigen Grundrisses, der die Welt in Ordnung gebracht, und die Verschiedenheit der Geschöpffe eingeführt hat, nach der Ordnung die ihnen am besten zukömmt, wann diese Sonne von ihr selbst nicht tüchtiger ist, die Erde zu erleuchten, als die Erde fähig ist sie mit ihrem Lichte zu erheitern, und wann das Auge nicht tüchtiger als das Ohr zum sehen ist, wann nicht GOtt durch eine beständige Würkung dazwischen käme und es zum sehen bestimmte. Wann wir nichts als Zeugen von demjenigen sind, was wir für unsre Würkungen ansehen, was bedeutet dann die Sittenlehre, und die Worte Geseze, Laster, Tugend, Belohnung und Straffe? Wo fängt der Fehler des Menschen an, wann GOtt alle seine Thaten hervorbringt, alle seine Gedanken zeugt, und ein Gedanke die unvermeidliche Gelegenheit zu einem andern ist. Die einzige Triebfeder würde wahrhaftig ihrem Geschöpffe mit einer ausnehmenden Härte begegnen, wenn Er es deswegen mit Leiden belegte, weil es etwas thäte, wobey es ein Widerspruch gewesen wäre, wann es dasselbe nicht gethan hätte, da es sich in Umständen befunden, in welche Er sie selbst gesezt hat.

Welche Meinung Gottes Ehre mehr erhebe.

XI. Die Meinung, die GOtt als die Ursache aller Bewegungen ansieht, die bey Gelegenheit unsrer Gedanken entstehen, ist nicht so nothwendig zur Verherrlichung der göttlichen Macht und zu derselben Erhebung über ihre Geschöpffe erfordert, als ihre Anhänger wohl

meinen. Wir werden durch unsre Vollkommenheiten besser als durch unsre Fehler zu dem Erkenntnüß unsers Urhebers geleitet. Wann es einige ewige Wesen gäbe, die mit GOtt in eine Vergleichung gesezt werden könten, so würde ich mich bemühen ihre Schwächen zu entdecken, und daraus den Vorzug meines Schöpffers zu erweisen. Aber in den Werken GOttes suche ich lieber die Gaben, die er in dieselben ausgestreuet hat. Je mehr ich von denselben finde, je mehr bin ich ihm auch Dank und Liebe schuldig. Je mehr er mir gegeben hat, je mehr hat er Recht über mich. Wann er mich unbeweglich erschaffen, und diesen Mangel zu ersezen den Speisen befohlen hätte, zu meinem Munde von sich selbst zu kommen, so wäre ich ihm für diese Vorsorge verpflichtet. Aber meine Verbindlichkeit und meine Dankbarkeit sind viel grösser, da er mir die Krafft gegeben hat, selbst Lebensmittel zu nehmen, und zu meinem Nutzen anzuwenden. Deß Hrn. Bayle Einwendungen wieder den Hrn. Jaquelot * können leicht aufgelöst werden, wann man die eben angegebnen Wege einschlägt, und man kan die Gedanken des scharffsinnigen Verfassers von der Vorsehung beyfügen. **

VIII.

* Rep. aux Quest. d'un Provincial. Tom. III. p. 781. 785.

** p. 46 & 121. jusqu'a la p. 153. edit. d'Amsterd.

VIII. Abschnitt.

Prüfung der Zweifel über die Seele des Menschen und derselben Unsterblichkeit.

I.

Ausdähnung und Gedanken im Menschen.

Es giebt im Menschen etwas ausgedähntes und etwas denkendes. Wann ich wissen will, ob beydes Eigenschafften eines gleichen Dinges sind, so habe ich keinen andern Führer als meine eignen Begriffe. Je mehr aber ich dran denke, je weniger kan ich mir den Gedanken, als eine Handlung die sich fühlt, mit der Ausdähnung, als einer Sache die sich nicht fühlt, übereinstimmig machen. Wann ich den Begriff der Ausdähnung aus einander seze, so finde ich keinen deutlichen Begriff des Gedankens in demselben. Die Begriffe der Bewegung, der Ruhe, der Figur werden deutlich, wann man sich die Ausdähnung, die derselben Vorwurff ist, vorstellt. Hingegen hindert uns dieser Begriff, zu begreiffen, was die Gedanken sind. Hieraus schließe ich, daß dasjenige was in mir denkt, oder das denkende ich nicht ausgedähnt ist. Hieraus schließe ich auch noch, daß der Körper aufgelöset werden kan, ohne daß das denkende Wesen zerstört wird. Und hieraus schließe ich auf das unabhängende Dasein der Seele, die ohne ihre Vereinigung mit dem Körper sein kan.

Gründe aus der Schiklichkeit für die Unsterblichkeit der Seele.

II. Aber aufrichtig zu reden, so sind die von der Schiklichkeit der Dinge hergenommenen Gründe die stärksten, und sie sind so viel als ein würklicher Erweiß, indem sie auf die göttliche Weisheit, Gerechtigkeit, und Erbarmung gegründet sind, GOtt aber niemahls anderst handelt, als auf eine Art und Weise, die seiner würdig ist. Es scheint aber Gottes wohl nicht würdig zu sein, daß er mit dem vergänglichen menschlichen Leibe, dessen Dauer über einige wenige Jahre sich nicht erstrecken kan, ein Wesen vereinigt hätte, das ohne den Leib bestehen kan, das seine Vortrefflichkeit zu erkennen, und selbst zur Erkenntnüß seines Schöpffers sich zu erheben fähig ist: ein Wesen, das vermögend ist einzusehen, was Ordnung, Wohlstand, Geseze, Pflicht, Gehorsam, Tugend, Laster, Belohnung und Straffe ist. Das Schiksal der Seele wäre gar zu traurig, wann für alle ihre Bemühung ihr Licht und ihre Tugend zu verbessern, nach einer kleinen glüklichen Aufnahme ihrer Kräffte, sie wieder auf einmahl in ein unendliches und ewiges Finsternüß zurück fiele, und durch den Todt nicht nur der Welt, die sie so sehr verwundert, sonder auch der Hoffnung den Schöpffer zu kennen und zu verehren, entzogen würde. Was solte man wohl von dem menschlichen Leben denken, wann es ohne Hoffnung einer wieder Herstellung durch den Todt verschlungen würde? Was hülffe uns diese Neubegier, diese hefftige Sehnsucht unsre Erkenntnüß zu vermehren, die uns angebohren ist? Die Kindheit und die Jugend wendet man bloß an, die Gründe der Wissenschafften zu legen, man

hat.

hat aber noch nicht Zeit darauf zu bauen. Die Jugend hat so hefftige Leidenschafften, und das männliche Alter ein solches Gewirre von Geschäfften, das Höhere aber ist so vielen körperlichen Schwachheiten unterworffen, daß wir unmöglich eine beharrende Aufmerksamkeit erhalten können, und unsre Augen schliessen sich, wann wir erst anfangen das Licht zu sehen.

Es scheint, es würden sich in dem Leibe und in der Seele und in ihrer Vereinigung nicht so viel Wunder hervorthun, wann sie nur zu einem kurzen Leben dienten, das man entweder in der Knechtschaft der Begierden und der Laster zubringt, oder in vergebnen Bemühungen, die mit dem Athem verschwinden müßten. In diesem Falle sehen wir nicht ab, was für einen Vorzug die Weisheit vor der Thorheit haben könnte. Eine Seele, die nichts versäumt hat, wodurch sie sich zu einer nähern Vereinigung mit ihrem Schöpfer würdiger machen konte, die alles sichtbare beständig dem zukünfftigen Vorwurff ihrer Hoffnung aufgeopffert, würde auf diese Weise nichts besser als eine Seele sein, die sich allen Lastern aufs ungescheuteste übergiebt.

Ob die Tugend an sich selbst einen genugsamen Lohn hat.

III. Wann jemand einwenden wolte, die Tugend führe ihre Belohnung mit sich, so liesse sich dieses wohl hören, wann wir keinen Leib hätten, und uns dasjenige, was wir unsern Pflichten aufopfferten, keine Mühe kostete. Aber die Erfahrung beweiset das Wiederspiel. Was hätte dann die unglükselige Tugend

für eine Belohnung für die übernommene Verleugnung? Vielleicht, daß sie sich mit einigen glänzenden Chimären belustigt hätte, womit, wann man es sagen darf, GOtt ihre würklichen Uebel bezahlte. Es giebt wenig Leute, die ohne Empfindung gegen die äusserlichen Vorwürffe der Sinne den Sieg erhalten, und bloß allein das Vergnügen kennen, ihre eigenen Kräffte, ihre Seligkeit, und die Vortreflichkeit ihrer Neigungen zur Tugend und zur Erkänntnüß zu fühlen. Aber diese so seltenen Menschen wären die aller unglüklichsten, da die oberste Weißheit sie auf keine Weise darfür belohnte, daß sie dieselbe allen andern Dingen vorgezogen hätten, und nichts sie hindern könte, daß sie nicht in das Nichts zurük fallen müßten.

Diese Lehre ist in der Heil. Schrifft bestärkt.

IV. Wer die Göttliche Eingebung der Heil. Schrifft annimmt, findet dasjenige, was wir oben gesagt, kräfftig in derselben bestärkt, da sie GOtt überall vorstellt, als wann er sich dadurch verherrlichte, daß er seine Liebe zur Ordnung, und zur Wiederherstellung alles Unrechtes, vermittelst des in einem andern Leben den Guten und Bösen zugedachten verschiedenen Zustandes, an Tag legt. Es wäre in der That fast zu nichts nüze, sich der Unsterblichkeit seiner Seele zu versichern, wann man nicht zugleich erführe, daß die Vorsehung ihr Schikſal bestimmt, und es ist dem menschlichen Geschlecht unsäglich viel daran gelegen, daß man die Wahrheit dieser beyden Lehrsäze mit einander verbinde. In dieser Gelegenheit kan man seine Meinung nicht aufschieben, weil die Gründe bey weitem auf einer Seite nicht so stark als auf der andern sind. Kan

man

man wohl mit denen Beweißthümern, die wir vorgetragen haben, die Spizfündigkeiten in eine Wagschal sezen, mit welchen die Stoiker zu erweisen trachteten, die Wolluſt sey kein Gut, der Schmerz sey kein Uebel, das oberſte Gut beſtehe in der Tugend, und folglich werde ein Menſch vollkommen glüklich, wann er auch nur eine Stunde tugendhafft wäre. Alles dieſes iſt eine bloſſe Reyhe prächtiger Sprüche, die ein unerfahrnes und mit Zweydeutigkeiten noch nicht bekanntes Gemüthe verwirren, aber den Verſtand nicht überzeugen können, den die Deutlichkeit allein beſiegen kan.

Von der Seele der Thiere.

V. Aber was fangen wir mit der Seele der Thiere an? Dieſen Einwurf laſſen die Freygeiſter ſehr laut erſchallen, und wollen uns dadurch in eine Wahl zweyer Widerſprüche verleiten, indem wir entweder die Thiere als Maſchinen anſehen, oder ihre Seele für unſterblich erklären müſſen. Hierauf antworte ich ohne Bedenken. Ich weiß was bey mir vorgeht, aber was bey den Thieren vorgehen mag, iſt mir unbekannt. Ich kan alſo von mir ſelber zuverläßig ſprechen, ohne daß ich deßwegen ein Recht gewinne, von einer andern Art Geſchöpfe etwas gewiſſes feſtſezen zu wollen. Die Wahrheit der Vorſehung und der Unſterblichkeit meiner eigenen Seele iſt für mich deutlich und überzeugend: Hingegen ſind alle Meinungen über die Seele der Thiere ungewiß, und können demjenigen nichts benehmen, was ich gewiß weiß.

Indeſſen, wann man auch den Thieren eine Seele zugäbe, die vom Leibe unterſchieden wäre, würde es

deswegen eine Folge sein, daß diese Seele eben von der Natur sein müßte, wie die Seele der Menschen? Kan es unter den denkenden Wesen nicht auch Stuffen geben, wie unter den Körpern? Eine Schildkröte hat ein Leben, und einen eignen Bau der Glieder, sowohl als der Adler, kan sie aber deswegen fliegen. Die Wesen, die in einigen Stücken eine Verwandtschafft haben, sind deßwegen einander nicht in allem ähnlich. Wir wollen dieses bey den Seelen der Thiere anwenden. Des Menschen Seele ist von dem Schöpfer gemacht worden, daß in ihr ein Begriff aus dem andern, eine Folge aus der andern, eine Ueberlegung nach der andern folgt, und die Seele ihren Zustand unendliche mahle selber verändern kan. Die Seele der Biene, des Biebers und anderer arbeitsamer und künstlicher Thiere und zu nichts tüchtig, als einen gewissen mechanischen Bau zu beleben. Sie haben keine neue Einfälle, sie machen keine Folgen. Die Schwärme von diesem Jahrhundert sind in nichts klüger, als die Schwärme der verstrichenen Zeiten. Eine jede Art hat ihre zugetheilte Stuffe der Geschiklichkeit, und der Vollkommenheit, die sie niemahls überschreitet. Die Zeichen, vermittelst welcher die Thiere einander ihre Begriffe mittheilen, bezeichnen nichts, als einige Begierden und Gefühle. Die Seele eines Thieres überlegt ihr eignes Dasein nicht, sie verlangt desselben Fortsetzung nicht, weil sie keinen Begriff vom künfftigen hat: sie kennt ihren Schöpfer nicht, und hat gar keinen Begriff von Pflichten und Gesezen. Da nun zwischen dem Menschen und dem Thiere ein solcher beträchtlicher Unterscheid ist, so hat man nicht die geringste Ursache

zu sagen, die Seele des Menschen und des Thieres müssen ein gleiches Schikfal haben, und beyde gleicher Weise entweder sterblich oder unsterblich sein. Wer dieses sagt, der mißbraucht die Aehnlichkeit, und macht einen falschen Schluß, der freylich bey den Menschen nur alzugemein ist, und womit sie die Dinge für ganz gleich erklären, die nur eine geringe Aehnlichkeit mit einander haben. Eben auf diese Art glauben manchmal ehrliche und aufrichtige Leute, alle, mit denen sie umgehen, seyen wie sie, und eben so vermuthen die Lasterhafften bey den andern das gleiche Verderben in dem Willen. Wir urtheilen auf eben die Art von den Handlungen der Thiere, wir glauben sie geschehen aus Ueberlegung, weil die unsern auf diese Art geschehen, da doch bey den Thieren das Gefühl derselben einzige Quelle ist.

Die Thiere sind bestimmt auf eine gewisse Weise zu leben, und dieser Bestimmung kommen sie nach. Ich sehe keine grosse Schwürigkeiten zu glauben „ GOtt habe gewisse denkende Wesen von einer untern Classe geschaffen, die mit ihren Körpern anfangen zu sein, und so lang zu sein, so lang der Körper ein Leben hat. Aber kan man dann von dem Schikfal einer solchen Seele auf die Seele des Menschen schliessen, die auf eine so sehr unterschiedne Art denkt. Wann man die menschliche Seele als sterblich annimmt, so entsteht über ihre Bestimmung eine unüberwindliche Finsternüß, und es bleibt nichts, als ein Schwarm von Widersprüchen.

Wir wollen noch eine andre Muthmassung vortragen, denn man mag hier für eine Meinung annehmen, was man für eine will, so leidet dabey die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele nichts, weil wir einmahl für allemahl gezeigt haben, daß sie von der Seele der Thiere ganz unterschieden sind. Es kan ja der Seele der Thiere nach ihrem Tode eben das wiederfahren, was den Insecten in gewissen Zeiten, wann sie sich verwandeln, wiederfährt, da sie in einen Zustand sind, der dem Todt überaus ähnlich ist, und da doch ein Wesen übrig bleibt, das eines Lebens und einiger Handlungen fähig ist. Auf diese Art würde die Seele nach dem Tod ein gleichförmiges und fast unmerkliches Gefühl, behalten, wie es in einem tieffen Schlaffe geschieht, und sie würde vielleicht mit einem kleinen Körper vereinigt, der dasjenige für sie wäre, was die zarte Leibesfrucht für die Seele des Menschen ist: mit einem Worte, man könte für die Seele der Thiere diejenige Wandelung zugeben, die Pythagoras der Menschlichen Seele zugeschrieben hat. Doch dieses sind alles Muthmassungen, und unsrer Seele liegt nichts daran. Die Vorzüge, die sie durch tausend Proben beweißt, versprechen ihr ein unendlich höheres Schiksal.

Gründe, warum Locke geglaubt hat, die Materie könne denken.

VI. Herr B. trägt selber die Beweißthümer des immateriellen Wesens der Seele mit einer besondern Stärke im Artikel Dicäearchus * vor. Er führt dabey die Gründe und Schlüsse des Locke wieder

* Note L.

wieder den Stillingfleet an, und beweiset, daß die Materie nicht denken kan. Aber die ganze Stärke der Lockischen Schlüsse geht dahinaus „ GOtt ist allmächtig, warum solte er nicht einen Grad von Empfindung, von Begriff und Gedanken einer gewissen Sammlung erschafner Materie mittheilen können, wann er es gut fünde? Dieses ist aber nur eine blosse Muthmassung, aus welcher es nicht möglich ist, einen förmlichen Schluß herzuleiten. Man muß dabey bemerken, daß Locke nicht glaubt, die Materie seye des Denkens fähig, und daß er es nicht einmahl vermuhtet. Er begnügt sich zu sagen „ es könte ein Ding sein, von dem er zwar noch keinen Begriff hat, und das zwey Eigenschafften hätte, den Gedanken und die Ausdähnung. Mit dieser Meinung könte allenfals die Unsterblichkeit der Seele noch wohl bestehen; dann eine dieser Eigenschafften könte aus ihrer Ordnung kommen, da die andre doch ihre Vollkommenheit behielte, und wir sehen alle Tage Körper vor uns, die ihre Bewegung verlieren, und dabey ihre Figur behalten. Aber die Gedanken des Hrn. Locke sind hier nicht richtig genug. Wann GOtt schon mächtig genug ist, ein denkendes Wesen zu erschaffen, das noch nicht da ist, so folgt daraus noch nicht, daß er die Ausdähnung, die schon da ist, verändern, und aus einem nicht denkenden Wesen ein denkendes machen könne. Das Nichts ist nichts, es kan keinen Widerstand thun, aber das ausgedähnte Ding hilfft so wenig zum Dasein des Gedankens, daß es wieder denselben einen Widerspruch macht, und so bald etwas widersprechend ist, so bald hört es auf ein Vorwurf der Göttlichen Macht zu sein.

Herr

Herr B. kan hier uns wieder zu Hülfe kommen, dann er zeigt sehr deutlich (im Art. Leucippe N. Γ.) daß dasjenige untheilbar sein muß, was denken soll. Er irrt sich doch, wann er beyfügt, Leucippus und seine Nachfolger die Atomisten könten einem jeden Urstäublein eine Seele geben, weil sie ein untheilbares Ding als denkend ansehen. Die Untheilbarkeit der Epicurischen Urstäubchen, war keine vollkommene Einfachheit, sie hinderte nicht, daß das Urstäubchen nicht hätte Theile haben können, es war nur eine vollkommene Härte. Dann sie nahmen ja runde, und viereckte, und spitzige, und ästichte Urstäubchen, und noch andre Gestalten als möglich an. Nun aber kan nicht denken, was Theile hat. Dann wo solte der Gedanke sein? auf der rechten Seite, auf der linken, oder in der Mitte. Der Mensch ist ja augenscheinlich aus einer unsäglichen Menge Urstäubchen zusammen gesezt, hat dann eine jede von diesen unempfindbaren Theilen seinen eigenen Gedanken, der ihr eigen, und von den Gedanken der andern verschieden seye?

Eine andre Anmerkung über die Seele der Thiere.

VII. Der Roterdamische Weltweise ist nicht im Stande seine rechtgläubigen Säze in der Philosophie lange zu behalten: Er folgt seiner Gewohnheit, und reißt an andern Stellen wieder ein, was er eben izt festgesezt hat. Er braucht hierzu hauptsächlich die Seele der Thiere, * aber diese Einwürfe haben wir im 5 §. schon beantwortet. Man muß sich

* Art. Sennert Note E. Art. Rorarius durchaus.

sich an diesem Grundsaze feste halten „ GOtt hat die von ihm erschafnen Dinge so eingeschränket, daß sie in dem Stande bleiben müssen, worinn sie gegenwärtig sind, und sich zu einer grössern Vollkommenheit nicht erheben können, die die Stuffe übersteigt, welche er für sie ausersehen hat. Ein Wesen, welchem GOtt nichts mehreres erlaubt hat, als das Gefühl, ist eben wegen dieser Erlaubnüß unfähig weiter zu kommen, und wird diese Schranken niemahls übersteigen, es müßte dann dem Schöpfer gefallen, es aufs neue zu bilden, und seinen Zustand zu verändern. Man könte von der Seele der Thiere auf die Seele der Menschen schliessen, wann diese zwey Dinge einander ähnlich wären, wie etwa zwey Stücke Zinn, oder zwey Stücke Bley einander ähnlich sind. Aber hier kan der Unterscheid unermeßlich grösser sein. Schon die ausgedähnten Dinge sind von einander sehr unterschieden, Der Abdruk eines Siegels haffet weder auf Wasser noch auf Lufft. Warum solten die denkenden Dinge nicht auch in ihren Eigenschaften verschieden sein? Warum solten sie nicht können auf eine gewisse Art zu denken eingeschränkt werden, und unfähig sein, zu höhern Stuffen der Vollkommenheit zu steigen?

Ueber eben diese Materie.

VIII. Es geht gar nicht an, daß man dasjenige, was man weiß, aus dem wiederlege, was man nicht weiß. Wir kennen unsre Seele durch ein innerliches Gefühl, und was wir davon kennen, ist genug uns zu überzeugen, daß dasjenige, was in uns denkt, von demjenigen unterschieden ist, was an uns ausgedähnt ist. Auf die

Frage,

Frage, ob die Seele der Thiere der unsrigen ähnlich seye, antworte ich, es gebe starke Gründe dieses zu verneinen. Wann die Seelen der Thiere des Nachdenkens fähig wären, so würden sie vollkommener werden, und dieses geschieht niemahls. An ihren Werkzeugen der Sinne liegt es nicht, es giebt verschiedene Thiere, die sie so gut und besser haben als wir. Fragt man, ob die Thiere Begriffe und eine Art des Denkens haben, so antworte ich, es seye möglich. Fragt man, ob dasjenige, was an ihnen denke, ausgedähnet seye, so antworte ich, ich glaube es nicht. Kan dasjenige, was an ihnen denkt fortdauren, nachdem das Körperliche zerstört ist, so antworte ich, es scheine mir wahrscheinlich. Fragt man mich mehr über das Schiksal dieser Seele, so antworte ich, ich wisse es nicht. Man mag dann sagen, die Seelen der Thiere sterben mit dem Leibe, oder muthmassen, sie gehen in andre Körper über, so werde ich in einer so dunkeln Sache mich in keine Einwürfe einlassen.

Wolte aber jemand hierbey Anlaß nehmen, über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, Einwendungen zu machen, so wird es nicht schwer sein, den Ungrund derselben zu zeigen. Die Seele der Thiere hat keine Verknüpfung, nichts das ihre Dauer nothwendig macht. Die menschliche Seele steht fest verbunden mit der Gerechtigkeit und der Güte GOttes: sie ist in dem Begriffe des Glaubens mit eingeschlossen.

Verbindung der Seele mit dem Leibe.

IX. Herr B. leitet andre Schwürigkeiten aus der Verbindung der Seele mit dem Leibe, und aus ihrer Gegenwart in einem bestimmten Raume her. * Alles dieses aber beweiset nichts, als daß die Seele und der Leib, die Gedanken uud die Ausdähnung unter dem gleichen Meister stehen, der zwischen diesen beyden Wesen von verschiedner Art ein Verhältnüß nach seinem Wohlgefallen festgesezt hat. Was die Gegenwart der Seele in dem Raume betrifft, so kennen wir die Natur des denkenden Wesens nicht gnugsam, daß wir im Stande sein solten, deutlich zu erklären, worinn ihr Verhältnüß gegen den Raum besteht. Man kan aber doch leicht begreiffen, daß der Wille des obersten Wesens die denkenden Wesen in die Nothwendigkeit gesezt hat, an dem Zustande gewisser Körper einen Antheil zu nehmen, deren Begriff ihnen beständig gegenwärtig ist, und auf welche ihr Wille unmittelbar würket. Man heißt also den Ort, wo der Wille würket, den Ort wo die Seele ist, indem es diejenige Stelle der Welt ist, auf welche ihr würksamer Wille seine Kräffte ausübt.

Es giebt denkende Wesen, die von der Materie befreyet sind, und die mit einer grossen Geschwindigkeit auf verschiedne Körper nach einander würken. Andre würken nur auf einen eintzigen Körper, durch dessen Vermittelung ihre Thätigkeit auf andre Kör-

per

* Contin. des Penſées diverſes ſur les Cometes Art. 113. pag. 146. Rep. aux Queſt. d'un Provincial T. IV. p. 211.

per sich erstrekt. Es kan sein, daß es auch denkende Wesen giebt, denen GOtt erlaubt hat, zugleich auf sehr viele Körper mit einer Würkung ihres Willens thätig zu sein. Auf diese Art körte man glauben, daß die Seele des Menschen JEsu im Himmel und auf Erden ist, und zu gleicher Zeit unsre Bitten erhört, und auch der Herrlichkeit des Vaters Mitgenoßin ist. Es ist hierzu nichts weiter nöthig, als im Verstande JEsu eben so viel Fähigkeit und in seinem Willen eben so viel Krafft anzunehmen, als sonst in dem Willen und dem Verstande vieler verschiedener denkender Wesen sich befindet. GOTT selbst, der alles weiß und alles kan, handelt ohne einige Zertheilung, die eine Aehnlichkeit zwischen seiner allervollenkommensten Natur und der körperlichen Ausdähnung setzen könte. Es ist wahr, daß wir keinen deutlichen Begriff von der Art haben, auf welche dieses alles geschieht. Aber man muß, was man gewiß weiß, niemahls deswegen in Zweifel ziehen, weil andre Dinge sind, die wir nicht wissen.

Unterschiedenheit der Meinungen

X. Der Unterscheid in den Meinungen muß uns niemahls irre machen, und das blosse Ansehen hat auch in diesen Materien kein Vorrecht zu urtheilen. Die geschiktesten und vollkommensten Menschen können unrecht glauben, weil wir keinen rechten Begriff von den Würkungen des von dem Körper befreyten Geistes haben. Wir können es auch nicht begreiffen, da wir niemahls als reine unkörperliche denkende Wesen da gewesen sind. Die Verschiedenheit der Meinungen hat hier keine weitere Folge, als daß sie uns von demjenigen

vre

vergewissert, worüber man sich vergleicht. Alle kommen darinn überein, daß wir denken, daß das ausgedähnte Wesen nichts denkt, und das denkende uns nicht vollkommen bekannt ist. Man fragt nun aber, ob es nicht möglich wäre, daß dieses unbekannte Wesen die beyden Eigenschafften zu denken, und ausgedähnt zu sein, mit einander vereinigte. Diejenigen die hierzu ja sagen, antworten ohne zureichenden Grund. Dann so bald als man gesteht, daß uns ein Wesen unbekannt ist, so sezt man sich in die Nothwendigkeit zu gestehen, man wisse nicht, ob diese oder jene Eigenschafften mit seiner Natur übereinstimmen oder derselben zuwider sind. So bald als uns die Begriffe fehlen, so fängt alles an ungewiß zu werden. Herr Locke hat aus der Schule das unbestimmte Wort Substanz beybehalten, dem man allerley Eigenschafften zuschreiben kan, und daraus schloß er, der Gedanke und die Ausdähnung könten sich doch wohl bey einander vertragen. Es ist ungefehr, als wann jemand sagte, eine Zahl könte doch wohl zugleich paar und unpaar sein.

Socratis Rede.

XI. Man findet im Plato einige Lehren des Socrates, die deutlich zeigen, daß auch das natürliche Licht uns zu den Wahrheiten führt, die die Religion uns lehret. Sie hat die Unsterblichkeit der Seele und das zweyfache Schikſal des Menschen nach diesem Leben ganz wohl eingesehen. Dann so sagt Socrates * „ Wann dasjenige, was „ ich sage, wahr ist, so ist es sehr gut es zu glauben.

Wann

* Beym Plato im Phädon.

„ Wann es aber nach meinem Tode sich nicht wahr er-
„ finden solte, so werde ich doch in diesem Leben den
„ Vortheil davon gezogen haben, daß ich die Uebel,
„ die mit dem Leben verbunden sind, etwas minder
„ hart gefühlt. Ich werde aber in dieser Unwissen-
„ heit nicht lang bleiben, und sehe sie als ein sehr grosses
„ Uebel an, das nicht lange dauren wird.

IX. Abschnitt.

Prüfung der Zweifelsucht über die Freyheit.

I.

Zufällige Verwirrung über diese Frage.

So leicht als die Frage von der Freyheit des Menschen an sich selbst aufzulösen ist, so haben doch die Metaphysischen Gelehrten sie durch ihre Spizfündigkeiten sehr verwirrt gemacht. Man braucht eigentlich nicht zu wissen, ob alle Bestimmungen der Freyheit gleich leicht sind, und ob alle Entschlüsse mit einer gleichen Möglichkeit ins Werk gestellt werden können. Die Menschen brauchen ihre Freyheit nicht beständig, die meisten lassen sich durch den Eindruk ihrer Sinne beherrschen, und sind ein Spiel ihrer Leidenschafften. Andre bedienen sich ihrer Freyheit fast, ohne es gewahr zu werden. Man muß über die Vermögen unsrer Seele und ihre Handlungen, etwas nachdenken, biß man sie kennt. Die Geschwindigkeit, in welcher diese Handlungen entstehen und auf einander folgen, und der Mangel der Aufmerksamkeit, macht, daß die Menschen mehren-

theils

theils sich selber fremd sind. Sich fühlen; und das entwikeln, was in ihrem inwendigen vor sich geht, ist etwas ganz neues für sie. Die kleinsten Spitzfündigkeiten bringen sie aus der Ordnung ihrer Begriffe, und bewegen sie an demjenigen zu zweifeln, wovon ihr innerlich Gefühl sie überweisen würde, wann sie ihm nur Gehör geben wolten.

Der Wille ist die Ursache unserer Entschlüsse.

II. Man kan keine andre Ursache der Bestimmung und Entschliessung der Seele angeben, als den Willen selber. Er wäre kein Wille, wann er nicht sein eigener Herr wäre. Wann man mir befiehlt zu errahten, ob eine gewisse Anzahl paar oder unpaar ist, was ist es was mich alsdann bestimmt? Mein Wille und nichts anders. Wann ich einen Arm bewege, und hiermit meine Freyheit ausübe, was macht denn, daß ich eher den rechten Arm als den linken bewege. Es ist mein Wille so, und ich entschliesse mich selber dazu.

Man macht aber hierwieder verschiedene Einwürffe. Ihr meint wohl, sagt man, ihr seyt frey, aber ihr seyt es würklich nicht. Eine heimliche und nohtwendige Ursache bestimmt alle eure Würkungen. Ich dächte, man könte eben so wohl sagen, ihr meint ihr denkt, aber ihr denkt dennoch würklich nicht. Wann die Empfindung keine völlige Gewißheit geben kan, so ist es nicht sicher daß ich denke, daß ich seye, und man kan keinen Beweißthum ausfinden, der stärker seye, als das inwendige Gefühl. Nun aber ha-

habe ich ein eben so deutliches Gefühl von meiner Freyheit, als von meinem Denken.

Man macht eine neue Schwürigkeit. Es dünkt euch, sagt man, euer freyer Wille bewege euren Arm, aber es ist deswegen nicht sicher, daß er die Ursache dieser Bewegung seye. Es giebt viele Weltweise die es nicht glauben, und die Art und Weise wie es geschieht, kan keiner von ihnen erklären. Hierauf antworte ich, es seye freylich eine verwegene Rede, wann man dem Willen, und zwar dem Willen alleine die Ursache der Bewegung zuschreiben wolle. Aber deswegen ist doch gewiß, daß ich 1. will, mein Arm soll sich bewegen: Daß ich 2. der Urheber dieses thätlichen Willens bin, und daß 3. die Bewegung des Armes auf diesen Willen folgt. Alles was ich fühle ist gewiß, und alles ungewiß, was ich nicht fühle.

Betrügliche Einwürffe des Hrn. B.

III. Sind wir blosse leidende Wesen, oder haben wir auch etwas würksames an uns? Wann man eine fortgesetzte und fortdaurende Schöpffung annimmt, so verschwindet freylich unsre Würksamkeit, aber wir haben diese Meinung schon wiederlegt. Hr. B. sagt,, wäre es „ dann nicht möglich, daß GOtt eine Folge von „ Begriffen, von Bejahungen, von Zweifeln, von „ Willens-Uebungen erschüffe, und daß dabey die „ Ursache, die alle diese Gedanken in uns würkte, „ keine Empfindung eines Zwanges bey uns erwek„ te,, Man muß entweder einen besondern Geschmack an Hirn-Gespenstern finden, oder alles lie-

ben, was zum Unglauben führt, wann man sich vorstellen will, das oberste Wesen würke auf leidenden Wesen Würkungen, die einander wiedersprechen: er erschaffe bey uns erstlich die Frage, ist der Mensch wohl frey? und hierauf erschaffe er bey dem einen eine bejahende Antwort auf diese Frage, bey andren eine verneinende, und noch bey andren einen Zweifel, und alles dieses erschaffe er auf eine solche Art, daß keiner von allen diesen Menschen anderst urtheilen könte, als wie er sie würklich zu urtheilen bestimmt ist. Wir fühlen ja nicht nur die Folge der Begriffe, sonder wir fühlen auch, daß wir selber auf dieselben entweder aufmerksam oder nicht aufmerksam sind. Man sagt ferner. „Wann ein Wetterhahn das „ Vermögen zu denken besäße, und auch würklich „ dächte, wann der Wind, der diesen Wetterhahn „ gegen Morgen bewegt, ihm diese Bewegung an„ genehm machte, und eine Begierde in ihm erwek„ te, sich eben dahin zu wenden, so würde der Wet„ terhahn beydes den Begriff und die Begierde „ empfinden, und es könte doch geschehen daß er „ weder die Ursache derselben noch die Hervorbrin„ gung dieser Würkungen empfände.„ Wir wollen dieses alles so annehmen. Aber der Wetterhahn würde dennoch nicht empfinden, noch durch sein Gefühl sich vergewissern, daß er selbst diese Begierde bey sich erzeuge, und daß er selbst sich zu einer Richtung vorzüglich vor allen andern sich entschlöße, nachdem er einem Begriffe eine grössere Aufmerksamkeit vor allen andren gönnt. Wir können uns hier eine Kette von würkenden Ursachen vorstellen. Der Begriff eines Gutes erwekt eine Begierde.

Die Begierde zeugt eine Entschliessung: Auf diese folget eine ausübende Krafft, und auf diese folgt die Würkung. Aber die Freyheit kan dennoch diese ganze Kette brechen, sie braucht nichts, als daß sie ihre Aufmerksamkeit dem ersten Begriffe entzieht, so verschwindet der Begriff, und mit ihm die Begierde. Eben das gleiche erhält die Seele, wann sie Begriff gegen Begriff und Begierde gegen die Begierde entgegen setzt.

Wir wollen alle glüklich sein: Diese Begierde ist uns angebohren und nothwendig. Wir suchen die Mittel dazu, und dieses ist die Quelle der freyen Bestimmungen. Wir wählen und brauchen dieselben, nachdem uns unser Wille bestimmt. Wann wir irren, so ist die Schuld an der Ungedult, mit welcher wir wünschen glükselig zu sein, und die uns die Zeit nicht zuläßt zu nehmen, unsre Begriffe zu prüfen, und die falschen Güter von den wahren zu unterscheiden. Wann wir aber keine Freyheit hätten, so würden wir fast allemahl den unrechten Weg einschlagen, weil uns die gegenwärtigen Vorwürffe allein regieren würden. Wir würden niemahls im Stande sein denselben zuwiederstehen, und ihre Würkungen zu hindern. Nun aber ist unter allen den Dingen, die um uns sind, kein einziges, das sich unsres Willens so völlig bemächtigen könte: Wir behalten allemahl die Macht von dem einen zum andern überzugehen, und sie bestimmen unsre Entschliessungen nur in so weit, als wir selbst unsre Einwilligung geben ihrem Eindrucke zu folgen.

Es ist wohl wahr, und wir selbst haben es erwähnt, daß es Leute giebt, die sich so sehr mit der Erfüllung ihrer sinnlichen Begierden beschäfftigen, daß sie die Mühe nicht nehmen ihre Entschlüsse so lang aufzuschieben, biß sie die Vernunfft rahts gefragt haben. Hieraus sehen wir wie es zugeht, daß man in vielen Fällen vorsehen kan, was ein Mann thun wird, dessen Gemühtsneigung und Gewohnheiten wir kennen. Dann ein Mann der einmahl in der Unterlassung des Gebrauchs der Freyheit sich recht feste gesezt hat, wird endlich durch seine Unterwerffung unter das Joch seiner Begierden ein bloß mechanisches Wesen, das den Folgen seiner Empfindungen nicht wiederstehen kan. Die Freyheit ist wie die andren Vermögen der Seele: sie wird stärker oder schwächer, nachdem man sie offt oder selten in die Uebung bringt. Indessen, wann schon einige Menschen durch ihre eigene Schuld sich im Unvermögen befinden, deutlich zu fühlen, daß sie frey sind, so benimmt doch diese Erfahrung der gewissen Ueberzeugung derjenigen nichts, die ihre Kräffte besser kennen.

In wie fern die Seele sich gegen die Empfindungen leidend verhalte.

IV. Man kan nicht lengnen, daß unsre Seele sich gegen die Empfindungen auf eine leidende Weise verhalte. Wir wünschen uns vergebens gewisse Empfindungen, wann die Vorwürffe nicht gegenwärtig sind, die dieselben in unsren sinnlichen Werkzeugen hervorbringen. Wann hingegen diese Vorwürffe würklich auf unsre Sinnen würken, so ist es unmöglich diese Empfindungen zu vermeiden.

Aber ich kan doch eben diese Empfindungen an ihrer Gewalt hindern, oder dieselbe mir auch zuwegenbringen, indem ich meinen Leib so stelle, daß er die Eindrüke dieser sinnlichen Vorwürffe empfängt oder vermeidet. Nun aber kan ich es ja, der diesen thätigen Willen ausübt, und auf diese Art sind die Empfindungen selbst der Freyheit unterworfen.

Buridans Esel.

V. Buridans Esel ist eine kindische Künsteley. Ich kan nicht sagen, was das Thier in den gesezten Falle thun würde, dann ich habe schon einmahl gestanden, daß ich nicht genugsam das würkende Wesen kenne, welches die Thiere beseelt. Aber was eines Menschen Seele in diesem Falle thun würde, weiß ich ganz wohl. Wann gar kein bekannter Bewegungs-Grund sie auf eine oder die andre Seite bestimmte sich zu lenken, wann sie auf beyden Seiten einen gleich grossen Nutzen und ein gleiches Vergnügen fände, so würde sich sein Wille selbst auf die eine oder auf die andre Seite lenken.

Freywillige Knechtschaft des Menschen.

VI. Wir können über die Erzeugung der Gedanken, und den Ursprung der Folge der Empfindungen, die unsrer Seele die äussern Vorwürffe vorstellen, nichts gewisses sagen. Alles was wir hiervon wissen, ist bloß daß diese Begriffe bey uns in der Maaße entstehn, mit welcher wir selbst uns aufmerksam machen, und daß diese Aufmerksamkeit uns mehr, der weniger mühsam fält, nachdem wir mehr oder weniger dazu gewohnt sind. Ein Mensch, der von seiner

ner Geburt an, sich gewöhnt hat nichts zu prüffen, übergiebt sich mehrentheils seinen verwirrten Empfindungen, und dem gewaltsamen Triebe seiner Leidenschafften. Es kömmt ihm vor, es seye ihm bloß unmöglich gewisse Uebungen des Willens zu Stand zu bringen, dem Spiel abzusagen, oder einer lasterhaften Liebe sich zu entschlagen. Aber er betriegt sich selber: Was ihn hindert ist bloß die Furcht einer mühsamen Empfindung, mit welcher diese Uebung des Willens verknüpft sein würde. Also ist seine Sclaverey freywillig, und seine Bande sind nicht unauflöslich, ob sie wohl alle Tage neue Kräffte erhalten, und endlich eine moralische Unmöglichkeit entsteht sie zu trennen. Aber alles dieses beweiset bloß, daß man seine Freyheit endlich unterdrücken kan, und beweiset nicht, daß man keine hat.

Falsche Freyheit der Thiere

VII. Hrn. B.* bringt einige Schlüsse vor, womit er den freyen Willen der Thiere erweisen will, und die er von der Zucht hernimmt, die man bey ihnen gebraucht, wann man sie abrichtet. „Ein hungriger Hund, sagt „ er, hat ja die Krafft sich eines Stücks Fleisch zu ent„ halten, wann er sich vor den Schlägen fürchtet, die „ er zu erwarten hat, wann er sich nicht enthält. „ Aber es ist ganz ohne Grund, wann Hr. B. sich in der Seele des Hunds einiges Nachdenken und eine Vergleichung wiederwärtiger Gründe vorstellt. Seine Gewohnheit sich zu enthalten, entsteht nicht aus dem Gebrauche einer Freyheit, die die entgegengesezten Gründe abgewogen hat. Sie entsteht aus nothwendigen Eindrücken, und aus wiederholten Uebun-

* Rorarius not. F.

Uebungen, die allemahl die Folge eines äusserlichen Eindrucks gewesen sind. Aus dieser Ursache strafft man die Thiere, und belegt sie so gar in gewissen Ländern mit Todes-Straffen. Rorarius hat selber zwey Wölffe im Jülichschen hangen gesehen, und in Africa schlägt man die Löwen ans Kreutz, um die andern abzuschrecken. Aber kan man wohl aus dieser tummen Gewohnheit eines Volks einen Einwurff hernehmen, und hat man wohl, bey den Straffen, die man gewissen Thieren anthut, einen andern vernünfftigen Zwek, als sie zu den Gewohnheiten abzurichten, die man von ihnen verlangt?

Nutzbarkeit des Lehrsatzes von der Freyheit.

VIII. Die Nutzbarkeit des Lehrsatzes von der Freyheit ist so groß, daß man billig den Irrthum den Menschen nicht benehmen solte, wann er würklich ein Irrthum wäre. Ich will für einen Augenblick annehmen, wir bilden uns nur ein frey zu sein. Aber diese ungegründete Einbildung bringt doch treffliche Würkungen hervor. Ein Mann der sie einmahl abgelegt hat, begeht eine Uebelthat ohne Reue, indem er sich damit tröstet, es seye ja für ihn eine Nothwendigkeit gewesen sie zu begehen. Derjenige hingegen, der sich für frey ansieht, empfindet eine Schaam, entschließt sich sich zu bessern, und bessert sich manchmahl würklich. Diejenigen, die die Mühe nehmen die Menschen zu überzeugen, daß sie nicht frey sind, thun also dem menschlichen Geschlecht einen schlechten Dienst, indem sie ihm ein so nützliches Vorurtheil benehmen, das ihm so nützlich ist, und ihm davor eine Wahrheit liefern, die es zu lauter Unordnung verleitet. Es ist

mit

mit der Freyheit eben so beschaffen, wie mit der Gewißheit. Die Empfindung dringt in dem gewöhnlichen Lauffe des Lebens allemahl durch, und zwingt die allerhartnäkichsten Vertheidiger der Nothwendigkeit aller Begebenheiten seine Sprache zu ändern. Carneades war ein Pyrrhonier, da aber einer seiner Schüler ihm seine Beyschläferin entführte, so verließ er seine sonst gewöhnliche Reden. „Man muß sich „über nichts erfreuen, auf daß man sich nicht über ein „Uebel erfreue, und über nichts betrüben, auf daß man „sich nicht über etwas gutes betrübe.„ Seine Buhlschafft übermochte bey ihm die Weisheit. Wann man sich deß Vertrauens eines Zweiflers erstlich bemächtigt, und hernach ihm dasjenige raubet, was ihm am liebsten ist, so wird es sich weisen, ob er mit seinen eignen Meinungen sich wird zu trösten wissen. Würde ihm sein Beleidiger sagen „ich habe nichts anders thun „ können, ich bin unvermeidlich gelenkt worden euch „ zu bestehlen und zu verrahten;„ so wird doch die Larve bald wegfallen, die Wahrheit wird zu ihren Rechten gelangen, und alle die eitele Einwürffe, die er wieder dieselbe zusammen getragen hat, werden im Augenblicke verschwinden.

Zukünftige zufällige Begebenheiten.

IX. In der Prüfung der Zweifel über die Vernunfftlehre ist man dem Einwurffe schon vorgekommen, den man von der Zufälligkeit zukünfftiger Dinge sonst wohl hernimmt. Wann über eine künfftige Begebenheit zwey Vorsagungen gemacht worden, die einander wiedersprechen, so muß die eine oder die andere nothwendig in die Erfüllung gehen. Es ist aber

au

auf diese Schwürigkeit sehr leicht zu antworten. Man sagt „Peter wird auf diese bestimmte Zeit „ eine gewisse Handlung begehen oder er wird sie „ nicht begehen. „ Es ist wahr, wann ich diese Vorsagung in einem getrennten Sinne verstehe, so wird sie wahr sein. Morgen wird Peter sein oder nicht sein, dieses thun oder nicht thun u. s. w. Wann ich aber diese getrennte Bejahung so nehme, daß ich auf eine bejahende Weise von einen Saz wähle, und z. Ex. sage, Peter wird diese tugendhafte Handlung begehen, so machen diese Ausdrücke, so bald man sie über die Schranken der Wahrscheinlichkeit rückt, und ihnen eine Gewißheit geben will, einen falschen Satz aus. Wann sie wahr sein solte, und wann man der Natur der Dinge gemäß sprechen wolte, so müßten zu der Zeit, da man spricht, schon Ursachen da sein, deren nothwendige und unvermeidliche Würkung diejenigen Ursachen in Schwung bringt, die unmittelbar auf sie folgen, und von welchen wiederum eine Reyhe von Bewegungen biß auf den benannten Menschen fortgieng, und ihn unvermeidlich lenkte dasjenige zu thun, was man gesagt hat, daß er thun würde. Nun aber kan man diese nohtwendigen Ursachen nicht beweisen, und wann man sie erweisen könte, so wäre doch die Kette derselben demjenigen nicht bekannt, der den gesezten Satz bejahet.

Wie man das Schiksal eingeführt habe.

X. Es sind genug metaphysische Lehrer gewesen, die den Begriff eines Stoischen Verhängnüsses, mit dem Begriff des obersten Wesens vermischt haben. Wann man

man ihnen glauben will, so ist GOtt durch seine Liebe zum Guten und zur Ordnung nothwendig gelenkt worden die Welt zu erschaffen, und sie so zu erschaffen, wie sie ist. Dann sagen sie, wenn er sie nicht erschaffen, oder in einem andern Zustand erschaffen hätte, so hätte er nicht gethan was doch am besten ist. In diesem Lehrgebäude ist nicht nur das Dasein der Welt, und eines jeden von seinen Theilen, sonder auch jeder besonderer Umstand der Entschlüsse denkender Wesen, die auf der Welt sind, eine unfehlbare und nothwendige Folge der Begriffe, der Entschliessungen und der Natur Gottes. Wann man aber anstatt einer einzigen wahlwürdigen Welt annimmt, GOtt habe viele mögliche Welten, die alle seiner würdig gewesen, vor sich gehabt, und sich auf eine freye Weise entschlossen, derjenigen Welt die Würklichkeit mitzutheilen, von welcher wir einen Theil ausmachen; Er habe ferner gut gefunden in dieser Welt würkliche würkende und freye Wesen zu erschaffen, so ist ein solcher Begriff von den Würkungen des göttlichen Willens von allen unbequemen Folgen viel freyer, und er rettet uns von allen den erschrekenden Folgen, die aus dem Leibnitzischen Lehrgebäude herfliessen. Hat man hierüber mit einem Gottesgelehrten zu streiten, so ist die Frage bald zu Ende. Dann, wann er die Freyheit leugnet, so leugnet er euch zugleich die Religion. Ist es aber ein Weltweiser, der mir das Vorwissen Gottes verwirfft, so sage ich, dieses Vorwissen erstreke sich auf alles, was vorgesehen werden kan, so wie die Weisheit sich auf alles erstreckt, was möglich ist: und ich werde hinzufügen, daß weder er noch ich niemahls

im Stande werden sein zu entscheiden, ob es ein Wiederspruch seye, wann man sagt, GOtt wisse zuversichtlich, was die Geschöpffe thun werden, denen er die Gewalt angeschaffen hat frey zu würcken.

Erläuterungen über die Freyheit.

XI. Wir wollen diese Materie noch etwas weiter erläutern. GOtt hat selbst einen großen Antheil an denen Begebenheiten, die er vorher verkündigen läßt: 2. Da er den Menschen frey geschaffen, so hat er sich die Macht vorbehalten diese Freyheit, so lang er es gut findet, aus ihrer Würksamkeit eben so wohl zu setzen, als er ihr ganzes Dasein zernichten kan. 3. Die Freyheit wählt nur unter Dingen, die sie kennt. GOtt kan ihr also gewisse Dinge so sehr gegenwärtig machen, und andre so sehr von ihr entfernen, daß sie in diesem Falle unfehlbar so wählt, wie GOtt will daß sie wählen soll. Was die zukünftigen lasterhafften Thaten betrifft, so ist es etwas schwerer ihre Vorhererkenntnüß zu erklären. Indessen kan man diese Schwürigkeit mit den folgenden Betrachtungen sehr vermindern. 1. Alle Bestimmungen des Willens sind dem Willen nicht alle gleich leichte, und in vielen Fällen kan man lasterhaffte Menschen, wie denkende Maschinen ansehen, deren Gewohnheiten wie Springfedern sind, die ihre Krafft nothwendig ausüben, diese Krafft aber kan einem Wesen nicht verborgen sein, das die Krafft der Gewohnheiten und die Macht der äussern Umstände erkennet. 2. Wann die Menschen durch ihren freyen Willen zu einer gewissen Stuffe des Verderbnüsses gekommen sind, so überläßt sie GOtt, mit allem Recht

der

der Boßheit ihres Hertzens, die sie zu gewissen Entschliessungen verleitet.

Der schwerste Einwurff ist der folgende, der zugleich die lezte Zuflucht des Hrn. B. ist,, GOtt ist, „ sagt er, unendlich gütig und mächtig. Warum „ kömmt er nicht allen den Bestimmungen zuvor, „ die den Willen zum bösen lenken? Warum hat „ er die Geschöpffe nicht so geschaffen, daß sie aller „ solcher Bestimmungen unfähig wären? Wir wollen erst genau bestimmen worüber die Frage ist, und diese Bemühung wird uns derjenigen überheben, die Frage zu beantworten. Kan man verlangen, daß GOtt seine Geschöpffe auf eine solche Art und Weise hätte erschaffen sollen, daß ihnen nichts widriges begegnet wäre, und auch nicht einmahl hätte begegnen können? Wann es seiner Güte nicht zuwieder ist, einen Staffel von Unvollkommenheit zuzulassen, so wird es ihr auch nicht zuwieder sein zwey drey oder mehre zu verhängen. Wiederum, war es nicht eine der Gottheit anständige That, daß Sie ihre Almacht angewendete Geschöpffe zu erschaffen, die vollkommen thätig, und wahrhafftig frey wären, und die fähig sind, ihr zu gehorchen, und Sie aus eigener Wahl zu lieben? War es nicht der Weißheit und der Liebe zur Ordnung angemessen, den Geschöpffen gewisse Bedinge zu ihrer Glükseligkeit vorzuschreiben, und dieselben mit Verheissungen und Belohnungen zu verstärken? Erkennt man nicht die unendliche Güte Gottes in der Größe seiner Anerbietungen, und in der Vielheit der Bemühungen, die er so zu sagen auf sich nimmt, um die Menschen zum guten zu bewegen. Ich hoffe, diese Fragen werden die erstere be-

antworten; sie aber noch in weiterem aufzulösen, müßte man volkommen den göttlichen Grundriß einsehen, die unzählbaren Theile, die in demselben enthalten sind, alle kennen, und die unendliche Dauer desselben in unsern Gedanken zusammen fassen. Unser Schluß geht also dahin. Wie es unvernünftig ist Gottes Dasein zu leugnen, weil man nicht alles weiß was da ist, so ist es auch wiedersprechend auf der einen Seite zweifeln zu wollen, daß GOtt aus Einsicht handle, weil man nicht weiß wie er die Sachen einsieht, und auf der andern unsere Freyheit in Argwohn zu ziehen, weil wir sie mit seiner Vorhersicht nicht vereinigen können. Was dunkel ist, muß dasjenige nicht bedecken, was deutlich ist.

Ewige Strafen sind mit der Freyheit des Menschen leicht zu vereinigen.

XII. Die Straffen, und insonderheit die ewigen Straffen, die in der Lehre eines nohtwendigen Schiksals eine unauflösliche Schwürigkeit machen, sind gar nicht schwer zu erklären, wann man die Freyheit der denckenden Wesen annimmt. 1. Man kan nicht leugnen, daß ein solches Wesen nicht gestraft zu werden verdiene, wann es ein ihm von GOtt verliehenes Vermögen müßbraucht, nachdem es ihm dazu gegeben worden, daß es vortrefliche Früchte tragen solle. 2 Wann ein Mensch kühnlich den Rücken der Gottheit zukehrt, seine Gesetze mit Füßen tritt, und ihnen seine ungerechten und unvernünftigen Einfälle vorzieht, bloß deswegen weil GOtt alzu gut ist, seine Strafen lange dauren zu lassen, so verdient er unwiedersprechlich die härtesten Strafen. 3. Er ist derselben noch mehr würdig,

wann

wann 'er beständig gewarnet wird, und wann ihm genugsam gesagt ist, daß diese Straten unvermeidlich sind, im Fall er seine Aufführung nicht ändert.
4. Endlich ist es gewiß, GOtt mag thun was er will, daß er nichts thun wird, als was seinen Vollkommenheiten gemäß und gerecht ist.

Zweydeutigkeit über den Beweiß der vom Gefühle hergenommen wird.

XIII. Hr. B. sezt den Empfindungen andere Empfindungen entgegen. Er sagt „ wir empfinden die Farben in den sichtbaren Körpern, den Geschmack in den „ Speisen, und dennoch sind in jenen „ keine Farben, und in diesen ist kein Ge„ schmak„ Dieses Wortspiel ist etwas grob. Ich empfinde, daß die Farben in den sichtbaren Körpern scheinen da zu sein, und mit dem Geschmack geht es mir eben so, aber ich bin ja in diesen Dingen nicht selbst gegenwärtig, daß ich solte die genannten Eigenschafften in denselben empfinden können. Mir selber aber bin ich gegenwärtig, ich fühle meine Freyheit, meine Entschliessungen, und empfinde, daß ich sie selbst hervorbringe.

Man sagt ferner „ ein Mann der auf einem „ hohen Thurme ist, wird sich herunter stürtzen, „ wann er den Willen dazu hat. Aber wer kan „ glauben, daß er diesen Willen haben werde? „ Es ist an dem, er fühlt, daß er diese Macht besizt, und sich herunter stürtzen könte, wann er wolte, und niemand kan hieran zweifeln. Aber wann er auf sich selber recht Achtung giebt, so wird er fühlen, daß dieser Wille niemahls bey ihm entstehen kan, so lang

sein Geist ruhig und von seinen eigenen Entschliessungen Meister ist. Dann es ist nicht möglich im Zweifel zu sein, ob man des erkennte Gute wählen, oder das erkannte Uebel verabscheuen wolle.

Die geistige Natur der Seele ist aus der Freyheit erweislich.

XIV. Man mag im übrigen sich eine Meinung wählen wie man will, und seine Begriffe noch so künstlich in Ordnung bringen, so wird man doch niemahls einen freyen Willen herausbringen, so lang man die Seele für körperlich hält. Es ist also kein stärkerer Grund die Verschiedenheit des Körpers und der Seele, und dieser leztern Unsterblichkeit zu beweisen, als eben die Freyheit. Die Freygeister haben dieses alles auch wohl gemerkt, und eben deswegen sind sie so hartnäkicht darauf bedacht, die Seele zum Körper zu machen.

Wie nichts ohne Ursache geschieht.

XV. Man könte einwenden, nichts geschieht ohne Ursache: auch der Wille muß seine Ursache haben, die ihn lenkt. Es ist leicht diesem Einwurffe zu begegnen. Der Wille entschließt sich, er wählt, weil er will, er ist selbst die Ursache seiner Entschliessung. Wann ein jedes Wesen von aussen her seine Bestimmung von einer Ursache erhalten müßte, die von ihm selbst unterschieden wäre, so gäbe es keine erste Ursache, und folglich gar keine Ursache zu allen Dingen. Eine ewige Zeit würde vorbey gehen, eh die lezte Ursache durch eine ewige Reyhe mittlerer Ursachen in Bewegung gebracht wurde, von denen alle und jede Würkungen in einer auf einander folgenden Reyhe

eine

eine jede vor der folgenden hätten hergehen müssen.* Hr. B. sagt ferner: „ Vielleicht sind diese Entschliessungen und Bestimmungen eben so eine Folge und Würkung der Natur der Seele, wie das Fallen der Körper eine Würkung der Schweere ist. In diesem Satze liegt etwas zweydeutiges verborgen. Hat der Hr. B. sagen wollen, die Seele besitze eine Krafft sich selbst zu einer Entschliessung zu lenken, wie der Körper eine Krafft besizt zu fallen, so können wir ihm dieses wohl zugeben, hat er aber sagen wollen, die Natur der Seele mache eine jede von ihren Bestimmungen eben so unfehlbar, wie die Schwere den Fall der Körper nohtwendig macht, so nimmt der Hr. B. dasjenige als erwiesen an, worüber wir mit ihm streiten, und er handelt wieder das Gefühl, welches uns versichert, daß man sich selbst zu einer Enschliessung lenkt, und sich dahin zu lenken sich enthalten könte.

Von den Seligen.

XVI. In dem Streite den der Hr. B. mit dem Hrn. Jaquelot gehabt hat, bedient er sich zur Bestreitung des freyen Willens, des Beyspieles der Seligen, die unfehlbar und unvermeidlich sich zum Guten lenken.** Man kan aber verschiedenes hierauf antworten. 1. Was wir minder deutlich wissen, kan dasjenige nicht übern Haufen werfen, was deutlich ist. Wir fühlen unsere gegenwärtige Freyheit, und wir kennen den Zustand nicht,

* im art. Epicur Not. T.

** Rep. aux Quest. d'un Provinc. T. III. c. 14.

nicht, in welchem sich die Freyheit der Seligen befinden wird. 2. Das Angedenken ihres vorhergehenden Zustandes wird bey ihnen, wann sie ihn mit dem gegenwärtigen zusammenhalten, einen großen Nachdruck haben, um sie, selbst durch ihren freyen Willen, im Guten zu bestätigen 3 GOtt hat die Macht seiner freyen Geschöpfe in verschiedene Umstände zu sezen, und sie durch allerley Prüfungen gehen zu lassen. Er kan aus einer Probezeit, wo alles zufällig ist, sie in einen Stand der Belohnung versetzen, wo ihre Glückseligkeit keine Gefahr mehr zu besorgen hat. Es ist wahrscheinlich, daß die Engel mit einem freyen Willen erschaffen sind, der ihnen zugelassen hat sich nach dem Bösen zu lenken. Aber die Belohnung derjenigen Engel, die diesen freyen Willen nicht mißbraucht haben, besteht hauptsächlich darinn, daß sie im Gutem für immerdar befestigt sind. Eben so ist es und wird es mit den Menschen sein. Diejenigen, die auf Erden GOtt verherrlichen, indem sie mühsame Tugenden ausüben, und in beständigen Versuchungen leben, werden auch dadurch verherrlicht, daß GOtt sie von der Gefahr gänzlich befreyen wird, in welchen vorher ihre Tugend gestanden, und daß ihnen der ewige Besiz eines Zustandes zufält, in welchem alles sich dahin vereinigt, ihnen die Tugend reizend und entzückend zu machen. Sie werden sich zu nichts mehr anders als zum Guten lenken können, weil sie keine anderen Vorwürfe mehr um sich haben werden.

Spizfündigkeit des Hrn. B.

XVI. Wir wollen bey dieser Gelegenheit den Leser deutlich überzeugen, wie sehr verächtlich der Hr. B. zuweilen mit dem seinigen umgeht, indem er Schwürigkeiten vorbringt, die kaum in der Anfechtung einer Academischen Probeschrifft mitgehen könnten, wo es doch erlaubt ist auf alle Weise und mit allerley Spizfündigkeiten denjenigen zu verwirren, der antworten muß. Der Hr. B. sagt: „GOtt und die Natur machen nichts vergebens. Ein Vermögen, das niemahls ausgeübt worden, ist vergebens da. Es hat also der „Mensch sündigen müssen, sonst hätte das Vermögen Gutes und Böses zu thun, nicht in seine „Würklichkeit gehen können.„ Der Hr. B. verwandelt hier den Mißbrauch eines Vermögens in das Vermögen selber. Hat dann GOtt den freyen Willen den Menschen gelassen auf daß er ihn mißbrauchen solte? Ist es wohl erlaubt solche Einwürfe Männern entgegen zu sezen, bey welchen man den allergeringsten Grad von Verstand und Vernunfftlehre vermuhtet.

X. Abschnitt.

Prüfung der Zweifelsucht über die Glükseligkeit des Menschen.

Uebertriebne Vorstellung des menschlichen Elends.

I.

Diese Untersuchung ist nohtwendig, weil einer der grösten Einwürfe des Hrn. B. den er wie-

wieder die Vorsehung macht, von dem betrübten Schikſal des menſchlichen Geſchlechts hergenommen iſt. Dieſes iſt nach ſeinen Gedanken ſo elend, daß das Leben, wann man es bey nahem beſteht, allemahl einer Strafe als einer Gunſt ähnlicher ſcheint, indem ſich das Vergnügen der glüklichſten Sterblichen faſt auf nichts belauft, wann man es mit den Uebeln vergleicht, welche damit verknüpft ſind.

Es iſt aber gleich etwas übertriebnes in dem Begriffe, den Hr. B. von den natürlichen Uebeln macht, mit welchen der Körper die Seele beſchweret: daß es andem ſey, erweiſet die Erfahrung, indem die Seele des allerelendeſten Menſchen dennoch ihren Körper liebt, und ungern von ihm ſcheidet, indem das angenehme ſie zurückhält, und das beſchwerliche ertragen hilfft. Man ſagt, GOtt hätte angenehme Empfindungen mit den Würkungen der Körper verbinden können, welche uns nunmehr ein verdrießliches Gefühl verurſachen. Aber wir haben Gottes Gründe noch nicht gehört, noch ſeinen Grundriß eingeſehen, der unſrige, den wir an deſſelben Stelle aufrichten wollen, kan noch größre Unbequemlichkeiten nach ſich ziehen.

Ob die Freyheit was gutes iſt.

II. Wir haben eben von der Freyheit geſagt, * Hr. B. unterſucht, ob ſie ein Glücke für den Menſchen in Anſehung des in der Ausübung derſelben empfundenen Vergnügens, und inſonderheit eines guten Gebrauchs derſelben ſeye. Er ſucht heimlich zu zeigen, es ſeye ein

* Oeuvres diverſ. T. III. P. 2. p. 658.

ein grösser Vergnügen, wann man sich bereden könne, man werde durch einen unmittelbaren Trieb des göttlichen Geistes regiert, ohne einen Gebrauch von der Vernunfft und ihrem Lichte zu machen. Wir glauben nun zwar nicht, daß die Freyheit so unumgänglich nöhtig seye, und daß ohne dieselbe der Mensch kein Vergnügen empfinden, und mit seinem Schicksal nicht zufrieden sein könte. Aber sie wird doch unumgänglich zu demjenigen Vergnügen erfodert, welches man in einem guten Gebrauch des Vermögen seiner Seele empfindet. Dieses Vergnügen ist so reitzend und so vernünftig, daß man es nicht unter dem Vorwand verachten muß, als wann es Leute gäbe, die es nicht so genau nähmen, und die zufrieden sind, wann sie zu ihrem Zwecke kommen, die Mittel mögen dann auch sein, wie sie wollen. Das Vergnügen seine Freyheit wohl zu gebrauchen ist zwar nicht das eintzige, dessen eine denkendes Wesen fähig ist, aber es ist dennoch ein Vergnügen, und eines der grösten. Die Begeisterung, die Gabe Wunder zu thun, alle die Gnaden, wozu wir nichts beytragen, erwecken in uns eine grosse Freude, und durchdringen unsre Seele mit einer lebhafften Dankbarkeit für ihren göttlichen Urheber. Aber das Gute, das wir selber thun, hat etwas mehr reitzendes, wir geben uns darüber einen innerlichen Beyfall, und dieser ist in unsern Augen etwas sehr wichtiges. Wir wollen setzen, ich habe zwey Bücher geschrieben, das eine von meiner eigenen Arbeit, und das andre habe ich mir bloß zugeeignet, so daß es unter meinem Nahmen gelesen würde, da ich doch nicht der wahre Verfasser seye. Das erstere findet einen mittelmäs-

sigen Beyfall: Das andre einen algemeinen. Die Lobeserhebungen, die ich nicht verdiene, sind doch allemahl mit einem heimlichen Vorwurfe begleitet, und ein einziges verbindliches Wort über das Werk, davon ich der wahre Vater bin, ist meiner Eigenliebe vergnüglicher, als die prächtigsten Ausdrücke, die man dem fremden giebt, wovon ich nur der Pflegvater bin. Wann wir dieses Gleichnüß auf dasjenige anwenden, was wir mit oder ohne Freyheit thun, so finden wir, daß wir über nichts eine wahre Freude fühlen, als über das, was wir selbst gethan haben. *

Gottes Güte und unsre Freyheit keinen beysammen stehen.

III. Wir leugnen nicht daß man auch in einem leidenden Zustande glüklich sein könne, wann von aussen angenehme Empfindungen in uns erregt werden, zu welchen wir nichts beytragen. Aber wir versichern uns, diejenige Glükseligkeit habe etwas viel reitzenderes, die man durch einen guten Ge-

* Man muß diesen Gedanken des Hrn. V. nicht zu weit treiben. Wann man von Wundergaben und göttlichen Erleuchtungen handelt, so spricht man von Tugendhafften, von Gottergebenen Menschen. Diese sind gar nicht geneigt, sich einen eigenen Ruhm beyzulegen. Sie wissen und bekennen, daß alles Gute von GOTT, und ihre eigene Gerechtigkeit nichts als Schande ist. Ihre grösten Thaten, wann sie schon an sich selber Gottgefällig sind, gehören ihnen nicht so völlig zu, daß sie das Gute an denselben sich zueignen könten, und das an ihnen klebende Böse erinnert sie beständig, daß sie ohne GOtt nichts thun können.

Gebrauch der Kräffte seines Verstandes zuwegen bringt. Die Göttliche Weisheit hat deswegen gut befunden, denen denkenden Geschöpfen eine Freyheit zu verleyhen, auf daß sie sich selbst das gegründete Vergnügen verschaffen könten, welches sie in ihren Bemühungen sich vollkommener, und also auch ihrem Schöpfer angenehmer, zu machen finden. Wir finden nichts hierinn, das der göttlichen Güte entgegen wäre. GOtt ist nicht nothwendig dahin bestimmt, daß der Mensch eine unfehlbar glükliche Creatur sein solle, und in keiner Gefahr stehen möge nicht glükselig zu sein. Wann er so bestimmt wäre, und dennoch den Menschen frey geschaffen hätte, so würde es nicht möglich sein beyde Vorsäze mit einander zu vereinigen, wann man nicht einen dritten annähme, nach welchem GOtt sich entschlösse, beständig über diese Freyheit zu wachen, deren Mißbrauch so gar leicht statt finden kan. Aber die Güte Gottes ist an sich selbst eine freye Eigenschafft, er ist also nicht verbunden gewesen, mehr dem Menschen zu verleyhen, als die Fähigkeit seine Glükseligkeit zu würken, indem er GOtt gehorsam ist. Er hat mit dem guten Gebrauche unserer Kräffte Belohnungen verbunden, und auf ihren Mißbrauch Strafen gesezt. Diejenigen, die diese leztern empfinden, können niemand als sich selbst anklagen. GOTT war ihnen nicht mehr schuldig, als er gethan hat. Zudem, wenn der Zustand der Seele nach dem Tode uns beser bekannt wäre, so würde er uns unzweifelbar ein Licht aufsteken, vermittelst dessen man eine Menge von Einwürfe wiederlegen könte, die man von Begebenheiten hernimmt, deren Erlaubung uns

unbe-

unbequem vorkömmt, aber deren Nutz an Tag kommen wird, wann der Schleyer, der ihn bedeckt, wird weggehoben sein.

Vornemste Absicht Gottes in Ansehung des Menschen.

IV. Es giebt andere, die den Mißbrauch der Freyheit als ein von GOtt vorgesehenes Mittel ansehen, welches er gewählt hat, um einige seiner Vollkommenheiten mehr zu verherrlichen, und seine Gerechtigkeit und Gütigkeit nicht ohne Uebung zu lassen. Dieses scheint uns keine richtige Art zu sein die Sache einzusehen, und die Absichten, die man hiermit GOtt zuschreibt, sind seiner nicht würdig. Er hat freye Geschöpte haben wollen; er hat vorgesehen, wann sie die Freyheit mißbrauchten, daß er alsdann seine Erbarmung gegen sie zeigen, und auf verschiedene Art aus dem Bösen etwas Gutes ziehen, auch keine andern den Folgen ihrer Hartnäckichkeit, überlassen würde, als diejenigen, dieses Gerichtes vollkommen würdig wären.

Die Haupt-Absicht Gottes bey der Schöpfung war, mit seinen Geschöpfen in einen Umgang zu tretten, und er hat, seiner unendlichen Höhe ungeachtet, sie zu einem so herrlichen Umgange fähig gemacht. Er hat einen Wohlgefallen daran, daß er aus Wahl und vorzüglich geliebt wird. Wann einige Geschöpfe für eine Zeitlang sich von ihm entfernen, so gönnt seine Erbarmung ihnen Zeit und Gnade zur Buße. Diejenigen aber, die mit Hartnäckichkeit ihn verachten, werden endlich die Proben seiner Gerechtigkeit erfahren müssen. Warum solte dann GOtt seinen ganzen Grundriß umreissen, von welchem

chem die Freyheit der denkenden Wesen ein so wichtiger Theil ist, bloß um den ungehorsamen Geschöpfen den Zugang zum Falle zu verwehren, den sie ohnedem auf tausenderley Weise vermeiden können.

Zeitliche Unglükechem Uebel reden.

V. Wir wollen nunmehr von natürlichem Uebel reden. Hr. B. findet * ein Vergnügen darinn, daß er es recht groß macht, und den Zustand des ganzen menschlichen Geschlechtes als ein algemeines Elend vorstellt. Ich gestehe daß niemand auf Erden eine Glükseligkeit besizt, die alles in sich faßt, was man verlangen kan, und die nicht zu fürchten hat, etwas davon zu verlieren. Aber was störet unsre Glükseligkeit? Thun es die Schmerzen? Es giebt aber dennoch viele Menschen, die in ihren ganzen Leben keine Schmerzen erlitten haben, die mit ihren Vergnügen in die geringste Vergleichung kommen können. Auch die, welche sie leiden, sind öfters die Frucht ihres übeln Lebens, und ihre Ungeduld macht sie um ein großes ärger. Sind es ferner die Begierden, und die Unruhen, die die Menschen ohne Ursache verzehren? Es ist wiederum ihr eigener Fehler, warum wollen sie sich mit dem Schatten nähren, da sie das Wesen haben können? Alle Menschen suchen ihre Glükseligkeit, aber wenige wissen, wo sie sie holen sollen, da es doch nur ihr Fehler ist, wann sie es nicht wissen. Die Seele hat in sich selbst die allergrösten Güter in der Erkänntnüß der Wahrheit, in der Liebe zur Weisheit, und in der Freyheit in beyden täglich zuzunehmen. Dieses sind Schäze, die ihnen niemand nehmen kan.

Das

* Rep. aux Quest. d'un Provincial T. II. c. 86.

Das menschliche Herz wird niemahls im Besitze der sinnlichen Güter etwas finden, welches es vollkommen vergnügen, und zur völligen Ruhe bringen kan. Aber das Vergnügen, das aus dem Wahren und Guten entsteht, macht uns selbst durch die Empfindung gewiß, daß wir auf dem Wege zur unendlichen Glükseligkeit sind, und bey dieser Gewißheit hat man das äußre Glücke nicht nöhtig, und kan seine Sinnen so beherrschen, daß sie mit wenigem zufrieden sind.

Das große Hindernüß, das uns nicht zuläßt den geraden Weg zur Glükseligkeit zu gehen, ist dieses, daß wir verlangen in der Einbildung von andern Menschen glükselig zu sein. Es kömmt uns vor, als wann in der That unsre Glückseligkeit abnähme, wann sich andre dieselbe kleiner vorstellen. Dieser Einfall ist lächerlich. Sind wir dann für andre gemacht, oder für uns selber? Indessen sehen wir es doch für ein Unglük an, wann wir gezwungen sind eintzig unser inwendiges Bestes zu besorgen, und unsre Vollkommenheiten scheinen uns vergebens zu sein, wann wir sie vermehrten, ohne daß andre dieser Vermehrung gewahr würden. Wann uns nun eine solche unnöhtige Einbildung hindert glüklich zu sein, was legen wir dann unsern Verdruß der ersten Ursache der Dinge zur Last? Sie konte nicht mehr thun, als uns den rechten Weg zu weisen, und es ist an uns, uns selbst in Stand zu setzen, daß wir auf diesem Wege fortgehen. Wann wir andre Wege dem rechten vorziehen, so werden wir eben dadurch unglücklich.

Natur unſers itzigen Zuſtands.

VI. Aber es giebt viele andre Unglüke, kan man einwerfen, zu welchen wir nichts beytragen, und die bloß um deswegen ſcheinen ſich zu zeigen, daß wir davon beläſtigt werden. Wozu nutzen, fragt B. die Schmerzen in der Geburt? Man kan hierauf eine algemeine Antwort geben, * die die geſunde Verſtand ſelbſt hergiebt, und die Offenbahrung bekräfftigt. Der itzige Zuſtand iſt ein Zuſtand der Verwirrung, und zugleich ein Zuſtand, worinn wir zur Beſſerung angefriſcht werden. Die Uebel haben auch ihren Nutzen, weil die Erbarmung GOttes über alle ſeine Wercke herrſcht. Die Schmerzen in der Geburt, bewegen die Mutter ſich anzugreiffen und die Geburt des Kindes zu befördern. Sie erhalten auch die Ordnung, und vermindern die Anzahl heimlicher Niederkünffte, die viel häuffiger ſein würden, wann kein Schmerz damit verknüpft wäre. Wann wir aber auch ſchon keinen Grund anzugeben wüßten, wodurch man einige Uebel rechtfertigen könte, ſo muß doch unſrer endlicher Geiſt deßwegen die Vorſehung GOttes nicht leugnen, weil er über derſelben beſondre Verfügungen nicht genug Licht hat. Wann ich einige Fragen nicht beantworten könte, ſolte ich deswegen die Gründe verwerfen, die das würkliche Daſein eines GOttes beſtärken, und den Unterſcheid zwiſchen Tugend und Laſter erweiſen.

Leiden der Thiere.

VII. Man vergröſſert eben ſo die Uebel, die die Thiere leiden. Wann man aber die Zeit,

* Rep. aux queſt. d'un Prov. T. V. p. 290.

Zeit, in welcher sie leiden, mit derjenigen zusammenhält, in welchen sie ruhig sind, oder gar angenehme Empfindungen geniesen, so wird man diese leztere viel grösser als die erstere finden. Es ist andem, daß die Thiere ihren Zustand sich selbst sehr bitter machen könten, wann sie ihn überlegten. Aber wir haben anderswo gewiesen, daß wir von ihrer Ueberlegungs-Krafft keine Proben haben. Ein Mensch der taub gebohren * war, und dessen Ohren sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahre auf einmahl öfneten, hatte diese ganze lange Zeit ohne Nachdenken zugebracht, und sich bloß mit den gegenwärtigen Empfindungen beschäfftigt.

Nüzlichkeit des Leidens.

VIII. Wir wollen zu den Menschen zurükkehren. Sie leiden, und die besten unter ihnen sind vor den Leiden nicht sicher. Sind aber auch wohl die tugendhafftesten unter ihnen ohne Sünde? Wann sie es aber nicht sind, so können die natürlichen Uebel, welche sie auszustehen haben, ihre Buße befördern, und die Schul der Wiederwärtigkeit erwekt bey ihnen ein Nachdenken, das ohne dieselbe niemahls entstanden wäre. Es wäre vielleicht möglich gewesen uns eine Krankheit oder den Todt einer geliebten Person zu ersparen, aber, wann sie ihre heilsame Würkung gethan haben, so würden wir selber es sehr bereuen, wann diese Züchtigungen uns nicht wären bescheert worden. Die Verleugnung, die Ergebenheit an den Schöpfer, die gewiß von den edelsten Zuständen unsrer Seele sind, werden nicht erworben und nicht gestärkt

* Memoires de l'Acad. des Sciences.

stärkt, wann wir niemahls unter unglücklichen Umständen leben. Man kan fast sagen, daß bey dieser Einrichtung der Welt, in welcher die Sünde herrschet, auf eine gewisse Art eine vollkommnere Tugend ausgeübt wird, als selbst im Himmel, von welchen das Laster gänzlich verbannt ist. Die Ergebenheit aber in den göttlichen Willen vermindert die Leiden dieser Welt gar sehr. Wann man denken kan, man thue seine Pflicht, man vollbringe was uns von der Vorsehung aufgetragen ist, und man ziehe sich den Beyfall des obersten Wesens zu, so zieht ein vernünfftiger Mensch aus diesen Gedanken anmuhtige Empfindungen heraus, die alle sinnlichen Wollüste übertreffen, und uns kräfftig zu einem bessern Leben zubereiten. Es ist angenehm im Stande zu sein, seinen Schöpfer ein Opfer seiner Verleugnung bringen zu können. Ein Gehorsam von dieser Art entspringt von erhabenen Quellen, und er beweiset, daß wir GOtt allem demjenigen vorziehen, was das gegenwärtige reitzendes und verführisches hervorbringen kan.

Ersetzung des Bösen im Leben durch das Gute

IX. Es giebt Leute, die man für unglüklicher ansieht, als sie es in der That sind. Man denkt, hier geht einer hinterm Pfluge, der sehr zu bedauren ist. Er muß beym anbrechenden Tag aufstehen, alle Unbequemlichkeiten der Witterung ausstehen, seinen Körper durch die Arbeit erschöpfen, und mit allem dem bringt er kaum das unentbehrlich nothwendige für sein Haußgesind zuwege. Wer deswegen ihn für sehr elend ansieht, der kan sehr irren. Er ist an diese Le-

bens-Art gewöhnt, er fühlt ihre Härte so wenig, daß sie ihm vielmehr angenehm vorkömmt. Die Bewegung des Leibes erhält ihm die Gesundheit, und es kan ihm nichts mangeln, wann er diesen Schatz besizt: die Arbeit läßt nicht zu, das ihm die Weile lang werde, der Hunger würzt seine Mahlzeiten, sein Schlaf ist ruhig, findet man dieses alles unter vergüldeten Decken? Es herrscht überhaupt eine Gleichheit zwischen dem Guten und Bösen in allen Ständen. Ein Unglücklicher empfindet einen Tag, in welchem seine Leiden nachlassen, lebhaffter, als ein anderer Jahre voll Wollüste. Ein Armer hat mehr Freude über einen geschenkten Ducaten, als ein reicher über zehen tausend, die sein gehören. Die Leute, die wir bedauren, sind öffters in der That glükseliger als wir selber. Sie lieben Dinge, und finden einen Geschmak daran, wovor uns ekelt. In ihrem Busen herrscht eine Stille, die alle ihre äussern unglücklichen Umstände weit überwiegt. Der Bettler, der in der Statt herum des Tages halbnakt herum läufft, bringt des Abends, was er am Tage gesammlet hat, nach seiner Hütte, er betrachtet, was er erworben, und ist glüklicher als ein Hofmann, der ganz vergüldet mit seiner Kutsche uns aus dem Wege dringt, wann er aus dem Pallast kömmt, wo er Stunden lang gestanden, und vergebens auf einen gnädigen Blik seines Herrn gewartet hat.

Weise Austheilung des natürlichen Uebels.

X. Die Weisheit der göttlichen Vorsehung zeigt sich in der Vermischung des natürlichen Uebels mit dem sittlichen Bösen. Wann das erstere allemahl unmittelbar

bar aus unsre Fehler folgete, so würden wir die Zeit nicht haben, uns nach dem Rahte der Tugend und nach der Abscheu des Lasters aufzuführen: die sanffte Empfindung des Lohnes, und die Furcht der Straffe würde uns allein beschäfftigen. Aber GOtt hat Geschöpfe machen wollen, die ihn auf Erden nur unvollkommen kennen, und ein anderes Leben erwarten solten. Er wollte nicht, daß beständig gegenwärtige Bewegungs-Gründe sie das Gute zu lieben anmahnen möchten: Es war besser daß sie die Tugend liebten, weil sie schön ist, und in dieser Aufführung durch die Betrachtung des zukünfftigen sich erhielten. Aus diesen Ursachen gestattet GOtt eine anscheinende Unordnung in der Austheilung der Güter und der Leiden. Und überhaupt sind die natürlichen Uebel, die unser Leben so offt betreffen, ein Beweißthum, daß das menschliche Geschlecht in einem Stand von Ungnade und Ungehorsam sich befindet. Es folgt daraus nicht, daß ein jedes Uebel allemahl seinen Grund in dem Menschen habe, der davon leidet. Ein unordentlicher Vater kan seinen frommen Kindern eine verdorbene Leibes-Beschaffenheit überlassen, sie erben seine Krankheiten, und ihr Leben ist schwächlich und kränklend. GOTT konte dieser Unordnung nicht anders als durch ein Wunderwerk zuvorkommen, wodurch er den unreinen Sauerteig ausfegte, mit welchem sie angestekt sind. Aber es ist besser, daß ein Mann einige vorübergehende Uebel ausstehe, als daß der algemeine Grundriß der Welt verändert werde: und diese Uebel selbst können dem, der sie erdulden muß, auf eine gewisse Art nützlich sein, wann sie auch nur vor den Aus-

schweiffungen ihn bewahrten, in welchen eine stärkere Gesundheit ihn verleiten möchte.

Sittliches Uebel.

XI. Aber ein weit betrübteres Erbe machen die Laster aus. Die Kinder können einen Vater haben, an dem sie nichts als böses sehen. Man kan sagen, ist es dann ihre Schuld, wann sie bey so schlimmen Beyspielen selbst böse werden? Werden sie nicht wieder Kinder zeugen, die ihnen nacharten? Was kan man von ihrem Schiksal denken? Man kan auf diesen Einwurf antworten; die Laster haben in sich selber Unbequemlichkeiten, die gegen die Würkung eines bösen Beyspieles streiten, die Kinder eines unordentlichen Vaters fühlen die schlimmen Folgen eines lasterhafften Lebens: sie finden in denselben einen Unterricht, den sie leicht annehmen können, wann sie nur wollen, und man sieht in der That ihrer viele, die sich ganz anderst aufführen, als ihre Eltern, und die sich eben deswegen bessern, weil sie von derselben Fehlern viel gelitten haben. Ein so nüzlicher Gebrauch der Freyheit erhebt die Vorzüge der Tugend sehr, indem er sie mit dem Laster in eine vortheilhafftige Vergleichung sezt. Wolte einer einwenden, GOtt könte seinen Zwek dadurch viel kürzer erreichen, wann er in den Menschen auf einmahl alle die Stuffen der Tugend einpflanzte, deren sie fähig sind: so antworte ich, man falle auf diese Art wieder in eine Welt voll bloß leidender Geschöpfe zurück. GOtt wolte freye Creaturen haben, die er prüfen, und die andren Geschöpfe belehren will, was einen denkenden Wesen wiederfahren kan, wann es mit genugsamen Kräften sich

selbst

selbst überlassen wird. GOtt hat also Adam und Eva auf die Erde gesezt. Sie haben den unrechten Weg gewählt, und ihre Nachkommen haben ihnen gefolgt, GOtt aber verdoppelt seinen Beystand bey der Vermehrung der Schwürigkeiten, alles dieses dauret eine bestimmte Anzahl Jahre, nach welchen die Ordnung in der Welt wieder hergestellt wird. Die Zeiten der anscheinenden Unordnung, die wir in einer kleinen Eke deß Alles wahrnehmen, sind in Ansehung des Ewigen und des algemeinen Grundrisses der Welt wie nichts, wir müssen also aus dieser Verwirrung keinen Vorwand herleiten an denenjenigen Wahrheiten zu zweifeln, die augenscheinlich wahr sind.

Gefühl des Guten und des Uebels.

XII. Des Hrn. B. Absicht ist zu beweisen, daß die Uebel des gegenwärtigen Lebens die Güter desselben bey weitem übersteigen. Er dringt also darauf, daß die Empfindung der erstern sehr lebhafft ist, die von den Gütern aber sehr matt ist. Man empfindet die Gesundheit nicht so stark als die Krankheit. Eine Stunde Verdruß faßt mehr übels in sich, als sechs oder sieben bequeme Tage gutes. Die Güter sind mit den dünnen Körpern zu vergleichen, die in einem großen Umfang wenig Materie in sich fassen, und die Uebel mit den dichten Körpern, die bey einem kleinen Maaße doch viel in sich halten. Dieser Einwurff des Hrn. B. ist fast wie der, den Zeno wieder die Würklichkeit der Bewegung gemacht hat, die Erfahrung wiederlegt ihn. Man darf nur den Aesopus und dessen Fabel von dem alten Greise lesen, den sei-

ne Bürde zu Boden drükt, und der den Tod zu Hülfe rufft. Hr. B. mahlt, wie die Romanenschreiber, nach seinen Absichten. Die Menschen irren in der Vergleichung des gegenwärtigen Uebels mit dem vergangenen Guten, und sie verleyhen dem vergangenen nicht die Aufmerksamkeit, die sie auf das gegenwärtige haben. Ein Mann, der von einer langen und schmerzhafften Krankheit genesen ist, fühlt seine Gesundheit sehr lebhafft. Die Ursache aber des Baylischen Einwurfs ist, weil man in der Krankheit an nichts als an dieselbe denkt, da hingegen, wann man gesund ist, man seine Gedanken auf hunderterley Dinge zerstreuet, die die Krafft der Empfindung schwächen. Alle Dinge in der Welt haben zwey Seiten. Der Weise betrachtet sie auf der vortheilhafften Seite. Antoninus, und Epictetus, ein Kayser und ein Sclave, haben beyde mit ihrem Beyspiel gelehrt, und selbst Scarron hat gewiesen, wie man mit einem kranken Leibe doch gar wohl vergnügt sein könne.

Wann man zuverläßig urtheilen will, ob das Gute oder das Böse im Leben einen Vorzug hat, so muß man keine Zeugnüsse von andern vornehmen. Der gleiche Mann wird in verschiedenen Umständen verschiedentlich antworten. Heute spricht ein Alter, den das Podagra quält, der Todt würde ein Trost für ihn sein. Morgen, wann die Schmerzen nachgelassen haben, ergiebt er sich seinen Lüsten ohne an die Rükkehre seiner Krankheit zu gedenken. Ein Redner stellte das Elend dieses Lebens auf eine rührende Art vor: Viele seiner Zuhörer eilten, wann

sie

sie von ihm kamen, ihr Leben abzukürzen. Aber ihr Unglük entstund nur aus der Verwirrung, die er in ihren Begriffen anrichtete. Dann sie waren mit ihren Schiksal vergnügt, wie sie in seinen Saal traten.

Die Erwartung der Unsterblichkeit hilfft uns die Uebel dieses Lebens ertragen.

XIII. Ich gestehe es, der erste Anblik des Schiksals der Menschen hat etwas, das uns erstaunen macht. GOtt hat den Einwohnern der Erde grosse Vorzüge verliehen. Aber wann man den Wehrt des Lebens genau betrachtet, welches doch der Schöpfer mit so vielen Gaben zu erhalten und glücklich zu machen die Vorsorge gehabt hat, so geräht man in eine Verwunderung, daß so viele Triebfedern in dem Baue des Körpers, so viele würkende Vermögen in der Vernunfft, und so viele Pracht in den Dingen, die uns umgeben, zu einem so unbeträchtlichen Zwecke dienen. Die Wahrheiten, die uns der Glaube lehret, sind einzig im Stande dieses Rähtsel aufzulösen. So bald ein Mensch von der Unsterblichkeit, die ihn erwartet, recht überzeugt ist, so bald sein Gemüht mit der Liebe GOttes angefüllt, und folglich mit der unaussprechlichen Ruhe und dem innigen Vergnügen überschwemmt ist, welches auf diese Liebe folget, so kan er alles übrige leicht entbehren. Er fragt nicht viel nach dem unangenehmen, das ihm auf dem Wege zustößt, und eilt nur zu seinem Zweke: Es würde ihm zuwieder sein, wann die Erde Vorwürffe beherbergete, die verführischer wären, als die so sie izt hat, und die

nur alzuviel Reiz besitzen, dem er mit den Kräfften des Glaubens wiederstehen muß.

Beschluß. XIV. Hieraus schließe ich, daß die Erde keine Herberge ist, in welcher man ein vollkommnes Glücke zu erwarten habe. Das Leben, das wir hier in dieser Zeitlichkeit durchwallen, ist uns nicht gegeben, daß wir hier vollkommen glükselig sein sollen, sonder daß wir uns bestreben mögen, glükselig zu werden. Die Erde ist der Auffenthalt unsrer Uebung und unsers Kampffes, und nicht unsrer Ruhe und der Belohnung. Diese Auflösung gilt für alle Schwürigkeiten, und hat nichts, das der Weisheit und der Güte des Erlösers zuwieder laufft, der der oberste Herrscher und zugleich ein vollkommen freyer Herrscher ist Die Vernunfft erkennt selbst die Würdigkeit seiner Aufführung. Die Bedinge, die es ihm gefallen hat, dem Menschen aufzulegen, sind volkommen ihm anständig. Er will durch die Verleugnung der Menschen verehrt sein. Er will seinen Ruhm darinn setzen, daß sie ihm und der Vernunfft die schimmernden auswärtigen Vorwürffe aufopfern. Zwischen dem, das Er von uns fodert, und dem das wir von ihm zu erwarten haben, ist gar kein Vergleich. Ein Mann, der nach diesen Grundsätzen sein Thun und Lassen einrichtet, erschrikt vor dem Tode nicht: Dann er liebt das Leben nur, weil er es zum besten andrer Menschen nach dem Maasse seiner Gaben, und der von der Vorsehung ihm zugesendten Gelegenheit anwendet. Kein Zweifel kan seine angenehme Ueberzeugung stören, die auf eine vollkommene Uebereinstimmung der Vernunfft und

des

des Glaubens gegründet sind. Wer dieses alles betrachtet, kan die Glückseligkeit eines ordentlichen Lebens mit der Finsternüß des Pyrrhonischen Zweifels vergleichen, und das Vergnügen andrer Menschen mit Einwürffen gegen die Vorsehung und die Güte des Schöpfers zusammenhalten. Er mag es thun und urtheilen.

XI. Abschnitt.

Prüfung des Zweifels der Pyrrhonier über die Vorsehung GOttes.

Ob GOtt dem Mißbrauche der Freyheit habe zuvor kommen sollen.

I.

Sextus hat einige Einwürffe wieder die Vorsehung gemacht, die wir schon anderswo abgelehnt haben. Wir sagen unter anderen, GOtt seye HErr und frey, und ein Geschöpffe seye weder vernünfftig noch ehrerbietig genug, wann es fragt, warum GOtt nicht alles gethan habe, was es gerne sähe, und was es ihm würde gerahten haben. Es kan offt kommen, daß derjenige, der von GOtt etwas mehr verlangt hat, als GOtt gethan, etwas weniger würde besessen haben, wann GOtt seinen Wunsch erhört hätte. GOtt hat seinem Geschöpffe das allertheureste gegeben, was er besitzen kan, nemlich das Vermögen zu wählen, und die Macht seine Art zu denken unendlich zu verändern, und ohne Ende in dem Kenntnüß des Wahren und Guten zu steigen.

Aber, sagt man, solte GOtt nicht dem Mißbrauch der Freyheit vorgekommen sein? Man nimmt hier etwas wiedersprechendes als möglich an. Frey sein, und doch seinen Willen nur auf eine Seite lenken zu können, sind zwey vollkommen gegen einander streitende Dinge. Sagt man, GOTT hätte gleich nach der lasterhafften Entschliessung deß freyen Geschöpfes ihm zu Hülffe kommen sollen, so kömmt man mit diesem Rahte zu spät, dann in der Wahl liegt das Böse, und eine Wahl ist gleich in ihrem Anfange schon eine Wahl. Man wirfft ferner ein, wir hofften ja selbst einmahl in einen Stand gesezt zu werden, in welchen wir in keiner Gefahr mehr wären zu sündigen. GOtt hätte also seine Geschöpfe eben so wohl gleich bey der Erschaffung mit eben diesem Vorrechte begnadigen können. Es wäre besser gewesen die Freyheit zu zernichten, als alle die Unordnungen zuzulassen, diz die Sünde in der Welt gemacht hat. Aber sind wir wohl tüchtige Richter über die guten und bösen Folgen der Freyheit? Müßten wir nicht, wann wir dergleichen vorstellen wolten, alle glüklichen oder unglüklichen Folgen der Freyheit einsehen, dieselben auf ein richtige Wage legen, und uns überzeugen, daß das aus der Freyheit entstandene Uebel das mit derselben verbundne Gute überwiegt? Wir kennen den Plaz, den die Freyheit in dem Grund-Risse GOttes einnimmt, nicht deutlich, und so lang dieser Zustand dauret, können wir auch nicht ohne Vermessenheit die Vorsehung beurtheilen. Wir müssen vielmehr vermuhten. Sie werde sich vollkommen rechtfertigen, sobald dieser Grundriß von der Finsternüß befreyt sein wird, die ihn izt noch ver-

verdekt hält. Der Mensch kan seinem Schöpfer auf keine würdigere Weise huldigen, als wann er spricht „ ich will mich mit demjenigen vergnügen, was der „ Schöpfer mir offenbart, ohne mich um dasjeni„ ge zu beunruhigen, das er gut gefunden hat mir verborgen zu halten.

Rechtfertigung der ewigen Straffen.

II. Eine der schwersten Folgen des Mißbrauchs der Freyheit ist es auch, daß die Religion die Unendlichkeit der Straffen lehrt. Wann die Freygeister ein so unerträgliches Schiksal ansehen, so ruffen sie aus„ Wäre es nicht besser, wann diese unseligen Opfer der himmlischen Rache in die Unmöglichkeit gesezt worden wären böses zu thun? Wozu dient ihnen das traurige Vorecht eines freyen Willens? Man weiß aber auch schon, was die Vertheidiger der ewigen Straffen antworten. Die Verdammten sind nur deswegen unselig, weil sie es so haben wollen, und weil sie alle die Beyhülfen verworfen haben, die ihnen angeboten worden, und die sie von der ewigen Verdammnüß hätten befreyen können. Ein oberster und vollkommen gerechter Herr, der die Ordnung liebt, thut nichts das seiner unwürdig wäre, wann er die Boßheit und die Aufruhr der Menschen bestrafft. Aber man muß doch hier endlich wieder zum Grundriß Gottes zurüke gehen, und an dem Rande des unerforschlichen Abgrundes stehen bleiben. In diesen Grundriß hat er die Erschaffung freyer Geschöpfe aufgenommen, und die guten Würkungen der Freyheit thun mehr zum Vortheil der Welt überhaupt, als der Mißbrauch derselben daran

ver-

verstellen kan. Wir werden alles dieses besser einsehen, wann die Vorsehung die bösen Folgen des Verderbens wird ergänzt haben. Nach dem Einwurffe der Gegner hätte GOtt, um einen Theil der denckenden Wesen zu hindern, daß sie sich nicht unglüklich machten, die andren Geschöpfe, die GOTT lieben würden, des unaussprechlichen Trostes berauben müssen, aus freyem Willen sich ihm ergeben zu haben.

Was GOtt sich selber schuldig sey.

III. Nach diesen algemeinen Beantwortungen ist es nicht mehr nöthig, sich mit den besondern Fragen aufzuhalten, wie diese sind ,, worinn wird der Zustand der unbußfertigen bestehen? Wie lange werden ihre Strafen wären? Was soll man von diesem, oder von jenem denken? Die Zeit ist zu kurz, und das Leben zu kostbar, daß man sich in eine Untersuchung über alle die Schwürigkeiten einlassen solle, bey welchen man keinen Grundsatz findet, worauf man einen überzeugenden Beweiß bauen kan. Doch ist eine unter diesen Schwürigkeiten, die eine Aufmerksamkeit verdient, und die wird mit deutlichen Begriffen aufklären wollen , weil man sie bißhieher nur unter einem algemeinen Anblick angesehen hat, der ihr einen besondern Schein gegeben.

Wann ein Vertheidiger der Vorsehung zu ihrer Entschuldigung sagt, GOtt sey gegen sein Geschöpfe zu nichts gehalten, wann er spricht, das Geschöpfe könne ke in Recht anführen, vermögen dessen es eine bessere Begegnung verlangen könne, so antworten andre:

andre: Wann schon GOTT seinem eigenen Werke nichts schuldig ist, so ist er doch gegen sich selbst und gegen seine eigene Vollkommenheit dahin verbunden, daß er alles Gute thue, was er thun kan. Wir müssen den Verstand dieser Worte etwas auseinander setzen. GOtt ist wesentlich gut, und mildthätig, so wie er wesentlich weise und mächtig ist. Ich frage nun, ob er in der Ausübung seiner Macht und Güte frey seye? ob er habe Geschöpfe schaffen, oder dieselben in ihrem Nichts lassen sollen? ob er durch seine eigne Natur in die Nothwendigkeit sey gesezt worden, nichts anders zu machen, als das was er gemacht hat, so daß es unmöglich für ihn gewesen, es nicht zu machen oder anderst zu machen? Unser Gegner kan antworten was er will, die Vorsehung wird allemahl dabey gerettet sein. Wann GOtt nichts anders hat machen können, als was da ist, so haben wir ja keine Ursach zu klagen. Können wir verlangen uns einer Nothwendigkeit zu entziehen, deren unser Schöpfer selbst unterworfen ist? Ist aber GOtt frey, so haben wir wieder keine Ursach uns darüber aufzuhalten, was ihm gefallen hat zu wählen. Was klügeln wir lang darüber was er uns, und was er sich selbst schuldig ist, seine Freyheit zerschneidet den Knoten. Wann GOtt diese Freyheit gebraucht, wann er seine Güter nach seinem Gutdünken austheilt, so handelt er ja nach seiner Einsicht, und diese ist vollkommen. Er hat gewolt, daß seine Werke den Stempel der Freyheit tragen solten, und daß wir bey denselben lernten, daß er frey ist. Die Verschiedenheit in den Werken der Schöpffung zeigt uns auf allen Seiten Beweißthümer hiervon. Wann wir zum Grund-

seßen wollen, daß GOtt allemahl nach dem völligen Umfang seiner Güte handeln müßte, so würde uns dieser Grundsaß so weit führen, daß wir endlich selber erkennen müßten, er habe eine Einschränkung nöthig. Ohne dieselbe könte man ja fragen, warum nicht alle Geschöpfe im höchsten Grade glükselig sind, warum so viele Dinge nicht auf einmahl zu ihrer Vollkommenheit kommen? Nach diesem Grunde könte ein jedes denkendes Wesen, so bald es ein andres vollkommeners sieht, darüber klagen, daß GOTT ihm engere Schranken gesezt habe.

Gründe wieder ein ewiges böses Wesen

IV. Wir fragen nun unsere Gegner. Man soll eine Lehre ausfinden, die uns den Grund von der Ungleichheit der Gaben GOttes erklärt. Diese Lehre soll auf festen Grunde gebaut, und mit der Vernunfft aufs genauste verbunden sein. Ist es nun vernünfftiger eine Freyheit in GOtt anzunehmen, oder müssen wir zu einem bösen Wesen fliehen, daß eben so ewig als GOtt seye, und die Maaßregeln der göttlichen Weisheit und Güte beständig störe? Man hat diese Meinung von einem bösen Wesen schon für ungereimt erklärt und erwiesen, ich will aber doch noch zwey Betrachtungen anführen, die mich zureichend dünken, diesen boßhafften Götzen zu stürzen. Man sezt ein ewiges und mächtiges böses Wesen, da es ewig und mächtig ist, so muß es alle mit der Macht und Ewigkeit verbundne Vollkommenheit und Glükseligkeit besitzen. Aber einen unendlichen Gefallen daran tragen, daß man böses thut, sezt wieder eine Quelle von Verdruß zum Grunde, die mit dem anderen Eigenschafften

streitet. Dieser böse GOtt ist frey und mächtig, er könte andere Werke verrichten, wobey er mehr Vergnügen fände. Sagt man, er sey nothwendig dahin bestimmt, daß er alles mögliche Böse thue, so frage ich, warum läßt er dem gütigen Wesen zu, eine gewisse Maaß von Güte auszuüben? Eine solche Verhältnüß sezt einen freyen Vergleich zum Grunde. Ein solches Wesen ist also etwas wiedersprechendes, man mag es ansehen wie man will.

Die zweyte Betrachtung ist diese. Das ursprünglich gute Wesen würde lieber nichts erschaffen, als etwas gutes mit dem Bedinge hervorzubringen, daß es mit eben so vielem Bösen vermischt sein solte. Da das Uebel viel lebhaffter rühret, als das Gute, wann man sie schon gleich vertheilt sezte, so hätten doch die unglüklichen immer Ursach zu klagen, weil das gute Wesen zwar einige glükliche Geschöpfe gemacht, aber dabey seinem Feinde andere unglükselige zum Opfer überlassen hätte, die ihr Unglük nicht mehr verdient hätten, als die glüklichen ihre Seligkeit. Man sieht hieraus die unbequemen Folgen der angenommenen zwey Grundwesen, da hingegen in unsrer Lehre diejenigen, die unglüklich sind, niemand als sich selber dafür anklagen können, und da die Freyheit, die ihnen zum Unglük dient, an sich selbst ein sehr kostbares Geschenk gewesen ist, woraus sie unendlichen Vortheil hätten ziehen können.

GOtt hat mehr gethan als wir hätten erwarten können.

V. Aber, sagt man, hätte dann nicht GOtt doch etwas thun sollen um den Fehlern der Menschen vorzukommen? Wir antworten wiederum auf die gleiche Weise, GOtt ist zu nichts verpflichtet. Aber er hat dennoch alles gethan, was geschehen konte, ohne unsre Freyheit zu vernichten. Er hat alles angewandt, er hat Licht, Empfindungen, Triebe, Versprechungen, Drohungen, Straffen, Beruffung zur Busse, angebotene Gnade, Aufmunterungen von allerley Arten angewandt um den Menschen wieder in seine Ordnung zubringen, wen kan man dann anklagen, als den Menschen? Wann wir von dem ersten Augenblicke unsrer Erschaffung an unwandelbar wären befestigt gewesen, so wäre unsre Dankbezeugung viel weniger inbrünstig, dann wir hätten nicht einmahl einen Begriff von den Gefahren, durch die wir nunmehr zur Glükseligkeit gelangen. Die unendliche Güte GOttes offenbart sich weit herrlicher durch die unendliche Belohnung, die sie am Ende unseres Lauffes austheilt, als in der Erschaffung von lauter nothwendig glüklichen Wesen. Kan man den obersten Staffel der Güte einem Wesen absprechen, das beständig fertig ist zu geben, wann man nur annehmen will? und solche Gnaden zu ertheilen, die in keine Vergleichung mit den schwachen Bemühungen derjenigen kommen können, die sie erhalten? Wann man den Begriff der Güte noch weiter ausdähnen will, so vernichtet man ihn, indem man ihn zu einem Wiederspruche mit der Weisheit bringt. Wann uns jemand fragte „warum ist der innre Bau eines Gewächses nicht so vollkommen

wie

wie der von einem Insect, und der von einem Insect nicht so vollkommen, als der von einem Menschen? so würden wir ohne Bedenken antworten. Aber die gleiche Antwort dient wider allen den Unwillen, den man über den Mißbrauch der Freyheit bezeigt. GOtt thut alles was er will, ob er wohl nicht alles thut was er kan.

Leiden der Kinder.

VI. Man hat noch einen Einwurf, mit welchem man die Vernunfft zum Stillschweigen zu bringen drohet. Dieser ist von dem Stand des Leidens hergenommen, in welchem sich so viele Kinder befinden. Man könte nun wohl überhaupt antworten, die Dunkelheit eines eintzigen Theiles setze uns nicht in die Gerechtsamkeit dasjenige zu leugnen, was auf augenscheinliche Beweißthümer gegründet ist. Aber das Schiksal der Kinder läßt sich noch viel leichter als durch die Annehmung eines bösen ersten Wesens erklären. Man kan erstlich sagen, die Schmerzen der Kinder seyen weit kleiner als ihr Geschrey, das dieselben ausdrükt. Der Grad des Schmerzens hat ein Verhältnüß mit dem Grade der Erkenntnüß. Man sieht täglich erwachsene Menschen, die mit Zückungen befallen werden, und die alle Zeichen des unerträglichsten Leidens von sich geben, die aber dennoch, wann diese Zufälle zu Ende sind, bekennen daß sie nichts gefühlt haben. Ferner, übertrifft bey den Kindern das Gute weit das Böse. Sie leiden nichts als die körperlichen Schmerzen. Der Verdruß, die Sorge, die Traurigkeit können ohne Ueberlegung nicht sein, und finden bey ihnen keinen Zugang. Sind sie denn eben

so sehr zu beklagen, wann sie vor den vernünfftigen Jahren absterben? Wann sie einige Krankheiten vorher ausstehen. Der Todt führt sie ja in den Sitz einer Glükseligkeit, gegen welche ihre Leiden noch weniger sind als ein Tropfenwasser wann man ihn mit den Ocean vergleicht. GOTT konte die Kinder freylich so erschaffen, daß sie nichts hätten zu leiden gehabt, * biß sie etwas sich vorzuwerfen hätten. Aber wir sind müde auf diese eitle Bejahung zu antworten. GOtt hat es gekönnt, also hat er gesolt.

Man kan noch hinzufügen, daß GOtt die Natur nicht hat umschmelzen wollen, ungeachtet er die Unordnungen vorgesehen, die die Sünde in die Geburt, das Alter und das Leben der Nachkömmlinge Adams einführen würde. Es war der Ordnung gemäß, daß die Menschen beständig gewarnet würden, die Sachen seyen auf Erden nicht im Stande ihrer Vollkommenheit. Es war würklich nöhtig, daß sichtbare Unbequemlichkeiten sich hervorthäten, die die Menschen aus ihrer Schläfrichkeit aufwekten. Hieher gehören nun auch die Thränen und das Wimmern der Kinder, die dem Menschen an das Elend seines Ursprungs erinnern. Dergleichen Züge, die tief in die Natur eingegraben sind, entdeken beym

* Dieses war nach dem itzigen Bau der Körper unmöglich. Es mußte in den Theilen des Leibes eine Reizbarkeit, ein zärtliches Gefühl sein, als ohne welches keine Bewegung in demselben entstehen könte. Ein unempfindlicher Leib würde auch unbeweglich sein.

beym ersten Anblik die in der menschlichen Natur entstandene Unordnung.

Schikfal der Thiere.

VII. Die Gegner der Vorsehung werfen uns selbst der Thiere Verhängnüß vor. Aber sie vergrössern die Sache gar sehr. Die Thiere fürchten den Todt nicht, weil sie keinen Begriff davon haben. Der Ochse sieht einen andern Ochsen unter dem Hammer erliegen, ohne zu merken was vorgeht, und ohne darüber für sich selbst besorgt zu werden. Eine solche Sorglosigkeit, ein solcher Stand, in welchem man weder das vergangne bedaurt, noch das zukünfftige fürchtet, ist so bedaurlich nicht. Es ist wahr, die Grausamkeit der Menschen vermehrt und verlängert die Schmerzen der Thiere. Aber GOTT hat nicht gut gefunden unmittelbar auf den Menschen zu würken, und seinen grausamen Arm abzuwenden: Hiervon haben ihn die gleichen Gründe abgehalten, die ihn gehindert haben, des Menschen Freyheit in andern Fällen einzuschränken. Bey dem allem aber macht doch das Nachdenken die gröste Bitterkeit im Leiden aus, und hiervon sind die Thiere befreyt.

Unrichtige Vergleichung die man hier brauchen will.

VIII. Man unternimmt ohne Ursache die Führung der Vorsehung darinn zu tadeln, daß man sie mit der Aufführung der Menschen in gewissen Fällen vergleicht. Alle diese Vergleichungen sind mangelhafft. Man fragt zum Ex. ob ein Fürst nicht zu tadeln wäre, wann er unter seinen Unterthanen eine aufrührische Neigung in der Absicht unterhielte ihnen ih-

re Freyheiten zu benehmen, und sie nach der Strenge zu bestraffen. Es ist richtig, ein solcher Fürst wäre ein Tyrann. Er ist von der gleichen Natur mit seinen Unterthanen, er hat ihre Rechte nicht gemacht, er soll sie also nicht wegnehmen, und anstatt ihnen Fallstricke zu legen, solte er mit einer beständigen Wachsamsamkeit für ihre Glükseligkeit sorgen. Aber GOTT ist berechtigt, und er hat Ursache, des Menschen Glük seiner eignen Wahl zu überlassen. Er hat ihm gezeigt, was ihm zu thun obliegt, und hat ihn vor den Folgen seiner Auffführung unterrichtet. Er ist sehr davon entfernt, daß er das Unglük und die Uebertretung des Menschen suchen solte, alle seine Bemühungen gehen dahin, ihn zur Vollkommenheit und zur Glükseligkeit zu führen. Die Vergleichung ist also sehr mangelhafft. Man kan noch beyfügen, daß der wahre Nutz des Fürsten einerley mit dem Nutzen des Unterthans ist. Aber GOtt ist viel höher erhoben. Was wir gutes thun, steigt nicht zu ihm hinauf, und seine unendliche Güte thut uns noch eine Gnade an, wann sie die Zeichen unsrer Unterthänigkeit nicht verschmäht. Warum verlangt man dann, daß GOtt mit beständigen Würkungen auf den Geist des Menschen, mit öfftern Erscheinungen arbeiten, und sein Geschöpfe so zu sagen behelligen soll, um es zu bewegen ihn zu lieben? Es könte sich leicht vergessen und glauben, sein Meister gehe ihm nach, weil er es nötig habe, und es zu seiner Glükseligkeit etwas beytrage.*

Hr. B.

* Der wahre Unterscheid ist wohl, daß der Fürst mit Gesetzen und Straffen den freyen Willen des Unterthanen zwingt,

Hr. B. pflegt in den allerernsthafftesten Materien der Einbildung des Lesers eine Belustigung zu verschaffen. Er vergleicht GOtt mit einer Mutter. Jener thut, seiner Meinung nach, nicht alles was er hätte thun können, um der Sünde und dem Folgen derselben vorzukommen: Diese vergnügt sich ihre Töchter zu warnen, sie will ihnen nichts von ihrem Ruhm benehmen, und giebt ihnen also eine völlige Freyheit, auf den Wegen der Tugend zu bleiben, oder von denselben abzugehen. Sie sezt sie also den gefährlichsten Gelegenheiten bloß, sieht sie in der grösten Gefahr untenzuliegen, und giebt sich nicht die geringste Mühe sie zu retten, ja sie läßt sie lieber ihre Ehre verlieren, als daß sie dieselbe mit einigem Zwang zu erhalten trachten solte. Hr. B. schließt hieraus, in dem angenommenen Lehrgebäude seye GOtt weder sehr heilig noch sehr gütig. Dieser Begriff gefält ihm so wohl, daß er ihn auf hunderterley Arten verkleidet und verändert vorträgt, und dabey die keuschen Ohren wenig schont. Ueberhaupt sind die Gleichnüsse eine schlechte Weise zu überzeugen: sie betriegen sehr leicht, insonderheit wann sie von Dingen hergenommen sind, die den Geist belustigen, und das Herz verführen. Man beredet sich alles, was uns rühret, überzeuge uns, man nimmt die Aehnlichkeit als vollkommen an, und giebt den Folgen völligen Beyfall. Indessen ist der lezt angezwingt, und zwingen soll. GOtt aber hat diesen freyen Willen als einen nothwendigen Theil der Welt beybehalten wollen.

geführte Beweiß des Hrn. B. einer von den allerschwächsten. Die Ehre einer Mutter ist von der Ehre der Tochter unzertrennbar, oder wenigstens mit den Bemühungen verbunden, die sie sich geben soll, dieselbe zu erhalten. Die Gesetze des Wohlstands und die Gewohnheit, die Pflicht und Ehrerbietung gegen GOtt, alle diese Gründe fodern von ihr eine ununterbrochne Wachsamkeit. Wann man uns wird bewiesen haben, daß das oberste Wesen unter eben diesen Verbindungen stehe, so wollen wir dieses Gleichnüß erst aufmerksam prüfen. *

Begriff von der Heiligkeit GOttes.

VIII. Die Güte und die Heiligkeit GOttes leiden bey seinem Bezeigen gegen die Sünder keine Verminderung. Wir haben schon gezeigt wie man sich einen wahren Begriff von der Güte GOttes machen könne, hier wollen wir eben dieses von seiner Heiligkeit thun. Es ist eine unzweifelbare Wahrheit, GOtt kan nicht anders als auf eine Art handeln die seiner und seiner Vollkommenheiten würdig ist. Er ist wesentlich weise, gerecht und heilig, und kan weder in seinen Urtheilen noch in seinen Thaten irren. Da dieses wahr ist, so kan er den Ungehorsam seiner Geschöpfe nicht gut heissen, dann er liebt wesentlich nichts anders als was seinen Begriffen und seinen Vollkom-

* Die wahre Antwort ist die vorige n. VII. Die Muster hat den freyen Willen der Tochter nicht zu schonen, sie kan und soll sie zwingen. Aber GOtt will und soll niemand zwingen, wann die Welt nicht eine todte Maschine werden soll.

Vollkommenheiten ähnlich ist. Aber diese Liebe gegen das seinen Pflichten nachkommende Geschöpfe macht keinen Theil seiner Glükseligkeit aus, sie verbindet ihn nicht durch einen eigenen Nutzen das Geschöpfe in diesem Zustande zu erhalten, und die Gefahr abzulehnen, in welches es fallen könte. Seine Liebe zur Ordnung fodert bloß von ihm, daß er die Beobachtung seiner Gesetze anbefehle, und ihre Versäumung bestraffe. Man kan hieraus nicht schliessen. Seine Liebe zur Ordnung, seine Grösse, seine Güte, erfodern von ihm, auf alle Beleidigungen seiner Gesetze beständig zu wachen, und allem vorzukommen, was dagegen lauffen möchte. Diese Folgerung ist ohne Grund angenommen, und fließt nicht aus dem genauen Begriff von der Heiligkeit GOttes. Die Liebe GOttes für das Gute und der Antheil, den er daran nimmt, gehen nicht so weit, daß er das Gute alleine zuwegenbringen müsse, wann seine Geschöpfe es nicht thun wollen, und sie verbinden ihn nicht ihre Nachläßigkeit mit beständig würksamer Hülfe zu ersetzen.

Eitle Spizfündigkeiten des Hrn. B.

X. Diese Grundsätze sind zureichend die spizfündigen Einwürfe zu widerlegen, die unser Gegner mit einen so grossen Vergnügen gehäufft und wiederholet hat. Er läßt keine Gelegenheit vorbey gehen, wo er den Leser wider die Vorsehung aufbringen kan. Er mahlt sie ab als wenn sie eigensinnig und unbeständig handelte. Er vergrössert die Macht des Teufels und ihre Würkungen. Er sucht in den Irrgärten der Metaphysic und der Gottesgelehrheit Mittel zur Verwirrung. Auf der einen Seite mahlt er den

Menschen ab, als eine leidende Maschine, die auf einer Seite dem Sohn GOttes, und auf der andern vom Teufel zu sich gezogen wird, und er streicht dieses leztern besonderes Vergnügen aus, welches er daraus schöpfen muß, daß er der stärkere gewesen, und eine grössere Anzahl zu sich in die Hölle geschöpft. Aber die Erde ist nicht, wie Hr. B. es haben wolte, ein Kampfplatz, auf welchem GOtt und der Teufel ihre ganzen Kräffte anwenden, um sich der Menschen zu bemächtigen, und auf welchem der Teufel den Vorzug behält. GOtt sezt sich vor, die Seinigen selig zu machen. Er ist bereit alle diejenigen anzunehmen, die zu ihm kommen. Wer kan also mit Recht über GOtt klagen? Wann er die Undankbaren sich selber überläßt, wann diese zu Gefährten der aufrührischen Engel werden, so entsteht daraus kein Triumpf für den Teufel, der selber ein Opfer des göttlichen Zorns ist. Wann GOtt durch seine Rahtschlüsse festgesezt hätte, daß das Böse geschehen müsse, und die Geschöpfe ins Laster verfallen solten, auf daß sie hernach eine Beute seiner Rache werden möchten, so würde in des Hrn. B. Einwürfen mehr Krafft sein. Aber seine Weisheit hat gut gefunden, freye und thätige Geschöpfe hervorzubringen, ohne dabey sie so zu bilden, daß ein Theil derselben ungehorsam sein solte. Sein eintziger Zwek war mit einer Wahl und einem Vorzug von ihnen geliebt zu werden.

Wohlergehn der Bösen.

XI. Unter allen Vorwürfen hat sich Hr. B. über keinen fruchtbarer erwiesen, als über denjenigen, zu welchem wir izt übergehen. Seine Einbil-

Einbildungskrafft spielt darüber, und seine unglükselige Fähigkeit, verblendende Scheingründe zu erfinden, zeigt sich hier in ihrer ganzen Stärke. Es wäre unmöglich und ohne Nutzen, in diesem kurzen Entwurf alle Stellen zu sammlen, die er in seinem Wörterbuch wider die Vorsehung hin und wieder eingestreut hat. Es wird genug sein, eint- und andern Articel zu betrachten, der bey dem Leser einen Zweifel zurük lassen dürffte. Der Wohlstand der Gottlosen ist zu allen Zeiten ein Anstoß gewesen. David selbst scheint davon zum wanken gebracht zu sein. Man hat offt auf diese Schwürigkeit geantwortet, aber Hr. B. meint, sie könte wie der Palmbaum sagen * Curvata resurgo. Er versichert, man könne nicht anderst sich hierüber beruhigen, als durch den Glauben, und da der Unglaubige dessen Sätze nicht annimmt, so seye es unmöglich auf seine Schlüsse zu antworten. Aber ist es dann nicht die Vernunfft die mich belehrt, daß ein GOtt ist, und daß in allem seinem Thun er nach seinen erhabenen Vollkommenheiten handelt? Fügt diese gleiche Vernunfft nicht hinzu, daß wir den Grundriß Gottes nicht genug einsehen, und daß wir nicht alle einzelne Erscheinungen erklären können? Ich glaube dieses seye schon genugsam einem Unglaubigen den Mund zu stopfen, und er kan wohl nicht mehr verlangen, als daß die Frage dennoch so lang unentschieden bleiben werde, biß der große Tag der Belohnung und Stra-

* Art. Rufin not C.

Strafe alles ins reine bringen werde. Hr. B. braucht hierbey eines von seinen gewohnten schalkhafften Kunststüken. Er bringt einen Heyden auf die Schaubühne, der nach tausenderley Zweifeln, die er sich über die Vorsehung selber macht, endlich keine andre Ausflucht weiß, als die Gnade des H. Geists. Aber eine solche kleine List wird wenig Eindruck auf einen Mann machen, der ein für allemahl sich belehrt hat, daß die Vorsehung zwischen der zeitlichen Glükseligkeit und der Tugend, und zwischen dem Laster und der Wiedermärtigkeit keine beständige Verbindung zu machen gut gefunden hat. GOtt hat die Menschen nicht durch einen gegenwärtigen und groben Eigennutzen zum guten bewegen wollen. Eben so wenig hat er gewollt daß gar kein Unterscheid zwischen dem Schikfal der Guten und Bösen sein solte. Die Verschiedenheit dessen, was diesen und jenen geschieht, leitet die Menschen zu Ueberlegungen, die ihnen dienen können sie auf den rechten Weg zu leiten. *

XII.

* Die zeitliche Glükseligkeit ist den Frommen an sich selbst nicht nützlich. Sie befestigt unsre Fessel an die Erde, von welcher wir uns doch trennen müssen, sie findet uns einen gefährlichen Trost in vergänglichen Dingen, und stärkt das wesentliche Laster den Hochmuht. Das Wohlergehen der Guten ist vermuthlich mehr zum allgemeinen Besten der Kirchen zuweilen ausersehen, als zu ihrem eigenen Vortheile. Zu geschweigen, daß die Lasterhafften alle Mittel anwenden auf Erden glüklich zu werden, welche die Guten verschmähen. GOtt hat aber die Mittel von der Würkung nicht trennen wollen.

Anzahl der Verdammten.

XII. Es giebt Lehrer die eine unzählbare Menge von Menschen verdammen, welche in dem Falle daß sie ewiglich unselig sein solten, dennoch es mehr durch ihr Unglük als aus ihrem eignen Versehen wären, und also mehr Mitleiden als Strafe verdienten. Dieser Irrthum und der aus demselben fliessende Anstoß hat andre bewogen die Anzahl derer, die verlohren gehen, viel kleiner zu machen. Beyde Richter sind vielleicht zu vermessen. Der Inhalt der ewigen Urtheile ist niemanden bekannt, als dem der sie spricht. Es ist auch zur Rettung der göttlichen Güte nicht nöhtig so gar sehr dieses Urtheil einzuschränken. Wann wir einmahl erkennen, daß GOtt, der keine Menschen nöhtig hat, selbst ihre unendliche Belohnung sein will, so fern sie auf ihrer Seite ihn lieben, und ihm, in ihren Hertzen die erste Stelle geben, so finden wir keine Schwürigkeit mehr GOttes unendliche Güte zu vertheidigen. Wann die Menschen eine so gerechte Bedingung verwerfen, und dadurch ins Verderben fallen, so ist es ihr eigner Fehler, ihre Anzahl mag auch so groß sein als sie will. Wann die Anzahl der Auserwählten noch so klein wäre, so würde seine Güte dennoch gleich groß bleiben. Man kan vielleicht den folgenden Einwurf machen.„ Ihr heißt GOtt gütig, da dennoch seine Gutthaten gegen die Menschen in die engsten Schranken eingeschlossen sind, und da er die Menschen auf eine solche Art und Weise auf die Welt hat kommen lassen, daß ihr Leben in lauter Gefahren verfließt, in welchen sie zwar aus ihrem eigenen Versehen untenliegen, aber die deswegen doch wahrhafte und überaus mißliche

Gefehren sind. „ Hierauf antworte ich „ wann der Verstand des Wortes unendliche Güte dieser sein soll„ eine Güte, die alle in der Gewalt einer unendlichen Macht stehenden Glükseligkeiten und Vollkommenheiten auf einmahl ausgießt „ so ist freylich der Mensch nicht der Vorwurf dieser Güte. Aber er ist es in einem andern und eben so natürlichen Verstande. 1. GOtt war ihm nichts schuldig, und wie viel hat er dennoch von GOtt empfangen? 2. Das Dasein selbst, und zwar ein unendliches Dasein, ist eine unendliche Gutthat. 3. In dieser ewigen Dauer will GOtt sich in eine Vertraulichkeit mit dem Menschen einlassen, und alles mit ihm theilen, was er selbst besizt. Wann jemand sagen wolle „ man gelangte aber zu dieser Glükseligkeit „ nicht anders, als wann man sie allen andern Din„ gen vorzöge, so wäre es fast lächerlich über eine so natürliche Bedingung zu klagen. Ist dann auch wohl ein Verhältnüß zwischen dem, was von uns gefodert wird, und zwischen dem, was wir dafür erhalten sollen? 4. Diese schon an sich selbst unendliche Belohnung erhält einen neuen Preiß aus den Mitteln selbst, durch die GOtt will, daß wir sie erwerben sollen. Diese Liebe, die er von uns fodert, und dieser Vorzug den er verlangt, sind für uns die gröste Ehre. Unser Vergnügen kan nicht anderst als zunehmen, wann wir dem Ruhme nachdenken, Mitarbeiter GOttes gewesen zu sein, und wann wir uns erinnern, daß unsre Treue die Krone der Ehre auf unser Haupt gesezt hat. 2. GOtt, der unsre Unvollkommenheiten kennt, wird sein Urtheil nicht so wohl nach der Gerechtigkeit und der innern Vollkommenhei-

menheit seiner Gesetze abmessen, als nach unsern Kräfften und nach den Umständen, in welchen wir uns werden befunden haben. Er öfnet den allerwiederspenstigsten den Weg zum Glücke. Dieser Weg ist leicht, er ist die Busse. Sie dürfen nur zu GOtt wieder kehren, so wird er alles vergangene vergessen, sie dürfen nur beständig sein, so werden sie einen Platz unter seinen liebsten Kindern finden. Der Verstand des Menschen verwirrt sich beym Anblik einer so großen Erbarmung, und kan ihr den Titel der Unendlichkeit nicht versagen.

Man kan GOtt nicht mit den Menschen vergleichen.

XIII. Der immer währende Fehler aller Vergleichungen des Hrn. B. kömmt nirgends öffter als bey dieser Materie vor. Er sezt beständig die Menschen, die einander verschiedene Pflichten schuldig sind, in eine Reyhe mit GOtt, der gegen seine Geschöpfe zu nichts verpflichtet ist. Man schließt, ein Fürst würde dieses oder jenes thun, also muß GOtt das gleiche thun. Aber der gröste Herrscher ist ein Unterthan Gottes und ein Bruder seiner eignen Unterthanen, er hat also Bande, die seine Unabhänglichkeit einschränken, und die ihn verpflichten, dem Zwecke seines Beruffs zu entsprechen. Ein Fürst kan etwas nicht thun, ohne Böses zu thun, oder doch sich in Gefahr zu sezen, etwas Böses zu begehen. Aber GOtt kan es thun, weil er gewisse Mittel in Händen hat, womit er in der Ewigkeit alles wieder zu recht stellen kan. Die Ordnung, die hier verwirt scheint, kan er wieder einführen, und diejenigen unendlich entschädigen, die von dem aufgeschobenen Gebrauche der Ordnung

et-

etwas gelitten haben. Mit diesem einzigen Grundsaze kan man alle unbedingte Schlüsse des Hrn. B. zertrümmern. GOttes Güte und Gerechtigkeit und sein Wesen haben nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den endlichen Wesen, und alle Vergleichung mit denselben ist unvollkommen. *

Antwort auf die Einwürfe der Manichäer.

XIV. Hr. B. gesteht zwar die Manichäische Lehre sey in vielen Stücken ungereimt. Aber er läugnet dabey, daß die blosse Vernunfft allen ihren Gründen begegnen könne. Insbesondre aber fodert er uns aus, ob es nicht der Vernunfft zuwieder seye einen freyen Willen den Geschöpfen zu geben wann man vorsieht, daß sie ihn mißbrauchen werden. Wir wollen die Vernunfft anhören, ** auf welche Hr. B. sich berufft. Man schlägt mir vor ich soll entweder

* Diese Erklärung hat überhaupt ihre Richtigkeit, sie schließt aber noch besser wann man sich erinnert, daß GOtt die Freyheit des Willens, oder den Zusammenhang unsrer Thaten mit unserer Eigenliebe zum Grund alles unsers sittlichen Thuns gesezt hat. Er hätte also ohne eine uneindliche Reyhe von Wundern nicht hindern können, daß die Bösen böses thun, und ihrer verwohnten Eigenliebe gemäß handeln solten. So bald aber die sittlichen Handlungen der Menschen zu physischen werden, so ist die Kette der Würkung und Ursachen nothwendig, und es kan nicht vermieden werden, daß der Fromme etwas von dem schädlichen Willen des Bösen leiden solte.

** Art. Origenes not E.

der paar oder unpaar sagen. Es steht bey meinem freyen Willen das eine oder das andere von diesen Wörtern auszusprechen. Es ist wohl ganz gewiß, ich muß das eine oder das andre sagen, aber in der Lehre einer völligen Freyheit ist es nicht gewiß welches von beyden ich aussprechen werde, wann es eine bestimmte und entschlossene Sache sein soll, daß ich mich zu dieser oder jener Wahl lenken werde, so muß ausser oder inner mir eine würkliche Bereitschafft sein, die nicht anderst als die Bestimmung hervorbringen könne, deren Gewißheit man behauptet. Aber GOtt wußte ja wohl was der unbetrügliche Grund der Thaten der Menschen sein würde. Er sah also den Mißbrauch der Freyheit zuvor, und zwar mit Gewißheit zuvor. Aber die Vernunfft erliegt vor diesen Einwurffe noch nicht. Sie antwortet, GOtt ist unendlich weise, er widerspricht sich nicht selbst, er kan nicht zugleich diese zwey Dinge wollen, daß nemlich eine Entschliessung von der Wahl des Menschen abhange, und daß dennoch dabey ausser oder inner ihm Ursachen seyen, die ihn unfehlbar auf eine Seite und nicht auf die andre lenken werden. Er sieht bloß daß aus 2. 3. oder 4 möglichen Entschlüssungen die Wahl eines freyen Geschöpfes auf eine derselben fallen wird. Wann schon die Vernunfft nicht weiter gehen könte, so ist doch diese Erklärung schon zureichend die Einwendung des Hrn. B. zu stürtzen. Er rufft auch vergebens die Gottesgelehrten zur Hülfe. Dann eine gesunde Gottesgelehrtheit läßt der Vernunfft zu, den Menschen als frey anzusehen.

GOttes Würkung auf den Menschen.

XV. Der Weltweise von Rotterdam fährt fort „GOtt kan unfehlbar ein Ge„ schöpfe zum Guten bestimmen, ohne „ die Vorrechte der Freyheit zu verletzen. Dieser Satz ist zweydeutig. GOtt kennt unsre Seele aus dem Grunde, er kan unsre Seele, deren Neigung zum Guten er einsieht, und deren wiederholte Ausübungen im Guten er weiß, in solche Umstände setzen, in welchen sie nicht fehlen kan ihre Pflicht zu thun, ohne daß deswegen in ihrer Natur eine Aenderung vorgehe. 2. GOtt kan auch die Eindrüke der äussern Dinge schwächen, vermittelst so gelinder und angenehm = Empfindungen, daß die Seele sich zu den leztern lenkt, aber in diesem Falle ist sie es doch selbst, die ihre eigenen Entschliessungen abfaßt. Endlich kan GOtt die Seele auf gewisse Begriffe vorzüglich aufmerksam machen, indem er diejenigen zurükhält, und entfernet, die die Würkung derselben stören könten, und in diesem Falle ist die Macht des Menschen zu wählen aufgeschoben. Aber wann GOtt dieses alles schon thun kan, folgt es daraus, daß er es schuldig seye zu thun? Kan der Mensch mit einigem Grunde über seinen Schöpfer klagen, wann dessen Güte so weit gegangen ist, daß sie ihm die Macht gegeben hat, zu gehorchen, und durch den Gehorsam glüklich zu werden?

Von den Belohnungen.

XVI. Der stärkste Grund der Beschützer der Freyheit ist, die Nothwendigkeit frey zu sein um tugendhafft und folglich glüklich sein zu können. * Man sucht ihnen diesen Grund mit dem folgenden Einwurfe zu beneh-

* An eben den Orte.

benehmen. „Wäre es nicht möglich, daß zwischen „der Tugend und der Glükseligkeit eine Verbin„dung wäre, krafft welcher auf nothwendig gute „Gedanken nothwendig glükliche Empfindungen „folgen müßten, und es nicht anderst sein könte, als „daß die Tugend vorhergieng, und die Glükselig„keit folgte.„ Es ist möglich, aber in diesem Falle erkenne ich die Glükseligkeit nicht mehr für eine Belohnung der Tugend. Mechanisch gut und glüklich sein ist ein Wiederspruch. Bald darauf sagt Hr. B.„ Je entfernter die ewige Glükseligkeit vom Begriffe einer Belohnung wäre, je deutlicher würden sie die Spur der göttlichen Güte tragen. Diese unbestimmte Regel schließt einen sehr irrigen Verstand in sich. Wann die Ursache meines Wolstandes nicht anderst hat können, als mir gutes thun, und wann sie gezwungen gewesen ist, am ersten Augenblicke meines Daseins mich auf den Gipfel der Glükseligkeit zu versetzen, so werde ich mich zwar glüklich schätzen, daß eben ich der Vorwurf einer so günstigen Nothwendigkeit gewesen bin. Aber mein Begriff von der Gütigkeit des obersten Wesens und der Erkenntlichkeit, die ich demselben schuldig bin, wird hierdurch allerdings sehr verringert werden, und viel kleiner sein, als wann ich es als vollkommen frey in der Austheilung seiner Gnade ansehe, und von ihm glaube, daß es seine Gaben nach seinem Gutbefinden austheilt, giebt und zurük hält, die Glükseligkeit seinen Geschöpfen nicht anderst als unter gewissen Bedingen ertheilt, und mich deswegen in den Besiz des vollkommensten Wohlstandes sezt, weil

weil ich darnach verlangt, und es selbst allen andern Dingen vorgezogen habe.

Anmerkungen über die Freyheit.

XVI. Dadurch, daß man den Menschen als frey ansieht, benimmt man den Mitteln ihre Würksamkeit nicht. Wir sind nicht immer in den Umständen, da man nothwendig paar oder unpar sagen muß, dieselben sind vielmehr sehr selten. Die Begriffe, die Schlußreden, und insonderheit die Empfindungen machen uns gemeiniglich begreiflich, daß eine Parthey der andern vorzuziehen ist. Aber deswegen würken diese Mittel nicht nothwendig, und unsre Freyheit besteht nicht bloß darinn, daß wir nicht wieder unsern Willen handeln. Unsre Entschliessungen bleiben in ihrem eigentlichen Verstande vollkommen frey. Wann ein Mensch sich durch eine angenehme Empfindung, oder durch einen eingesehenen eigenen Vortheil sich zu einer Entschliessung lenken läßt, so hätte er doch die Freyheit gehabt seine Wahl aufzuschieben, nachzuspüren ob nicht noch eine bessere hätte können getroffen werden, die nachtheiligen Folgen in die andre Schale zu legen u. s. f. Wann also GOtt verlangt, daß die Menschen einige Entschliessung fassen, und sich in denselben befestigen sollen, so sezt er sie in solche Umstände, in welchen ihre Begriffe so lebhafft, und ihr Gefühl so stark ist, daß die Entschliessungen, die Er hervorzubringen entschlossen hat, unvermeidlich entstehen. Er handelt auf diese Weise sowohl mit den Bösen als mit den Guten. Die leztern lieben das Gute aus ihrer eigenen Wahl, und werden hernach in demselben durch

die Gnade bestärkt, die ihre Heiligung und Herrlichkeit zur Vollkommenheit bringt. Die erstern haben die Gelegenheiten Gutes zu thun verabsäumt, und die stärksten Beweggründe vernachläßigt, wodurch sie zur Tugend getrieben worden. GOtt sezt sie also in Umstände, von welchen es Ihm wohl bekannt ist, daß sie sie übel gebrauchen werden, und bedient sich ihrer andre Böse zu bestraffen, oder die Tugend der Frommen zu prüffen. Aber obwohl GOTT in gewissen Gelegenheiten sich der Freyheit der Menschen ganz oder zum Theil bemächtigt, kan man doch noch nicht schliessen, seine Güte seye unumgänglich gezwungen, einem jeden Mißbrauch der Freyheit vorzukommen. Man hat keinen Zweifel über die Almacht GOttes, man sagt auch nicht, daß er niemahls die Freyheit des Menschen auf einige Weise lenke, aber man will nur erhärten, GOtt habe mit allem Rechte den Menschen ihre Freyheit gelassen, und er seye eben so gegründet, einen guten Gebrauch derselben von ihnen zu fordern, und ihre Glükseligkeit an ihre gute Aufführung zu verknüpfen.

Dauer der Strafen.

XVII. Die ewige Dauer der Straffen ist ein grosser Stein des Anstosses: Origenes wolte ihn ganz aus dem Wege räumen, und er hat noch heute eine Menge Jünger. Man kan sich leicht einbilden, der Hr. B. habe seine Gründe nicht vergessen auszuschmücken und gelten zu machen. Aber diese Materie ist seit etlichen Jahren so offt durchgearbeitet worden, daß ich sie nicht berühren mag. Man kan die verschiedenen Antworten lesen die auf die vierzehen Briefe herausgekommen

sind.* Diese Lehre wird in denselben nicht nur auf die Schrifft, sonder auch auf die Vernunfft gegründet, mit welchen man sie vergebens sucht zu einem Wiederspruche zu bringen.

In welchem Verstande der Böse in dem Grundriß Gottes gekommen?

XVII. Der Hr. B. hält einen Satz für ungeheur, der doch einen sehr guten Verstand anzunehmen fähig ist, nemlich, das **Böse habe seinen Platz in dem von GOTT gemachten Grundriß der Welt.** GOtt hat gewiß einen Grund gehabt zu wollen, oder wenigstens zu erlauben, daß in der Welt etwas böses Platz finden solte, und dieser Grund wird wohl gewesen sein, daß durch diese Zulassung das Gute eine mehrere Vollkommenheit erhält. Daneben war Er nicht verbunden seinen Vorsatz freye Geschöpfe zu schaffen abzulegen, bloß weil Er vorsah, daß sie diese Freyheit mißbrauchen würden. Die Macht zu irren und zu sündigen ist etwas bloß verneinendes, und kein Fehler in ihrem Ursprung, sonder eine Folge des Wesens und der Natur des Menschen. Der Mißbrauch dieser Macht ist eintzig das Böse, und alle wahren bejahenden Eigenschafften, die GOtt dem Menschen gegeben, sind gut und nützlich. Es ist wahr, sie konten in ihrer Art höher sein, aber GOtt war nicht verbunden sie in diesem höhern Grad uns mitzutheilen. Es giebt Weltweisen, die diese Welt als die beste mögliche und also als die eintzige all-

* Der Verfasser dieses Auszugs hat zwey Briefe hierüber in die Bibl. Germ. einrücken lassen Bibl. Germ. T. 45. 46.

ansehen, die einen zureichenden Grund zur Würklichkeit gehabt, da derjenige die Wahl unter allen möglichen Verbindungen und Welten besaß, der nichts anders als das beste wählen konte. Diese Weltweisen finden gar keine Schwürigkeit, die Gegenwart des Uebels zu rechtfertigen. GOtt mußte entweder nicht erschaffen, oder das Uebel zulassen. Es war aber besser, das Böse zur Würklichkeit zu lassen, obwohl es in dem besten Grundrisse unzertrennbar mit dem Guten vermischt ist. Aber diese Lehre entladet zwar die Güte GOttes, sie scheint aber seiner Freyheit nachtheilig zu sein. Es scheint, als wann GOtt gebundene Hände hätte, und nur bloß einen Grundriß zur Würklichkeit brächte, den er in geringsten nicht hätte ändern können, und dem er so gar die Freyheit nicht hätte, die Würklichkeit abzuschlagen. Uns dünkt, man falle hierdurch in ein grösseres Uebel, als dasjenige, daß man vermeidet.

Seligkeit der Heiden.

XIX. Wir haben nicht ein genugsames Maaß von Erkenntnüß, um die Austheilung der Gnaden-Mittel der Vorsehung zu beurtheilen, die sie gegen die Heiden beobachtet. Die Absichten GOttes, und die Mittel die er sie auszuführen braucht, sind uns nicht genug bekannt. Es ist genug, daß wir überhaupt wissen, der Richter der Welt werde eine gute und genaue Gerechtigkeit ausüben. Was die besondern Theile seiner Gerichte betrifft, so hat er uns dieselben nicht geoffenbart, und eben dadurch uns zu verstehen gegeben, daß wir unsre Neugierigkeit einschränken müssen. Man könte vielerley Gedanken über diese Ma-

Materie äussern. Woher kömmt es, daß die Vorsehung nicht Männer auferwekt, die das Licht des Evangelii in alle Theile der Welt tragen? Wozu sind diese Wilden, diese Götzendiener in entlegenen Gegenden aufgehoben. Warum haben so viele andere Völker nicht auch eine Offenbarung genossen, wie die Juden? Warum sind ihnen die Wunder, die Propheten und andre Mittel zum Heile nicht vergönnt worden? Auf alle diese Fragen haben wir eine einzige Antwort, daß es nemlich Tieffen betrifft, die im Rahte GOttes verborgen bleiben. *

XX.

* Ich weiß nicht, ob ich irre, wann ich glaube diese Antwort seye leichter als man meint. Der Juden vorzügliche Offenbarung war mit der Menschwerdung des Heilandes genau verknüpfet, und also ein wichtiger Theil im Grundrisse Gottes. Alle Völker stammen von einem Menschen ab, und genossen viele Jahrhunderte durch noch das Licht ihrer Voreltern. Man sieht daß zu Abrahams Zeiten Melchisedec, Abimelek der König der Philister, und so gar Pharao noch den Begriff eines einzigen wahren GOttes gehabt, und göttlicher Erscheinungen gewürdigt worden. GOtt hat sich auch in folgenden Zeiten durch die Zerstreuung der Juden, und den Eifer der Apostolischen Männer nicht unbezeugt gelassen. Und endlich glaube ich fest, ein jeder Mensch werde von der Gnade vielmahls und öfters zur Kenntniß seiner eignen Bosheit getrieben, und in seinem Gewissen beunruhigt. Verschlummert er diese heilsamen Triebe, so ist es hernach seine blosse Schuld wann er verlohren geht. Und ich fürchte, dieses seye der Fall von vielen tausenden unter Christen und Heiden. GOtt ist nicht verbunden mehrere Wunder für einen jeden einzelnen Menschen zu thun.

XX. Dieses Capitel ist in der Urkunde sehr weitläuffig, es enthält ins besondre noch viele Gleichnüsse, die Hr. B. gar nicht spart. Man kan vermittelst dessen, was hier gesagt worden, sein Blendwerk leicht erkennen, und also gehen wir zu einer andern Abhandlung über.

XII. Abschnitt.

Prüfung der Zweifelsucht in Ansehung des Einflusses der Religion auf das gesellschafftliche Leben, und die bürgerliche Verfassung.

Unvorsichtigkeit des Hrn. B. in dieser Materie.

I.

Wir kommen zu einem Theile der Zweifellehre, an welchem der Hr. B. ein ganz besonderes Vergnügen scheint gefunden zu haben. Es ist schwer zu begreiffen, was einen Mann, der doch das Christenthum eben nicht verleugnet hat, bewegen können, mit so vielem Eifer den Atheisten das Wort zu reden. Wann man sagen wolte, es habe bloß eine Duldung für sie, wie für alle andern irrgläubigen auswürken wollen, so würde man doch gestehen müssen, der Hr. B. habe sich sehr weit von seinem Zweke entfernt. Dann seine Beweise geben würklich der Gottes-Verleugnung einen Vorzug über die Religion in Ansehung des Staates und der

Gesellschafft. Man würde ihn nicht sonderlich entschuldigen, wann man sich auf das Vorrecht berufen wolle, das die Gelehrten besitzen, ihre Spizfündigkeit zu beweisen, indem sie über besondre schwere Fragen die Schärfe ihres Geistes anwenden. Dieses Erlaubnüß hat seine Gräntzen, und man muß niemals etwas sagen, das die Nutzbarkeit der Religion zweifelhafft machen kan.

Worüber gestritten wird.

II. Die Frage, worüber wir izt schreiben, ist mit zufälligen Sätzen sehr vermischt, und der Hr. B. hat nicht gut gefunden, sie in eine mehrere Deutlichkeit zu versetzen. Man will die gefährlichen Folgen der Gottes-Verleugnung mit denen vergleichen, die aus den Irrthümern in der Religion oder aus dem Mißbrauch derselben entstanden sind. Dazu ist es nöhtig die Atheisten von einander zu unterscheiden. Es giebt einige, die es aus bloßer Dumheit sind: andre aus einem Mangel an der Auferziehung. Der eine fängt an aus einer aufrichtigen Begierde nach der Wahrheit zu prüfen. Ein andrer verwickelt sich, aus Mangel von richtiger Scharfsicht, in Schwürigkeiten, unter welchen er erliegt. Der eine sucht sich von einem Joche zu befreyen, das ihm schwer fält. Der andre zweifelt eben deswegen, weil andre glauben. Man könte noch mehrere Arten von Atheisten finden, wann man ihre Beweggründe zum Zweifel und ihre verschiedene Vertieffung in ihre unselige Irrthümer erwegen wolle. Es giebt eben so viele Arten der Abergläubigen. Einige sind es eben auch aus Dummheit: Andre haben keine Gelegenheit

ge-

gehabt einen bessern Unterricht zu erhalten. Die Faulheit, der Eigennutz, das Beyspiel, die Hartnäkichkeit, und andre Ursachen haben einen Einfluß auf die Vorurtheile in Ansehung der Religion. Es würde eine unendliche Arbeit sein, wann man die einander ähnlichen Classen gegen einander über setzen, und das Gute und Böse in jeder genau abwegen wolte. Hr. B. gab sich diese Mühe nicht, und sie wäre auch seinen Absichten nicht gemäß gewesen. Diese war, eine an sich selbst leicht verwirrliche Materie mit seiner pyrrhonischen Scharfsinnigkeit zu verwirren, und unter dem Vorwand eine bloß unsre Neugier erweckende Frage zu entwickeln, arbeitete er heimlich daran, seine Leser den GOttes-Verleugnern günstig zu machen, und wieder die Religion und derselben Nutzen und Nothwendigkeit einzunehmen. Um ihn aber aus seinem Labyrinth zu reissen, in welchen er sich mit Willen vertiefft, ist es genug ihm und seinen Anhängern eine runde Antwort auf die folgenden Fragen abzufordern. 1. Ob ein Staat, der aus lauter wahren Kennern und Liebhabern der wahren Religion bestünde, nicht glücklicher sein würde, als ein Staat, der aus lauter Personen bestünde, die keine Religion hätten. 2. Ob die Erkenntnüß der Wahrheiten des Glaubens nicht in eben dem Verhältnüß einen guten Einfluß habe, in welcher die Ueberzeugung derselben ist. 3. Ob ein Staat nicht ruhiger und glükseliger ist, wann alle, die ihn ausmachen, über die Religion gleichförmig denken und sprechen? 4. Ob die Unordnungen, die das gesellschafftliche Leben beunruhigen, nicht ihre vornemste Quelle in der Boßheit des

menschlichen Herzens haben, welches den Vorwand der Religion izt braucht, aber in einem GOtt verleugnenden Staat nicht besser sein, und vielmehr Zügelloß alle die Uebelthaten begehen würde, die es ungestrafft hoffete begehen zu können.

Von der Duldung der Gottesleugner.

III. Die Gründe, welche die Nothwendigkeit der Duldung fremder Religionen beweisen, können in Ansehung der Atheisten nicht gebraucht werden. Alle andern Wahrheiten stehen unter der Haupt-Wahrheit. Es ist ein GOtt. Wer eine besondere Wahrheit angreifft, kan noch zu recht gewiesen werden, so lang er GOtt glaubt und fürchtet. Aber ein Gottes-Verleugner vernichtigt auf einmahl alles, und rottet alle Hofnung aus, ihn auf einen bessern Weg zu bringen. Er besteifft sich wieder eine Wahrheit, von welcher es allen Menschen leicht ist, sich zu vergewissern, und sein Unglaube kan keine andre Quelle als eine höchststrafwürdige Boßheit seines Herzens haben. Ich will deswegen dem Gottesleugner kein Todes-Urtheil sprechen, und ihm auch nicht einmahl ein Gefängnüß, oder eine Landes-Verweisung zu erkennen. Aber ich glaube es seye nicht zu viel, wann ich sage, ein Mann der wieder die Religion geredet oder geschrieben hat, verdiene nicht, daß man ihm ein Amt in dem Staate anvertraue, oder mit ihm als mit einem Manne lebe, für welchen man ein Vertrauen, und eine Hochachtung hat. Man kan wohl diese Vergeltung einem Menschen beweisen, der gegen den grösten der Gutthäter so undankbar ist.

IV.

Würksamkeit der Religion auf die Gemühter der Menschen.

VI. Ich sage deswegen nicht, daß die Grundregeln der Religion einen Staat vor allen Lastern bewahren können wann er dieselben angenommen hat. Die Erfahrung würde mich wiederlegen. Aber die Ueberzeugung von dieser großen Wahrheit ist doch niemahls ganz ohne Würkung. Sie befestigt viele Menschen in der Wahrheit, sie hält andre zurük, und wann sie nicht allen Ausschweiffungen zuvorkömmt, so thut sie doch genug zu zeigen, daß das gesellschafftliche Leben würklich grosse Vortheile von ihr zieht. Die Begriffe der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit haben eine ganz andere Stärke, wann man sie ansieht, wie sie aus GOtt fließen. Man gelangt durch die Tugend zu einer viel grössern Würde, wann man überzeugt ist, daß man durch dieselben zur Aehnlichkeit Gottes sich erhebt, die Ehre erlangt sein Kind zu sein, und alle Vorzüge zu hoffen hat, die einer so glorreichen Verwandtschafft angemessen sind. Wann die Religion dem Menschen sonst keine Gutthat erwiesen hätte, als diejenigen, die ins Laster verfallen, zu einer grössern Verhelung ihres bösen Lebens zu bewegen, so thut sie schon ein großes. Das Beyspiel der fehlenden wird dadurch minder anstekend, weil es minder sichtbar ist, und man hat die Menschen in der Nothwendigkeit bestärkt, die Schranken mit Ehrfurcht anzusehen, gegen welche diejenigen selber öffentlich mit einer Scheu und Ehrerbietung bezeugen, die sie insgeheim übertretten. Zudem, wann die Religion nicht allemahl alle die Würkung auf des Menschen Herzen hat, die sie haben solte, so hat sie deswegen die-

selbe doch zuweilen. Sie hat sie nicht auf alle Menschen, aber auf einige, und wo sie sie nicht in allen Fällen hat, so hat sie sie in einigen, mehr oder weniger. Wann sie nicht zu allen Zeiten mächtig ist, so ist sie es doch in verschiednen. Alle diese Würkungen sind doch allemahl Gutthaten für das gesellschafftliche Leben, zu dessen Vortheil sie gereichen.

Falscher Schluß der aus dem ordentlichen Leben einiger Gottesleugner gezogen wird.

V. Des Hrn. B. ewiger Einwurf bey dieser Gelegenheit ist dieser, den ich vortragen werde. Er vergleicht die Auffühurung einiger Gottesleugner, und ihren ordentlichen Wandel, mit dem Lebwesen lasterhaffter Christen, und schließt aus diesem besondern Fall auf das algemeine. Er trägt insbesondre auf eine verführerische Art die Gesellschafft der Schüler des Epicur vor, die eine Gemeinschafft der Güter unter sich und mit ihrem Meister aufgerichtet hatten, und aufs ordentlichste lebten. Hr. B. kömmt hier ganz auser sich, und rufft aus„ Kan denn jemand noch so kühn sein, rufft Hr.
„ B. aus, vorzugeben, diejenigen Menschen seyen
„ zum gesellschafftlichen Leben untüchtig, die keine
„ Vorsehung glauben, und bey ihren Handlungen
„ keine andre Absicht als ihr eigenes Vergnügen
„ haben? und kan man diese Gottes-Verleugner
„ gleich als Verrähter Betrieger und Gifftmischer
„ ausschreyen?„ der Hr. B. verläßt hier den Vorwurf, worüber man streitet. Man leugnet nicht, daß die Menschen ohne den Begriff der Religion in eine Gesellschafft zusammen tretten können? Man gesteht, daß bey dem Nutzen, den sie von ihrer Freundschafft

schafft unter sich haben können, sie auch mit Vergnügen einander zu dienen vermögend sind. Aber man lehrt bloß, die Regeln der Religion seyen die eintzigen, die an und für sich selber die Gesellschafft der Menschen daurhafft machen können. 2. Es kan sein, daß einige wenige Menschen von gleicher Gemühts-Art sich unter einander verbinden, und ihr Leben in einer grossen Einigkeit zubringen, ohne an GOtt oder an eine Vorsehung zu glauben. Aber daraus kan man noch nicht schliessen, diese Begriffe seyen unnöhtig, und werden zur Sicherheit großer Gesellschafften nicht erfodert, die aus Menschen bestehen, deren Neigungen und Arten zu denken ganz verschieden sind. 3. Man konte des Epicur's Gesellschafft verlassen, und alles von derselben sagen, was man wolte, ohne daß diese Ueberläuffer ihm Schaden oder Verdruß hätten erworben können. Aber in einer grossen Sammlung von Menschen wäre es schon nicht möglich, ihnen die Freyheit zu lassen sich von einander zu trennen, böses von einander zu sprechen, und nach seinem Gutdünken zu handeln. In einer solchen Gesellschafft könte die innerliche Ruhe und die öffentliche Sicherheit nicht erhalten werden. Man sagt, es würde eine Obrigkeit da sein, und Geseze bleiben, die durch jene gehandhabt würden. Wann aber menschliche Gesetze diese Macht haben, warum sollen dann die Göttlichen ohne Würkung sein? 4. Die Einigkeit der Epicureer war auf die Gleichheit ihrer Begriffe und die Hochachtung gegründet, die sie für ihren Meister hatten. Hier hat das Christenthum einen unendlichen Vorzug. Das Haupt dieser geheiligten Religion

ist

ist das allerehrwürdigste, das menschliche Gedanken sich vorstellen können. Die Lehren des Evangeliums haben eine ganz andre Krafft als die Lehren des Epicur's, wann es auf die Liebe der Menschen unter einander ankömmt. Wir sind nicht nur berufen unsren Mitschüler zu lieben, sonder alle Menschen, und darunter unsre grösten Feinde. 5. Die Ruhe und die Anmuht der kleinen Epicurischen Gesellschafft waren nicht ihr eigenes Werk, sie gründeten sich auf den Staat, unter dessen Schutze sie stund, und dieser glaubte ein Oberstes Wesen. Selbst die Epicureer waren hierüber mit uns der gleichen Meinung. Sie sahen gerne, daß ihre Mitbürger die Götter fürchteten, und sie stellten sich selbst an, als wann sie ihnen dienen wolten, um eine Gewohnheit zu bestärken, deren Nutzbarkeit sie mit Hochachtung bemerkten. 6. Aber die Unordnungen, worinn die Epicurische Lehre den Römischen Staat stürzete, ist der deutlichste Beweiß ihrer Schädlichkeit. Es gab im ganzen Römischen Reiche keinen tugendhafften Mann mehr, als unter denen, die die Stoischen Sätze glaubten, und man darf sich hierüber nicht verwundern: des Menschen Herz, das sich einmahl dem Ehrgeitz, dem Neide, und der gröbsten Wollust ergeben hat, ist der grösten Unthaten fähig, so bald die Religion es nicht mehr zurük hält. Endlich 7. vergrössert der Hr. B. mit seiner Feder immer alle seine Vorwürfe. Es sind zwey gantz verschiedene Dinge, wann wir sagen, die Religion seye ein Zaum wieder die Laster, und wann wir sagen wolten, man seye gleich nohtwendig ein Betrieger, ein Dieb, so bald man keine Religion glaube.

Die

Die Neigung führt einen Menschen, der sich selbst überlassen ist, wohin sie selber geht. Leitet sie ihn zu Lastern, und ist zugleich keine Religion da, die sich ihrer Macht wiedersezt, so ist ja nichts, das ihn hindern kan, sich diesen Lastern zu unterwerfen, so bald als sein gegenwärtiger Eigennutz es zuläßt.

Von der Ehrbegierde.

VI. Die Ehrbegierde ist ein Grundtrieb, den der Hr. B. für viel mächtiger ansieht, als das Gewissen und die Religion. Er erhebt seine Stärke durch das Beyspiel des Frauenzimmers, das seine eigenen Kinder, ungeacht so viele Stimmen für dieselben sprechen, aufopfert, um diese Göttin zu versöhnen. Es werden noch mehrere Geseze, so wohl natürliche als Göttliche in dem gesellschafftlichen Leben der gleichen Göttin zu Gefallen überschritten. Man sieht des Hrn. B. Absicht wohl ein. Er will uns bereden, die Religion habe sehr wenig Einfluß auf die Lebens-Art derjenigen, die dieselbe öffentlich erkennen. Aber die Beyspiele der Menschen, die zugleich viel Religion und zugleich viel Laster haben, sind alsdann erst kräfftig, wann man beweiset, daß sie genugsam über die Pflichten des Glaubens, über seine Gewißheit, über die Größe seiner Belohnungen, und über die Schwere seiner Drohungen unterrichtet sind. Man müßte auch beweisen können, daß nicht würklich die Religion sehr viele Weibspersonen von dem Schifbruche ihrer Ehre zurükhält. Alles was wir aus der Erfahrung schließen können, ist dieses. Wenig Religion und eine flüchtige Erkenntnüß ihrer Pflichten

würkt

würkt wenig. Eine tiefere Einsicht und vollkommenere Ueberzeugung würkt in dem gleichen Verhältnüß mehr, wie sie selber größer ist. Es mag der Hr. B. bey seiner weitläuffigen Vergleichung der Ehrbegierde und der Religion zur Absicht gehabt haben was er will, so wird doch ein vernünfftiger Mann nichts anders daraus schließen, als man müsse bey Zeiten allen Fleiß anwenden, in dem Hertzen der Menschen den Begriff des Glaubens zu pflanzen, und sie zu überzeugen, daß nur bey ihr die wahre Ehre gefunden wird. Ein Mensch, der diese großen Grundlehren in sein Herz zu prägen verabsäumt hat, kan zuweilen in solche Umstände gerahten, daß er die allerheiligsten Geseze bricht. Daraus schließt der Hr. B. die Religion habe keine Krafft uns zum Guten zu leiten. Jsts möglich so zu schließen! Die Religion ist keine Zauberkunst, sie ist auch kein natürliches Artzneymittel, das mit einer unfehlbaren Krafft würke. Jhre Arzneykrafft ist sittlich, sie hat ihre Würkung allerdings, und thut Wunderwerke, wann man sie brauchen will. Sie kan diejenigen vom Untergang nicht abhalten, die durchaus ins Verderben rennen wollen, aber sie hält diejenigen ab, die ihr Gehör geben, wann sie auch schon am Rande des Abgrundes stehen.

Die Tugend ist der Unterstützung der Religion benöthigt.

VII. Die Tugend ist schön, sie verdient durch ihre eigene Vortrefflichkeit unsre Verwunderung, und es ist nicht unmöglich, daß es Leute giebt, die ihrem eigenen Geschmak zufolge, sich in dieselbe verlieben. Aber nicht alle Menschen sind so geschaffen, und die

aller-

allermeisten sind eines Zaums benöhtigt, dessen Beweggründe sie zurükhalten. Die allerglüklichste Gemühtsart bedarf doch noch einer guten Auferziehung. Man bringt den jungen Leuten die Fähigkeit zu guten Neigungen durch Beweggründe bey, die man ihnen vorträgt; Es giebt aber bey weitem keine, die denenjenigen auch nur nahe kommen, die von der Religion hergenommen werden können. Die Tugend wird weit reitzender in ihrer Schönheit, wann wir uns überzeugen, sie seye selbst in GOttes Augen schön, sie sey das Mittel Ihm gefällig zu werden, und unschätzbare Gnaden von Ihm zu erhalten. Der Begriff eines auf die Thaten der Menschen aufmerksamen GOttes, der die Tugend belohnt, und die Beleidiger seiner Gesetze strafft, kan auch in die verwegensten Gemühter einen Schreken bringen, wann sie durch die Auferziehung dahin zubereitet sind, daß sie diesen Begriff als wahr ansehen. Die Heiden glaubten auch, man mache sich der GOttheit durch die Tugend angenehm, und man ziehe sich ihre Ungnade durch das Laster zu. Wann dieser Begriff mangelt, so ist die Tugend allein nicht stark genug, und wann diese so offtmahls unten liegt, so wird man allerdings, fast wie Brutus, versucht, daß man sie bald für etwas unwürksames und unwichtiges ansehen möchte. Brutus war von Natur gerecht und tugendhafft. Da er aber sah, daß seine Standhafftigkeit ihm keinen Fortgang bey seinen Vornehmen würken konte, und daß das Glüke, der Reichthum, der Sieg, und alle seine Folgen auf die Seite der Tyrannen sich wandten, so nahm seine Hochachtung für die Tugend sehr ab, und es scheint

er würde nach ganz andren Absichten gehandelt haben, wann er sein Leben von neuem hätte anzufangen gehabt. Hätte Brutus GOtt gekannt, so würde der Glaube seinem Verdruß gesteurt haben, und er würde sich über die zeitlichen Unglüke und die Verlassung der Menschen getröstet haben, weil ihm doch der Beyfall GOttes übrig geblieben wäre. Der Mensch kan also auf die Tugend allein sich nicht verlassen.

Vergleichung der Sitten der Heiden, der Gottesleugner, und der Christen.

VIII. Hr. B. befleißt sich sehr tugendhaffte Heiden und insbesondre die Schüler Epicur's mit den lasterhafften Christen zu vergleichen. Es ist gewiß * sagt er, „ daß es Leute giebt, die Tag und „ Nacht Reliquien bey sich tragen, sie aber ablegen, „ wann sie mit einem unzüchtigen Weibe ihren Lüsten „ nachhängen wollen. Sie würden sie nicht tragen, und noch weniger in den bemeldeten Umständen ablegen, wann sie ihren Priestern nicht „ Beyfall geben „ An einem andern Orte fragt er „ Ist dann das Christliche Rom nicht eben so „ schlimm als das Heidnische? „ Man könte auf diesen leztern Einwurf antworten, das Heidnische Rom sey nicht mit Gottesleugnern bewohnt gewesen, die Römer haben Götter geglaubt, und ihre Tugenden seyen also keine Gründe für den Hrn. B. Dann seine Absicht ist eigentlich zu zeigen, daß ein Land, wo der Aberglaube herrscht, eben so verdorbene Einwohner hat, als dasjenige, wo gar kein Glaube ist. Aber seine Beyspiele beweisen dieses nicht. Die Unreinigkeit und

* Oeuvres diverses T. III. P. 2. p. 1056.

und die Rachsucht herrschen in Italien und Spanien zugleich mit den allereifrigsten Gottesdienstlichen Verrichtungen. Würden aber diese Laster in diesen Ländern nicht eben so wohl herrschen, und würden sie nicht noch mit andern vermehrt werden, wann die unter dem Aberglauben noch übrig gebliebene Religion nicht vieles Uebel zurükhielte? Es kan ja ein Ertzbischoff in seinem Kirchensprengel, ein Münch in seinem Kloster, ein Pabst selbst große und nützliche Verbesserungen veranstalten, die auf die Religion gegründet sind, und die keine Krafft in einer Gesell[illegible]afft von Gottesleugnern haben würden.

Warum offt die Sitten mit den Glauben nicht übereinstimmen.

IX. Aber es sind noch algemeinere Ueberlegungen übrig, die wir über die schlechte Einigkeit, des Glaubens und der Sitten vorzutragen haben, und wodurch des Hrn. B. falsche Schlüsse * entkräfftet werden können. „Wann die Heiden sagt er „ die Türken, die Juden, die lasterhafften Chri„ sten als Gottesverleugner angesehen werden müs„ sen, so ist ja das gesellschafftliche Leben voll Got„ tesleugner, und folglich kan es glüklich und ver„ gnügt bey der Herrschafft des Unglaubens sein. Wir müssen hier auf die folgenden Wahrheiten Achtung geben. Die bloß algemeinen historischen (Speculatifs) Lehren des Glaubens reichen nicht zu, die Sitten zu verbessern. 2. Die Freyheit bleibt bey allem Unterricht da, und der Mensch behält also die Freyheit das Böse zu wählen. 3. Doch wird ei-

* eben da s. 1057.

eine Gesellschafft, die sich zu den Wahrheiten des Glaubens bekannt, allemahl eine Anzahl Leute in sich schließen, die grösser oder kleiner sein kan, und die an diese Wahrheiten gedenken, andre aber daran erinnern wird. In einem Staate von lauter Gottesverleugnern kan nichts dergleichen geschehen. 4. Wann schon der menschliche Verstand so von der Natur gemacht wäre, daß bey dem allergeringsten Unterrichte die Begriffe des sittlichen Guten sich offenbarten, so würden doch die Gottesverleugner zu der Ausübung dieses Guten niemahls durch so dringende Gründe angetrieben sein, als die Menschen, die durch die folgenden Grundlehren dazu aufgemuntert werden, das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, und ein glükliches oder unglükliches künfftiges Leben. 5. Warum leben so viel Christen übel? und die, die besser sind, warum sind sie immer noch so weit von der Vollkommenheit entfernet? Die Ursache hiervon liegt im unsern Sinnen, diese finden etwas gut oder böse, das in dem sittlichen Verstand das Wiederspiel ist; Diese Sinnen können nicht ohne Mühe eingeschränkt werden. Die Bestrebungen dazu sind mühsam, man ermüdet darüber, man unterbricht seine Arbeit, man überläßt sich also dem Strome, und begeht Fehler. Es sind mehrere Ursachen, welche der Religion Kräffte schwächen, und die Macht der Sinne vermehren. Man ist gegen die lezten in der Kindheit zu gefällig, und verwähnt insgemein damit die jungen Leute. Die Jugend ist ein ungelehriges Alter, die Sinne sind in derselben in ihrer völligen Macht, und drey viertel vom Leben sind vorbey, ehe als die Religion

und

und die Vernunfft einen Theil ihrer Rechte wieder erlangt haben. 6. Man betriegt sich selber durch falsche Begriffe von der Göttlichen Barmhertzigkeit, man erstrekt dieselbe zu weit, und erlaubt sich auf dieselbe uncrlaubte Dinge. 7. Zuweilen lehrt man auch die Jrrsätze, die dem Staate in solchen Ländern entgegen sind, wo der Glaube angenommen, erkannt, und mit Ehrerbietung angesehen wird. Ein Lehrer aber, der dieselben pflantzen will, muß im Anfang sehr vorsichtig zu Werke gehen, und gewisse Wahrheiten annehmen, weil er sonst alzufrüh die Menge wieder sich aufbringen will. In einem Staate, in welchem lauter Atheisten wären, findet nichts hiervon statt. Das Thor würde allen möglichen Lehrern offen sein. Die Ursachen, die bey denen, die an GOtt glauben, ein Gemische von gutem und bösem verursachen, sind bey der Gottesverleugnung nicht möglich. Wann also, ungeachtet der Schranken, die die Furcht Gottes den Lastern entgegen sezt, dennoch dieselben so sehr herrschen, was würde dann erst geschehen, wann alle diese Schranken niedergerissen würden. 8 Hr. B. gesteht selbst, daß die Theoretische Religion auch in den Gemühtern böser Christen nicht immer unwürksam ist. Sie hoffen ihre Sünden abzukauffen, und thun allerley Mildthätigkeiten, die doch dem gemeinschafftlichen Leben zum Vortheil dienen. 9. Der Abergläubige erkennt einige feste Grund-Wahrheiten, durch deren Mittel man ihn zurükbringen kan. Der Gottesleugner läßt nichts dergleichen hoffen. Der erste erkennt, daß er in einigen Verpflichtungen steht, obwohl er dieselben nicht ohne Jrrthümer einsieht, und an deren

Stelle andere, eingebildete, annimmt. Der andre kan ärger als ein kettenloser Teufel werden, weil er selbst den Glauben der Teufel verwirfft, die einen GOtt glauben und zittern. Alles was man hoffen kan, ist, daß er seine Laster verbergen werde, wann es sein Vortheil erfodert. 10. Der Hr. B. nimmt an, die von einer gereinigten Religion überzeugten Menschen begehen vielerley Fehler. Hieraus schließt der Hr. B. die Religion habe nicht mehr Einfluß auf die Sitten als der Unglaube. Diese Art zu schließen ist ungefehr eben so, als wann ich sagen wolte,, die Leute, die in der Vernunfftlehre sich geübt haben, denken zuweilen unrichtig, also ist die Vernunfftlehre und die Wissenschafft überhaupt zu nichts nütze. Wir sind nicht vollkommene Gelehrte, wie wir nicht vollkommene Christen sind, aber es ist deswegen doch besser ein Gelehrter als unwissend zu sein, und auf eben die Art ist es besser ein Christ, als ein Ungläubiger zu sein. 10. Wir wollen noch einen Einwurf beantworten. Es giebt Staate von lauter Atheisten, die doch sich erhalten. Aber was versteht man durch diese Atheisten? Vielleicht einige Leute, die an GOtt nicht denken, und eben so leben, als wann kein GOtt wäre. Aber unter diesen Ungläubigen sind sehr wenige, die würklich ihre Gedanken in einen Zusammenhang bringen, und die förmlich das Dasein und die Macht GOttes leugnen. Hr. B. sagt, wann ein Staat, wo hundert Atheisten gegen einen einzigen Verehrer GOttes sind, sich erhält, warum solte er sich nicht ebenfalls erhalten, wann dieser Gläubige nicht da wäre? Man spielt hier mit dem Wort Atheiste. Ich will zugeben, daß

es hundert Leute gegen einen gebe, die in ihrer Aufführung keine Zeichen ihrer Ehrfurcht gegen GOtt an Tag legen, gegen einen einzigen wahren und thätigen Verehrer GOttes. Aber diese sogenannten practischen Atheisten haben sich nicht für ewig der Macht des Glaubens entzogen, sie haben ihre Grundsätze angenommen, und diese keimen, wie ausgestreute Saamen, früh oder späte. Einer wird durch ein Unglük auf den rechten Weg zurüke gebracht, ein andrer durch eine Krankheit: Man sieht, wie sie ihre vorigen Ausschweiffungen bereuen, verfluchen, und so viel an ihnen steht ersetzen, und es gehen gar nicht alle unter ihnen in einer beharrlichen Unbußfertigkeit verlohren. Hingegen sind die theoretischen Gottesleugner in ihren Grundsätzen mehrentheils feste, die Religion ist und bleibt in ihren Augen eine kindische Fabel, und wann in dem Staate hundert von ihrer Art gegen einen einzigen wäre, der an GOtt glaubte, so könte man wohl sagen, dieser Staat bestehe in lauter Atheisten. Aber dieser Fall ist nicht da, und wird noch wohl bey niemand Glauben finden. Die Religion, ob sie wohl wenig getreue Schüler hat, herrscht doch in den algemeinen Grundsätzen der Sitten, sie setzt auch denenjenigen Schranken, die sie nicht durch die Ueberzeugung im Zaum hält, und ihr Ansehen hat etwas verehrungswürdiges, das selbst die practischen Atheisten nicht gantz ablegen können, wie man aus dem Beyspiele des Lucretius ersieht.

Hr. B. setzt die Religion dem Wohlsein des Staats entgegen.

X. Es solte fast unglaublich scheinen, daß der Hr. B noch weiter gegangen wäre, und die Religion als der algemeinen Wolfahrt entgegen angeklagt hätte. Und doch hat er es bey Gelegenheit Ludwigs des VII. gethan. Dieser Herr hatte manchmahl einige gewissenhaffte Bedenken, und andre mahle hatte er wieder keine. Hieraus schließt der Hr. B. ein Herrscher werde seine Staaten in keinem blühenden Zustande erhalten können, wann er den Gesetzen der Religion beständig gehorsam bleibt. Wir sehen hier die schöne Frucht der Pyrrhonischen Gleichgültigkeit. Der Hr. B. hätte hier dem Grotius und Puffendorf lesen sollen, und er würde besser gethan haben ihnen zu folgen, als in alten vergessenen Büchern hin und wieder etwas zusammen zu stoppeln, womit er die Religion zweifelhafft machen konte. Er findet einen Wiederspruch zwischen dem Nutzen des Staats und der Religion. Diese Anmerkung wäre richtig, wann man durch einen wahren Christen einen einfältigen, einen Enthousiasten verstünde, bey welchem niemand die Gleichgültigkeit und die Unachtsamkeit auf irrdische Dinge stören könte. Ein sparsamer Fürst, der alle Ausschweiffungen hasset, der die Gesetze beschützt, und selber ihnen gehorsam ist, der den Ueberfluß erhält, der die Kriegszucht nicht verabsäumt, in den Hertzen seiner Unterthanen herrscht, und zu herrschen verdient, sein Wort hält, alles selber einsieht, geschickte und uneigennützige Minister wählt, solte ein solcher Fürst nicht im Stande sein, gewalthätige Angriffe von seinen Staaten abzuwenden? Wird es ihm an Verbundenen mangeln? und

wird

wird man bedauren, daß er anstatt seiner Frömmigkeit nicht Ungerechtigkeit und Betrug zum Triebe seiner Thaten hat. *

Ist dann derjenige Fürst das beste Werkzeug zum Glüke seiner Unterthanen, der seinen Willen als das oberste Gesetz ansieht, und der glaubt, seine Unterthanen seyn bloß für ihn geschaffen? Ist es derjenige, der das Leben vieler tausend Bürger für nichts ansieht, wann er seinen Staat mit einem paar Festungen vergrössern kan? Derjenige, der mit Gleichgültigkeit seine Unterthanen darben sieht, wann nur seiner eigenen Pracht und seinen Wollüsten nichts abgeht? Wird dann ein Volk nicht unendlich glüklicher sein, wann sein Herrscher eine Vorsehung mit überzeugtem Hertzen glaubt? Der sich als einen Menschen ansieht, den Sie zum Vater seiner Unterthanen gesetzt, und ihm ihren Wohlstand so anvertraut hat, daß er ihm so angelegen sein soll als sein eigener? Er wird genugsame Einkünffte haben, ohne seine Unterthanen mit Auflagen zu beschweren, er wird so gar Schätze auf den Nohtfall sammlen, weil seine Ausgabe eingeschränkt und ordentlich, und für den Ueberfluß kein Aufwand bey ihm ist. Er giebt nicht ehr Gesetze, als biß er sie aufmerksamlich betrachtet, und das Verlangen und die Bedürfnüß seiner Unterthanen in Betracht ge-

zo-

* Christian der VI. in Dännemark ist ein unverwerfliches Beyspiel eines Herrn, der zugleich GOtt ernstlich gefürchtet, und seine Staaten glücklich beherrscht hat.

zogen hat. Wann er weise und nützliche Gesetze gegeben hat, so sorgt er, daß ihnen genau nachgelebt wird. Er durchreiset selbst seine Länder, er hört die Beschwerden und Vorstellungen der Gemeinen und der einzelnen Unterthanen an. Er theilt die Bedienungen nach dem Verdienst aus, nichts wird verkaufft, der etwas bietet, wird für niederträchtig, und der, der sich bestechen läßt, für ein Ungeheuer gehalten. Das Angedenken treuer Diener ist bey ihm im Segen, die Nachkommenen würdiger Ahnen haben sich ihrer Tugend noch zu erfreuen. Man ehret die Redlichkeit in allen Ständen, und findet deswegen einen Vortheil in mehrerer Würde, weil man mehr Gelegenheit hat gutes zu thun. Die Unterthanen einer so liebenswürdigen Herrschafft fürchten nicht, daß sie unglükselige Menschen zur Welt bringen werden, wann sie heyrathen. Die Emsigkeit und die Geschicklichkeit wächset allemahl mit der Anzahl der Einwohner, sie bringen den Ueberfluß ins Land, und mit dem Bürger wird auch der Fürst reicher. Er findet in dem Wohlstand glüklicher und aus Liebe ergebener Unterthanen eine gewisse Zuflucht in dem Nothfall, die fast unerschöpflich ist. Nicht nur ihre Mittel, sonder ihr Blut steht ihm zu diensten. Unter einem die Tugend und die Religion hochschätzenden Herrn wird ein jeder zu sich selber sagen „ die Wahl steht „ bey mir, ich kan entweder eine Todes-Gefahr „ ausstehen, und dadurch zu GOtt gehen, indem „ ich die allerheiligste von allen Pflichten erfülle, „ oder ich kan mich seiner Gnade durch die aller„ niederträchtigste Verrähterey unwürdig machen.

Will

„ Will ich lieber ein Leben behalten, das ohnedem
„ bald zu Ende lauffen muß, als einem Fürsten
„ dienen, dem ich so sehr verpflichtet bin, einem
„ Vaterlande, das ich so zärtlich liebe, einer so ehr-
„ würdigen Kirche, und einer Familie, die ich als
„ eine mir anvertraute Beylage ansehe, worüber
„ ich dem Vater aller Menschen Rechenschafft ge-
„ ben muß. „

Wir wollen den Hrn. B. sagen lassen was er will, wann er einen Fürsten, von dessen Grundregeln wir einen Entwurf gemacht haben, für schwächer, kleiner, und mehrern Gefahren unterworfen ausgiebt, als ein schlauer Tyranne, den seine Unterthanen fürchten, seine Nachbaren hassen, und der, der allgemeinen Ueberzeugung nach, kein ander Gesetz als seinen Eigennutz hat. Er kan sagen, ein Gottesfürchtiger Fürst werde sich nicht vergrössern Warum nicht? Wann man ihn ohne Ursache angreifft, kan er dann nicht Gewalt mit Gewalt zurüktreiben, und auf einen ungerechten Beleidiger den Verlust zurükwelzen, den man ihm zugedacht gehabt? Die neuen Unterthanen, die er sich wird unterworfen haben, werden ihm bald getreu werden, wann sie nur die Anmuth seiner Herrschafft werden geschmekt haben. Andre große Herren werden lieber die Größe eines gerechten, und friedfertiger Fürsten, als die Obermacht eines unruhigen und ungerechten Herrschers sehen. Und wann auch endlich ein frommer Fürst sich in den Schranken seiner ererbten Länder hielte, was wäre dann das eben für ein Uebel. Neue

Län-

Länder erobern kostet Blut und Geld, und erschöpft mehrentheils die ererbeten Unterthanen.

Endlich sagt Hr. B. ganz deutlich „ man müsse mit betrüglichen Leuten betrüglich sein. Wann man ein Lehrgebäude vom Recht der Natur lieset, fährt er fort, so werden einem die alzugrossen Gewissens Scrupel schon vergehen, und man wird lernen, wie viel Betrug und Kriegs-List erlaubt ist. Im Kriege sind falsche Märsche, und Ueberfälle, keine Beleidigungen der algemeinen Treue. Wann ein Feldherr dem andern vorwürfe „ ihr habt nicht als ein rechtschafner Mann gehandelt, ihr habt mich betrogen, ihr habt euch angestellt, als ob ihr gantz was anders vornehmen wollet, so würde man einen so kindischen Feldherrn auslachen. Wann ein Fürst durch seine Gesandte an einem andern Hofe einige Angelegenheiten behandeln läßt, so bindet er ihnen ein, nicht unvorsichtig sich bloß zu geben, zu prüfen, ob man mit ihnen aufrichtig umgeht, und, wann man ihnen ja einige Stricke legte, diejenigen selber darein suchen einzuwickeln, die sie ihnen gelegt. Dieser Fall gehört zu demjenigen hin, in welchem es erlaubt ist, gegen einen Feind sich feindlich aufzuführen. Aber so wohl im Kriege als auch in Friedens und Bundeshandlungen ist es eine falsche Klugheit sich verbotener Kunstgriffe zu bedienen, man zieht sich eine Vergeltung mit gleicher Münze zu, verliert das Zutrauen, und das Ansehen der Ehrlichkeit, und findet ein andermahl keinen Glauben, wann es nöhtig und sonst auch wohl leicht wäre, glauben zu finden. Man betriegt und überrascht ein oder zweymahl, und

muß

muß hernach beständig selber auf der Hut sein, weil man nichts anders als eine gleichmässige Rache seiner Gegner zu hoffen hat.

Vergleichung des Götzendienstes und der Verleugnung GOttes.

XI. Der Hr. B. nähert sich nach und nach einer deutlichen Vertheidigung der Atheisterey. Er vergleicht sie erstlich mit dem Götzendienste, und stellt die Teufel vor, als wann sie diesen viel lieber als jene sähen. Die Gottesverleugnung thut weder GOtt noch dem Teufeln einige Ehre an. Aber in dem Götzendienste werden die bösen Geister angebetet, und sie geniessen dabey eine göttliche Ehre. Der Hr. B. hat zu viel Verstand besessen, daß er nicht beym ersten Anblik die Schwäche seines Vorgebens eingesehen haben solte. Wann die Heiden würklich einige böse Geister angebetet hätten, so möchte es noch angehen, daß dieselben diese Verehrung mit einiger Lust angenommen hätten. Aber die Heiden richteten ihre Tempel eigentlich für andre erhabene Wesen auf, die gantz von der Natur der Teufel entfernet sind, für gutthätige Wesen, die für die Menschen Sorg tragen, die die Tugend belohnen, und das Laster straffen solten. Diese Gottheiten waren freylich blosse Träume, dann der Götze ist nichts, wie Paulus sagt, sein gantzer Dienst ist auf den Irrthum gegründet, und kan bloß auf dieser Seite dem Vater der Lüge gefällig sein. Wann man aber entscheiden will, ob der Götzendienst oder eine gäntzliche Ableugnung eines göttlichen Wesens dem bösen Geiste angenehmer sein kan,

* Pensées diverses T. 1. Art. 113.

kan, so muß man untersuchen, ob diese oder jener die Menschen böser, und ihre Besserung schwerer macht, dieses ists, worüber man streitet. Der Hr. B. verwickelt die Frage mit einem fremden Begriffe, der noch dazu irrig ist, daß nemlich die Teufel der wahre Vorwurf des Götzendiensts seyen, und er nimmt dabey an worüber gestritten wird daß nemlich dieser bösere Folgen unter dem menschlichen Geschlechte, als eine gänzliche Verwerfung eines göttlichen Wesens habe. Ich will mich mit der Prüfung desjenigen nicht aufhalten, was in dieser Vergleichung unrichtig ist. Die Propheten haben den Götzendienst als einen geistlichen Ehebruch vorgestellt, deswegen vergleicht der Hr. B. einen Gottesleugner in Ansehung GOttes mit einen Weibe, das gegen seinen Mann gleichgültig, und die Götzendiener mit einer andern, die ihm untreu ist, und ihm andere Liebhaber vorzieht. Bey allem ihrem Scheine hat diese Vergleichung nichts gründliches. Eine ehbrecherische Frau kennt ihren Mann, und fühlt wohl, daß sie ihm unrecht thut. Ein Götzendiener kennt den wahren GOtt nicht, und nimmt ein Hirngespenst für ihn. Und dabey ist bey den Gleichnüssen in der H. Schrift nicht allemahl die Absicht einen Satz aufzuklären, es ist es gar offt vielmehr das Hertz zu bewegen, und in demselben lebhaffte Rührungen zu erweken. Die Juden waren sehr eifersüchtig, und ein ehbrecherisches Weib war für sie ein abscheulicher Greuel, deswegen bediente sich GOtt dieses Bildes den Juden die Größe ihrer Missethat begreiflich zu machen, und die überschwengliche Gnade abzumahlen, die bey einer so großen Beleidigung ihnen die Vergebung

bung anbietet. Es ist eine eitele Spitzfündigkeit, wann man eine andere Absicht in der Sprache der Propheten sucht. Auf eben diese Art wird der Geitz ein Götzendienst genennt; und von den wollüstigen sagt man, sie machen ihren Bauch zu ihren GOtt. Solte man deswegen schliessen, es seye besser keinen GOtt zu glauben, als wollüstig oder geitzig zu sein?

Unser Weltweiser fährt fort,, Es ist besser, man leugne schlechtweg das Dasein Gottes, als daß man sein Wesen unrichtig vorstellt. Diese Rede klingt ungefehr eben so, als wann ich von einem Schrifftsteller sagte, man thäte besser wann man alle seine Werke verbrennte und ausrottete, als wann man einigen Stellen in denselben einen unrechten Verstand andichtete. Doch um genauer zu gehen, wollen wir noch einige Anmerkungen über den Götzendienst der Heiden machen. 1. Die Tempel und die Feyerlichkeiten hatten nicht unmittelbar den obersten GOtt zum Vorwurf. Sie verstellten also seinen Begriff mit ungereimten Zugaben, und ihr Irrthum erstrekte sich nicht weiter als dahin, daß sie glaubten die Erde würde durch untern Gottheiten beherrscht, und auf dieselben fiel das Unvernünfftige in ihren Beschreibungen. 2 Man kan leicht beweisen, daß sie doch noch Grundsätze rein behielten, die tüchtig waren, des gemeinen Mannes ungereimte Einbildungen zurecht zu weisen. Wären diese Grundsätze nicht gewesen, wie hätte es dann den Weltweisen einfallen können, daß sie die heidnischen Geschichte der Götter zur Allegorie zu machen gesucht,

und

und dadurch dasjenige auszumertzen getrachtet, was selbst für untere Gottheiten unanständig gewesen. 3. Die Gründe des Hrn. B. beweisen zu viel, und folglich nichts, dann sie geben den Atheisten nicht nur eine Gleichheit, sonder einen Vorzug über die Christen. Dann wieviel sind ihrer wohl, die von dem ewigen und unendlichen Wesen sich würdige Begriffe machen, welche nicht für dasselbe unendlich zu gering sein solten? Nach dem Hrn. B. wäre die Verleugnung einer Gottheit nicht nur besser als die Abgötterey, sonder sie wäre würklich der glüklichste Zustand, in welchem man sich einen Menschen einbilden könte. Ein Atheiste ist keiner Fehler schuldig, er verdient niemahls eine Straffe. Dieses ist zwar nicht von den Europäischen Gottesleugnern zu verstehen, die deswegen keinen GOtt erkennen, weil sie diese Kenntnüß boshaffter Weise erstikt haben. Sonder alle unsre Streitigkeit betrifft nur einige Africanische und Americanische Völcker, die wir nicht sonderlich kennen, und die wir mit den aberglaubischen Völkern vergleichen sollen. Und es ist nicht einmahl gewiß, daß diese tumme und wilde Menschen würklich ohne einen Begriff eines unsichtbaren Wesens sind, das über sie wacht: es ist ebenfalls ungewiß, ob sie nicht durch die Handlung mit angräntzenden Völkern einige Begriffe von GOTT erhalten haben. So bald man auch nur ein geringes Licht hierüber empfangen hat, so steht man schon unter der Verpflichtung, sich weiter zu erkundigen, und die reinesten Begriffe über eine so wichtige

Sache

Sache sich zu verschaffen, die es möglich ist zu erhalten. *

Wir wollen hier dem Hrn. B. die Beystimmung des Apostels Paulus benehmen, mit welcher er seine Meinung zu bestärken sucht. Dieser heilige Schrifftsteller schreibt von den Heiden. „ Sie haben sich nicht bekümmert GOtt zu kennen, deswegen hat GOtt auch sie einem verdorbnen Sinn übergeben, so daß sie Dinge begangen haben, die der menschlichen Natur gantz unanständig sind. Sie sind voll von aller Ungerechtigkeit, Hurerey. . . . Und obwohl sie das Recht GOttes gekannt haben, daß diejenigen des Todes schuldig sind, die dergleichen Laster begehen, so begehen sie sie dennoch nicht nur selber, sonder sie heissen auch diejenigen gut, die sich derselben schuldig machen. „ Hr. B. meint, der eifrigste Atheiste könne nicht weiter gehen, und für seine Sache kein deutlicher Zeugnüß geben. Aber man kan wieder den Hrn. B. eben diese Stelle des Apostels brauchen. Paulus sagt, die Laster, denen sich die Heiden ohne Scheu überlassen haben, entspringen hauptsächlich aus der wenigen Sorge, die sie gehabt, GOtt kennen zu lernen.

* So viel ich Reisebeschreibungen kenne, ist kein Volk ohne einen Gottesdienst gefunden worden. Die Hottentotten im Süden und die Grönländer im Norden erkennen ein Gutes und ein böses Wesen.

nen. Sie sind also eben darum so lasterhafft gewesen, weil sie den Atheisten in dem Mangel der Erkänntnüß GOttes so nahe gekommen. Und was würde Paulus nicht von den Atheisten selber gesagt haben? 2. Der Apostel schildert die Sitten der Heiden in der Absicht ab zu zeigen, wie nothwendig eine Offenbarung sey, die den Mangel des Lichtes der Vernunfft ersetzt, als die allein zu schwach ist, die Menschen im Zaume zu halten. Der gleiche Streich, der den Götzendienst trifft, schlägt mit noch mehrerer Stäcke die Verleugnung GOttes. 3. Die äusserste Verderbnüß der Heiden war nicht ohne Ausnahme. Die Furcht GOttes und die Sorge ihr zu mißfallen, brachte die Sitten eines Socrates, eines Antoninus, eines Epictetus in Ordnung, und es werden vermuthlich noch mehr Heiden von dieser Gemühts-Verfassung gewesen sein, ob uns wohl die Nahmen derselben nicht bekannt sind. 4. Es ist endlich allemahl leichter einen Menschen von den Ausschweiffungen seiner Aufführung und den Thorheiten seines Hertzens zurükzubringen, als einen Atheisten seinen Stoltz, seine Liebe zur Sophisterey, und seinen Hang Einwürfe zu machen zu benehmen.

Nach einer gantzen Menge zweydeutiger Ausdrüke, in welchen wir dem Hrn. B. nicht ohne Nutz und ohne Nothwendigkeit nachfolgen wollen, endigt er mit zweyen algemeinen Schlüssen, 1. daß diejenigen, die allerley Lasterthaten begehn, dennoch ihren Glauben beybehalten, 2. daß der gröste Theil der

Tha-

Thaten und Handlungen der Menschen nicht von seiner Religion, sondern von der innern Beschaffenheit seines Hertzens und von seinen Begierden herrührt, denen er alle die Lehren seines Glaubens auch alsdann aufopfert, wann er würklich denenselben nachzuleben scheint. Auf die erste dieser Folgen antworte ich, diejenigen, die die bemeldeten Laster begehen, haben würklich so wenig Religion, daß man den Atheisten nicht ähnlicher sein könte. Die zweyte Folge ist wahr, wann man sie auf diese Leute einschränkt, sie wird aber unrichtig, wann man sie weiter ausdähnt. Ein Mensch der kein zukünfftiges Leben glaubt, folgt in seiner Aufführung bloß seinen Leidenschafften, oder seinem gegenwärtigen Nutzen. Aber ein Mensch, der sich einmahl überzeugt hat, daß eine Ewigkeit auf dieses Leben folgt, kan fast unmöglich sich aufführen als wann er nichts davon glaubte, und es ist im geringsten nicht wahrscheinlich, daß alle diese großen Wahrheiten unfruchtbar bleiben, wann man davon recht überwiesen ist. Die Quelle der wunderlichen Vermischungen von Laster und Religion, die der Hr. B. so weitläuffig beschreibt, findet sich in den falschen oder unzureichenden Begriffen von der Religion. Aber daraus kan man wahrscheinlich schliessen, 1. daß die Atheisterey noch schlimmere Folgen haben würde; 2. daß bessere Begriffe zum wenigsten einen großen Theil dieser unvernünfftigen Mißbräuche bessern würden. Ein falscher Schimmer kan verführen, aber im dunkeln sieht man gar nicht, was man thut. Eben so verhält sich der Aberglaube und die Verläugnung der Gottheit.

Von dem Leben am Hofe.

XII. Ferner zu beweisen, daß die Religion auf die Sitten keinen Einfluß hat, führt der Hr. B. das Beyspiel vieler Höfe an, wo man lebt, als wann man keinen GOtt glaubte. Wann dieser Grund eine Krafft haben solte, so müßte die Sache nicht nur überhaupt, sonder auch in allen einzelnen Beyspielen wahr, und von dem Fürsten an, biß auf den letzten Hofmann alles verdorben sein, und ein jeder eben so übel leben, als er leben würde, wann er keinen GOtt glaubte. Aber dieses ist bey weitem nicht der Wahrheit gemäß. In den aller verderbtesten Höfen findet man fromme Leute. Wie redlich war nicht der Kantzler de l'Hospital am Hofe Carl des IX. Hatte dann dieser grosse Mann keinen Freund der ihm gliche? Und zudem so bald die Religion eine angenommene Lehre bey uns ist, so kan sie, wann sie schon heute keine Krafft bewiesen, es dennoch morgen, oder zu einer andern Zeit thun, und in dem Leben eines Jahres sind viele Stunden, in welchen man sich darnach richtet. Es ist doch dadurch gleich so viel böses ersparet. *

Die

* Die Religion hat bey Friedrich dem IV. bey Friedrich Wilhelmen und mehrern Königen unendlich viele milde Thaten und nützliche Stifftungen zuwegen gebracht.

Die Laster würden mit einer gantz andern Freyheit und Schrankenlosigkeit herrschen, wann man an einem Hofe öffentlich GOtt verleugnete. Was thun nicht die Hofleute um dem Herrn zu gefallen? Wie groß ist nicht der Einfluß des Hofs auf die übrigen Bürger der Hauptstatt, und mit was für einem Eifer ahmen die Provintzen nicht den Sitten der Hauptstatt nach. Hieraus kan man schliessen, daß ein wahrhafftig Christlicher König nohtwendig auf die Sitten einen großen Einfluß haben müsse, und es wird leicht sein, die Würkungen dieses Beyspiels mit denen zu vergleichen, die man von einem Gottesleugner zu erwarten hätte. Der Hr. Swifft hat diese Wahrheit auf eine scharfsinnige Weise in seinem Briefe über die Aufnahme der Religion und der Sitten in ihr Licht gesetzt.

Von der Begierde sein Angedenken zu verewigen.

XIII. Man sieht leicht, daß die Gesetze einen Atheisten nicht zurükhalten können, wann er ihre Macht nicht unvermeidlich fürchten muß. Diesen Mangel zu ersetzen, meint der Hr. B. soll die Begierde nach einem unsterblichen Nahmen die Atheisten antreiben tugendhaffte Thaten zu begehen. Der Hr. B. erkennt also andre Triebe, als die Wollust und den Nutzen. Aber, wann die Begierde nach einer bloß in der Einbildung gegründeten Ewigkeit der Menschen Neigungen verbessern, und sie bewegen kan, ihre gegenwärtigen Lüste und ihren weltlichen Eigennutz hindanzusetzen, was wird nicht die Krafft

der Erwartung einer unvermeidlichen unfehlbaren Ewigkeit sein, in welcher entweder ewiger Ruhm oder ewige Schande, ewige Seligkeit oder ewiges Unglük uns unzertrennlich begleiten soll? In einem Staate werden immer nur wenige Personen sein, bey welchen die Begierde eines unsterblichen Nachruhms von einiger Krafft ist. Die gröste Anzahl ist dieser feinen Betrachtung unfähig, und sie kan keine Hofnung haben unsterblich zu werden, wann ihre äusserlichen Umstände nicht erhaben sind. Kan man die Würkung dieser schmeichelhafften Träume mit der Ueberzeugung von einer würklichen Unsterblichkeit vergleichen?

Über die Mängel der Auferziehung.

XIV. Der Hr. B. sucht uns zu bereden, man trage dem Volke die Religion auf die allervollkommenste Weise vor. Seine Absicht ist daraus zu schließen, es seye der Religion Schuld, wann ihr Vortrag keine Früchte bringt. Aber es ist zu allem Unglük bey weitem nicht wahr, daß die Auferziehung der Christen so vollkommen seye, als der Hr. B. sie dafür angesehen haben will. Die kurtzen, truknen, finstern Lehren eines Cathechisten, die er einem jungen Menschen im Cabinette giebt, werden durch den Zusammenhang vieler ihrer Würkung entgegen strebenden Umstände sehr geschwächt. Tausend Beyspiele, tausend Gespräche streiten dawieder, und haben einen um desto grössern Eindruk, weil sie mit angenehmen Umständen begleitet sind, und weil sie von solchen, Leuten, her-

herkommen, die man liebt und hochschätzt. Das Hertz füllt sich sehr bald mit weltlichen Begriffen an, und unterwirfft sich der Macht der Leidenschafften. Die Jugend wird völlig noch verdorben, weil man tausend Fehler in ihrer Auferziehung und Belehrung begeht. Man gewöhnt sie dasjenige als das Wesen der Religion anzusehen, was nur die Rinde und das Kleid derselben ist. Eine junge Person ist bey den Gottesdienstlichen Versammlung fleißig gegenwärtig, daraus schließt man gleich, sie seye von der guten Art, und man bildet es ihr selber ein. Sie kan daneben ausgelassen, spöttlich, hochmühtig, verläumderisch seiu, man schätzt alle diese Fehler gering, und wann man ja mit einigen Warnungen ihnen zu wehren trachtet, so geschieht es nur obenhin. Die meisten Lehrer sind selbst mit allerley streitigen Lehren so sehr eingenommen, daß ihre vornehmste Sorge ist, ihre besondern Gedanken ihren Lehrlingen einzublasen, und daß sie auf dieselbe mit mehrerem Eifer als auf die Grundwahrheiten des Glaubens dringen. Sie sind zufrieden, wann dieselben nur für ihre beliebten Sätze eiferig werden.

Mehrentheils thut man nichts weiter, als daß man junge Leute ihren Catechismum hersagen läßt. Wann man ja einige Erklärungen dazu thut, so sind sie mehrentheils dunkel und gezwungen, und die Jugend lernt nur die Ausdrücke ohne denen selbigen einen

nen vernünfftigen Verstand zu geben. Wann ihre Vernunfft etwas reiffer geworden ist, so merken sie nach und nach die Falschheit ihrer Begriffe, und schliessen, man habe sie betrogen, ohne die Mühe zu übernehmen, um andre und bessere sich umzusehen. Der Unglaube gefält ihnen. Sie hören die Scherze und Einwürfe gegen die Religion mit Vergnügen. Wann sie von einer vornehmen Geburt sind, so finden die geringern Leute leicht einen Zugang zu ihrer Freundschafft und ihrer Vertraulichkeit, wann sie hin und wieder Spöttereyen gegen den Glauben einmengen, und wieder die unbequeme Wahrheit allerley Einwürfe zu machen wissen.

Sehr viele Lehrer des Glaubens sind nicht im Stande, der Jugend eine deutliche Erkenntnüß der Grund-Wahrheiten beyzubringen, worauf unsre Hofnung beruhet; Sie sind nicht vermögend die Beweißthümer zu entwickeln, die uns zur völligen Gewißheit in Ansehung dieser Wahrheiten führen. Sie sind nicht fähig die Stärke der Beweggründe recht einzuschärfen, die uns zur Ausübung unsrer Pflichten verbinden, noch uns die Herrlichkeit recht vorzustellen, zu welcher wir durch unsern Gehorsam gegen die göttlichen Befehle steigen, noch die Großmuht abzumahlen, die wir dadurch erlangen, und die alles übertreffende Stille abzuschildern, die wir dabey aufs innigste empfinden.

Aber bey allen diesen Fehlern derjenigen, die im Glauben unterweisen, sind sie doch genugsam, dem gemeinen Leben der in niedrigen Umständen sich befindenden Menschen eine Ordnung vorzuschreiben, als bey denen das Gemüht von keinen Zweifeln in Verwirrung gesetzt wird, und die alles glauben, was man sie lehrt, ohne über den Beweiß viel zu grübeln. Es ist aber für das Beste des gesellschafftlichen Lebens auch viel zuträglicher, daß solche Leute auf diese Art glauben, als wann sie gar keine Grundsätze ihres Thun und Lassens annehmen, und wir thun nichts unbilliches, wann wir von diesem mindern auf ein mehreres schliessen. Ein gründlicherer Unterricht würde auch grössere Würkungen hervorbringen, und der Glaube würde in dem gleichen Maasse, in welchem er mehr bekannt würde sein, die Menschen auch vollkommener und glükseliger machen. Wann man Christen machen will, so muß man zuerst vernünfftige Geschöpfe aus den Menschen machen. Eine durch den Glauben erleuchtete Vernunfft hat bald einen großen Fortgang in dem Geschmack und der Ausübung des Guten. Die falschen Vorurtheile, die uns der Umgang der Welt beybringt, lassen sich durch das Nachdenken über die grossen Wahrheiten der Offenbahrung leicht zerstreuen.

Ob der Geist der Verfolgung aus der Re-

XV. Die Erfahrung hat gewiesen, daß die Unterdrückung der Irrgläubigen ein

ligion entspringt.

ein Uebel ist, auf welches viele andre folgen. Alle die Würkungen desselben legt Hr. B. dem Glauben zur Last, und sucht dadurch ihn schlimmer vorzustellen als die Verleugnung GOttes ist. Aber wir merken erstlich an, daß die Unterdrückung gar wohl bey der Verleugnung der Religion bestehen kan. Wann man gar keine Verfolgung von Seiten der Atheisten solte zu fürchten haben, so müßten 1. alle Menschen Atheisten sein. 2. und in dieser Meinung verharren, und 3. alle Atheisten mit Gleichgültigkeit den Unterscheid zwischen ihren Meinungen und den Meinungen der andern über alle, auch von der Religion gantz entfernte, Vorwürfe ansehen. Aber die Verfolgung würde eben so wenig statt finden, wann die Menschen alle einen Glauben hätten. Die Vernunfft, die Menschenliebe, und das Christenthum, vereinigen ihre Kräffte uns zur Duldung der anderst gesinnten zu leiten, und man fängt an immer mehr und mehr einzusehen, daß diese Duldung nicht nur der Ruh des Staates am zuträglichsten, sonder auch am dienlichsten zur Aufklärung der Streitigkeiten ist.

Wann man aber zur rechten Quelle der Unordnungen und der Aufruhren steigt, so findet man dieselbe in der Ehrsucht der Menschen, in ihrer Unbeständigkeit, in ihrem Eigennutze, und in ihrem Neide. Der Christliche Glaube kan wohl der Vorwand sein, er ist aber nicht die erste Ursache,

und

und nicht die natürliche. Wann dieser Vorwand nicht da wäre, so würde man einen andern finden. Die besondre Größe der Conde' und der Rohan haben eben so viel Antheil an ihren Thaten gehabt, als ihre Prediger. Die wahren Beweggründe der Großen sind in ihrer Herrschsucht verborgen, sie wollen am Ruder sein, und die für sie streiten, wissen öffters selbst nicht, was sie thun. Da also bey den Atheisten die gleichen Leidenschafften sind, so würden sie eben diese Würkung unter einem andern Nahmen hervorbringen. Ein Mann der Religion hat, wird allemahl, auch wann er glaubt mit Recht dieselbe mit den Waffen schützen zu dürfen, gar sehr durch sein Nachdenken und durch die Kenntnüß der unglüklichen Folgen des Krieges zurükgehalten, und entschließt sich am allerösftesten lieber mit Gedult zu leiden. Hingegen sieht ein Atheiste keine Thaten anders als in so weit an, als sie ihm Nutzen schaffen. Wann er eine natürliche Hertzhafftigkeit besitzt, wann sein Temperament ihn zur Verachtung des Todes leitet, und die Ehrsucht ihn anspornet, so kan ihn nichts zurükhalten. Es ist gewiß, daß der Unterscheid der Meinungen in Glaubenssachen keine Unruhe bey einem Volke erregen würde, wo ein jeder Unterthan ein vollkommner Atheiste wäre. Aber würden deswegen keine Ursachen zur Zweytracht übrig bleiben, würden die Atheisten alle unempfindlich sein? Hat dann die Verleugnung GOttes eine Krafft, die die Menschen von der Ehrsucht, von der Liebe zum Vorzug und zum Beyfall, von der Ungedult beym Wiederspruch befreyt? Hat man nicht

zwey

zwey berühmte Aerzte gesehen, die mit großem Eifer über die beste Art die Kinderpocken zu heilen sich so sehr erhizt, daß sie endlich zum Degen gegriffen? * Hat man nicht für noch schlechtere Streitigkeiten, eben dieses und noch mehr gethan? Wie viel Lärm hat die Vernunfftlehre des Ramee erregt, die man der Aristotelischen vorziehen wolte, welcher sie so ähnlich war? War nicht gantz Rom bisweilen über den blauen und grünen Wettrennern in Aufruhr? Und hatte nicht der mächtige August die gröste Mühe die Gewaltthätigkeiten zu hemmen, die über zweyen Gauklern entstunden, deren jeder seinen Anhang hatte?

Schluß. XVI. Es ist nicht unmöglich mit einem Streiche alles dasjenige zu entkräfften, was Hr. B. in seinem Geiste gesammlet, und in seinen Schrifften vorgetragen hat, und mehrentheils auf betrügliche Gleichnüsse, übertriebene Beschreibungen, verführerische Gemählde heraus läufft. Man könte ihm eben den Grund entgegen setzen, mit welchem Diogenes den spitzfündigen Zeno wiederlegt hat, nemlich die Erfahrung. Man kan in der Geschichte finden, wie groß der Einfluß der natürlichen Religion auch bey ihrem schlechten Ueberbleibsel bey den Heiden gewesen ist. Man wird finden, wie sehr ihre Sitten, und das Glük ihrer Staaten dadurch verbessert worden. Alle Gesetzgeber haben den festesten Grund ihrer Gesetze in der Religion gefunden. Sie hat in die Gemühter der Menge den Geschmack der

* Woodward und Mead.

der Billigkeit eingeprägt, und zum Theil die Grund-Regeln des Volks über die Ehre verbessert. Sie hat kräfftig zur Verminderung der Zweytracht beygetragen, die Hertzen vereinigt, und die Eintracht unter den verschiedenen Ordnungen der Bürger erhalten. Man wird sich vergebens bemühen, die Ungerechtigkeiten und die Grausamkeiten zusammenzuhäuffen, die von dem Geiste des Aberglaubens und der Verfolgung entstanden sind. Sie werden nimmermehr ein Gleichgewicht mit dem Guten ausmachen, das die Religion im gesellschaftlichen Leben gewürkt hat, auch damahls, da die Wahrheit am meisten verstellt gewesen ist. Wie viel mehr muß eine reine und heilige Lehre, wie das Evangelium, eine unvertroknende Quelle von Vortheilen für die wahren Glaubigen sein. Wir schliessen, und danken GOtt für dieses uns bescheerte Himmlische Licht, und bitten ihn, alle Bemühungen zu entkräfften, mit welchen man dasselbe zu schwächen oder zu verdunkeln trachtet. *

* Es sind im grössern Werke noch zwey Capitel. Eines über die *Entretiens de Maxime & de Themiste*, als das letzte Werk des Hrn. B. und eines über des Bischof Huet seines de la foiblesse de l'Esprit humain. Sie sind beyde wirkliche Anmerkungen über diese zwey Bücher, und können nicht wohl ausgezogen werden. Das wesentliche davon findet man ohnedem in diesem Auszug.

Des Hrn. v. Crousaz Gutheissung dieser Arbeit.

Diese Gutheissung ist etwas weitläuffiger, und der Hr. V. spricht in der Urkunde von seinem Werken. Diese Stellen haben wir nicht nöhtig gefunden beyzubehalten.

Ich habe mit Aufmerksamkeit den Auszug meines *Examen du Pirrhonisme* gelesen, und finde meine in die Kürze gebrachte Gründe vollkommen eben so stark, als in der Urkunde. Ich bin für diese Arbeit dem Verfasser sehr verpflichtet, billige den Auszug in allem, und hoffe davon eine gute Würkung.

Lausanne v. Crousaz
den 1 Jun. 1740.

Anmerkung zur 229. §. Diese Ausrechnung ist auf eine weit verständlichere und leichtere Art, und dennoch überzeugend von dem berühmten Hrn. Sulzer in seinen Unterredungen von der Schönheit der Natur vorgetragen worden. Er hat mit Recht nicht nur die Verbindung, sonder die Gestalt der Elemente in Betrachtung genommen, die durch einen ungefehren Wurf hervorgebracht werden soll.

Erster Theil.

der

Wiederlegung

der Pyrrhonischen Lehre.

oder

die Beurtheilung des Sextus Empiricus.

Erster Abschnitt.

Allgemeiner Begriff der Weltweisheit des Sextus. p. 1.

Zweyter Abschnitt.

Allgemeine Anmerkungen über das erste Buch der Hypotypposen. 7

Dritter Abschnitt.

Prüfung des zweyten Buches der Pyrrhonischen Hypotypposen. 17

Vierter Abschnitt.

Prüfung des dritten Buches der Hypotypposen. 38

Fünfter Abschnitt.

Prüfung der Schrifft die Sextus wider die Mathematic hinterlassen hat. 105

Zweyter Theil.

In welchem man dasjenige untersucht, was der Herr Bayle zum Behuf der Pyrrhonischen zweifelsucht vorgebracht hat.

Erster Abschnitt.

Anmerkungen über des Hrn. B Gemüthsart und die Absicht seiner Werke. 129

Zweyter Abschnitt.

Von den Gründen der Zweifellehre überhaupt, und insbesondre von der Logicalischen Zweifellehre. 146

Drit-

Dritter Abschnitt.
Prüfung der Zweifellehre in der Geschichte. 175

Vierter Abschnitt.
Prüfung der Zweifel in der Naturlehre. 184

Fünfter Abschnitt.
Prüfung der Zweifelsucht in der Sittenlehre. 191

Sechster Abschnitt.
Prüfung der Zweifel über das Dasein GOttes. 221

Siebender Abschnitt.
Prüfung der Metaphysischen Frage, ob die Erhaltung eine anhaltende Erschaffung seyn. 262

Achter Abschnitt.
Prüfung der Zweifel über die Seele des Menschen und derselben Unsterblichkeit. 277

Neunter Abschnitt.
Prüfung der Zweifelsucht über die Freyheit. 292

Zehenter Abschnitt.
Prüfung der Zweifelsucht über die Glükseligkeit des Menschen. 311

Eilfter Abschnitt.
Prüfung des Zweifels der Pyrrhonier über die Vorsehung GOttes. 329

Zwölfter Abschnitt.
Prüfung der Zweifelsucht in Ansehung des Einflusses der Religion auf das gesellschafftliche Leben, und die bürgerliche Verfassung. 359

Druckfehler.

P. 59. in der Anmerckung l. 12. für Alle entfernete Körper werden grösser, alle genäherte kleiner. lies: Alle entfernere Körper werden kleiner, alle genäherte grösser.

X III, 98

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Crousaz, Jean-Pierre de, / Formey, Jean Henri Samuel, / Haller, Albrecht << von>>,

Prüfung der Secte die an allem zweifelt

Goettingen 1751

Ph.sp. 659
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044145-2
VD18 11245115